This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. l. 12

Auf der Höhe.

Von

Berthold Auerbach.

Zweiter Band.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Auf der Höhe.

Roman in acht Büchern

von

Berthold Auerbach.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1866.

Uebersetzungsrecht vorbehalten. Autorisirt sind in französischer Sprache: A. Lacroix Verboekhoven & Comp. in Brüssel und Paris. In englischer für Amerika: Bayard Taylor. Für England: Dr. Max Schlesinger in London. In holländischer Sprache; Zenobia van Lennep (Bosch & Zoon in Utrecht).

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Hansei schaute in der niedern Stube zum Fenster hinaus, hielt seine Pfeife mit beiden Händen und schmauchte in den Morgen hinein; nicht weit von ihm spaltete ein Taglöhner eine Fuhre Holz. Hansei schaute ruhig zu, nickte, wenn der Holzspalter gut traf, und lächelte als echter Kenner über den ungeschickten Menschen, wenn er ein Stück mit einem widerspenstigen Ast um und um wenden und vergebens einhacken mußte. Die Großmutter begann das kleingehackte Holz nach der Giebelseite unter das Vordach zu tragen und dort aufzuschichten. Jedesmal, wenn sie ab- und zuging, schaute sie nach Hansei, der aber rührte sich nicht; endlich sagte sie, mit einem Armvoll Holz vor ihm stehen bleibend:

„He! Jo!“

„Freilich!“ erwiderte er und paffte weiter. Die Großmutter hatte mit dem kurzen Anrufe sagen wollen: Was ist denn das? bist du nur zum Zusehen da? kannst Du nicht wenigstens das gespaltene Holz aufschichten?

Der Angeredete hatte verstanden, was in dem Anrufe „He jo," lag und hatte ganz richtig darauf geantwortet: „Freilich thu' ich nichts, das ist just so mein Wille."

Die Großmutter war eben dran, einen Armvoll Holz vor seinem Angesicht niederzuwerfen; aber sie besann sich — der Taglöhner draußen braucht das nicht zu sehen. Sie trug das Holz an seine Stelle, dann kam sie in die Stube und sagte:

„Hansei, guck ein, ich will Dir was sagen."

„Ich hör' schon," erwiderte dieser zum Fenster hinaus.

„Ich weiß nicht, was Du vorhast? was bildest Dir denn ein?"

Hansei hielt es nicht für nöthig, eine Antwort zu geben; er rauchte bequemlich weiter, und die Großmutter fuhr fort:

„Es ist schon Schand' genug, daß Du Dir das Holz vor das Haus führen lässest, und nicht selbst in den Wald gehst und aufladest; bist doch selber Holzhauer. Und jetzt läßt Du gar noch einen Holzspälter da herkommen! Das ist nicht geschehen, so lang das Haus dasteht, daß einem fremden Mann die Axt in der Hand warm geworden ist. Schämst Du Dich denn nicht?"

„Hab's nicht nöthig," erwiderte Hansei, sich ein wenig nach der Stube umwendend.

„Gut, wirst schon wissen, was Du nöthig hast!" rief die Alte zornig. Aber ich will nicht zanken, bleib' nur so; laß Dich verkommen und Alles, Du wirst

allein ausessen müssen, was Du einbrockst. O, wenn das meine Walpurga wüßte! die ist in der Fremde für uns, und derweil bist Du . . ."

„Jetzt hab' ich's genug," wendete sich Hansei nach der Stube und schloß das Fenster. „Schwiegermutter, ich lege Euch nichts in den Weg, ich lasse Euch wirthschaften, wie Ihr wollt, und so laß ich mir auch nichts drein reden."

„Ich will Dir auch nichts drein reden, Du bist Vater und Ehemann."

„Schöner Ehemann das, dem die Frau auf ein Jahr davongeht."

„Es kommt ihr vielleicht schwerer an, als Dir."

„Kann sein. Aber sie hat Lustbarkeit und Unterhaltung, und was hab' ich? Ich lauf' in der Welt herum wie verloren, und drum sag' ichs gerad' — ich schäm' mich nicht — das Beste ist, daß es noch Wirthshäuser giebt; da hat man doch noch eine Heimath, wenn man daheim keine mehr hat, und ich hab's einmal nicht mehr nöthig, daß ich Holz führe und spalte, ich will auch Etwas davon haben, daß meine Frau —"

Hansei konnte nicht weiter reden, die Thür ging auf und Zenza trat herein.

„Was thust Du da? Wer hat Dich gerufen?" fuhr die Großmutter die Eintretende an. Diese aber erwiderte:

„Schönen guten Morgen. Ich komme nicht zu Dir, ich hab' da mit dem Mann zu reden; bist Du hier Meister oder der Mann vom Haus?"

„Red' nur, was giebts?" sagte Hansei und winkte seiner Schwiegermutter.

„Ich ſoll Dir einen ſchönen Gruß ausrichten, und Deine Flinte iſt oben beim Schmied, ſie iſt gut im Stand, Du ſollſt ſie holen.“

„Alſo ein Jägdler willſt Du jetzt auch werden?“ fragte die Großmutter, „Du willſt auf die Jagd gehen?“

„Wenn Ihr mich nicht traget, muß ich wol gehen,“ erwiderte Hanſei und lachte laut über ſeinen Witz.

Die Großmutter ging hinaus und ſchlug die Thür zu, daß es ſchallte. Zenza ſprang ſchnell wie eine Katze auf Hanſei zu und ſagte:

„In der Dämmerung iſt ſie oben und wartet auf Dich.“ Laut rief ſie dann: „Behüt' Dich Gott, Hanſei!“ und verließ das Haus.

Die Großmutter ging hinaus zu dem Holzhacker und ſagte, er ſolle ja nicht glauben, daß man ſo verdorbene Menſchen wie die Zenza ins Haus ließe, aber ſie ſei aufdringlich und komme, ſo oft man ſie auch fortwieſe, immer wieder, weil ſie ſich dankbar erzeigen wolle, daß die Walpurga den Thomas bei dem König freigebeten habe; es ſei freilich ein dummer Streich geweſen, der rothe Thomas ſei am beſten hinter Schloß und Riegel, aber die Walpurga habe es eben doch gut gemeint.

Der Holzhacker war zufrieden. Er wußte, daß das ein Ehrenhaus war, und ganz zufällig ſagte er:

„Wundert mich, daß die Zenza ihre ſchwarze Eſther nicht bei ſich hat; ſie gehen ſonſt gern mit einander, ſo lang es Tag iſt.“

In den alten Augen der Großmutter flimmerte es, als ſie dies hörte; ſie bückte ſich aber ſchnell, lud Holz

auf und trug es ans Haus. Als ſie nach der Giebelſeite kam, war Hanſei da, ſchichtete das Holz auf und pfiff luſtig dabei. Die Großmutter trug immer mehr Holz zu, und Hanſei ſchichtete es auf und Beide ſprachen kein Wort mit einander. So kam der Mittag heran, Hanſei lohnte den Holzhacker ab und ſagte:

„Das andere mach' ich ſelber klein, brauchſt morgen nicht wieder zu kommen.“

Er iſt ein braver Menſch, dachte die Großmutter in ſich hinein; er kann mit Worten nicht nachgeben, aber nachher thut er doch was man ihm ſagt, er findet das Rechte bald wieder.

Nach dem Eſſen brachte ſie ihm das Kind und ſagte:

„Da ſchau einmal, greif nur, es will ſchon ein Zahn durch, das iſt früh; aber ſo iſt's bei Deiner Frau auch geweſen. Schau, wie es ſeine Händchen ſchon in den Mund ſteckt. Gottlob, daß unſer Kind ſo gedeiht! Seitdem Du Heu fütterſt und es von der neuen Kuh trinkt, wird das Kind zuſehends voller. Wenn unſere Walpurga das Kind nur auch eine Stunde ſehen könnte! Nimm das Kind, ich will Dir's gut auf den Arm geben. Schau, es lacht Dich an, es kennt Dich! Ach lieber Gott, ſeine Mutter kennt es noch nicht.“

„Ich kann das Kind nicht auf den Arm nehmen, ich fürcht', ich thu' ihm was,“ erwiderte Hanſei.

„Wenn Du Dich verderben läſſeſt, dann thuſt Du dem Kind was —“ wollte die Großmutter ſagen, aber ſie hielt es zurück. Man muß, wenn ein Menſch wieder auf dem rechten Weg iſt, nicht in ihn hineinpredigen, man muß ihn ruhig allein gehen laſſen, ſonſt

verliert er die Luſt an der Umkehr — ſo dachte die Großmutter — ſie hatte den Mund ſchon geöffnet, aber ſie ſchluckte die Worte wieder hinunter.

Hanſei blickte unſtet um ſich und ſagte:

„Schwiegermutter, Ihr habt noch was ſagen wollen?“

„Iſt nicht nöthig, daß man Alles ſagt. Oder doch: Du giebſt Dich herab, wenn Du Dir von der Zenza Botſchaft ſagen läßt. Ich hab's dem Holzhacker angeſehen, wie er das Maul verzogen hat, weil die Zenza in unſerm Haus Zutritt hat. Geh' auch nicht da hinauf auf die Windenreuthe, das iſt ein verrufenes Neſt, da holt man ſich keine Ehre. Wenn Du doch einmal jagen willſt, und haſt Dir eine Flinte angeſchafft, kannſt ſie ja von einem Buben für einen Groſchen holen laſſen.“

„Ja, ja,“ ſagte Hanſei und lächelte, die Großmutter hat Recht: man braucht nicht Alles zu ſagen, was man denkt.

„Jetzt will ich in den Wald,“ ſagte er. „Ich will dabei ſein, wenn mein Holz geladen wird.“

Er nahm Hut und Bergſtock, hing ſich an den Tragbändern den Waidſack um, und ſteckte noch ein Stück Brot in die Taſche. Die Großmutter gab ihm mit dem Kinde auf dem Arm das Geleit bis zum Kirſchbaum, von dem jetzt ſchon einzelne welke Blätter abfielen.

Hanſei ging in den Wald. Droben aber, wo er nicht mehr geſehen werden konnte, machte er Kehrtum und ſchlug den Weg nach Windenreuthe ein.

Es war ihm wunderlich zu Muthe auf dem Weg; er hatte gar nicht gewußt, daß er ſo ſchwer athmet

und so schreckhaft ist. Der Nußhäher, der vom Baume aufflog, die schäkernde Elster, der kreischende Habicht über dem Felsenkamm und die brüllende Kuh auf der Wiese — Alles erschreckt ihn.

Ich soll nicht gehen und ich geh' auch nicht! rief er und stieß mit der spitzen Zwinge seines Stockes auf den steinigen Weg, daß es Funken gab; dennoch ging er vorwärts. Glücklicherweise zog jetzt ein Nebel die Höhe herauf; er ging in der Wolke, die ihn verbarg, weiter und weiter.

Windenreuthe besteht aus mehreren ärmlichen, zerstreut liegenden Häusern. Am ersten Hause stand Hansei plötzlich wie gefesselt, er erschrak ins Herz hinein, als hätte ihn ein Schuß getroffen, und es war doch eigentlich nichts, was ihn so erschreckte; er hörte nur in dem Hause, vor dem er stand, ein kleines Kind schreien. So schreit auch dein Kind, sprach die Stimme in ihm. Wie wirst du es wiedersehen und hören? wie wirst du es küssen? und wie wirst du sein, wenn du auf dem Rückweg wieder an dem Hause da vorbeikommst? ... Wie wird es sein, wenn im Frühjahr deine Frau heimkommt und du gehst mit ihr, und die schwarze Esther begegnet euch? Und bei jeder Lustbarkeit daheim oder im Wirthshaus, kann die schwarze Esther kommen und kann sagen: Platz da! da gehör' ich auch her!

In Hansei wirbelte es; er sah in die künftigen Tage hinein, in Alles; er lebte in dem Einen Augenblick Tage und Jahre, die erst kommen sollen, und wie sie werden können. Und doch ging er weiter; ja er schnalzte plötzlich mit den Fingern und sagte sich: „Du

biſt ein dummer Kerl, ganz einfältig biſt du, dir fehlt der Muth; es ſind ja Andere auch luſtig und leben froh und kümmern ſich den Teufel drum und ... was für luſtige Geſchichten hat der Gemswirth erzählt von Dem und Jenem, und was für Streiche haben die Jäger berichtet, die ſie ausführen ... Genießen, was man kann, und liederlich ſein, das gilt ja eher für eine Ehre bei denen, die keine Nahrungsſorgen haben auf der Welt...."

Er lüftete den Hut, der Kopf brannte ihm; er drückte den Hut wieder gewaltſam auf den Kopf und ſchritt weiter hinein in das zerſtreute Dorf.

Es war Nacht geworden. Die alte Zenza wohnte abſeits im Wald in einer ſogenannten Wurzhütte; hier hatte ihr verſtorbener Mann aus Waldkräutern, beſonders aus Enzian, Branntwein bereitet und ſein Meiſterwurz war noch berühmt.

Aus der offenen Hausthür der Wurzhütte leuchtete eine hohe Flamme, und jetzt trat eine Geſtalt unter die Thür und lehnte ſich an den Pfoſten. Die Geſtalt war ſchön, wild und mächtig anzuſchauen; hinter ihr loderte hell das Feuer. Von dem Schreck in jener Nacht, da er an das Märchen von den Wildweibern geglaubt hatte, ſpürte Hanſei nichts mehr. Jetzt legte die Geſtalt die Hand an die Wange und that einen ſchrillen Juchzer, es war wie eine Tonrakete, die in die Luft emporſchnellte und oben auseinanderpraſſelte in allerlei Jodlern. Hanſei zitterte. Jetzt hörte er die Zenza ſagen:

„Brauchſt nicht ſo zu juchzen, ſchrei nicht in die

Welt hinein, daß Du daheim biſt. Wart' bis der Gaul im Stall ..."

„Hollah!" dachte Hanſei und ſtand zitternd ſtill, „hollah — die hält dich gefangen; die zieht dir jeden Kreuzer aus der Taſche, wenn du dich gemein machſt und ſchlecht wirſt — die macht dich zum Bettelmann und zum verachteten Mann noch dazu! Nein, ich laſſe mir mein Geld nicht von dir rauben, ich geb' mich nicht in deine Hände. Ich will nicht! du ſollſt nicht vor meine Frau hinſtehen und ſie anſehen und anreden können, und ich muß dir noch danken, wenn du's nicht thuſt. Nein, und ſiebentauſendmal nein, ich will nicht ſchlecht ſein, eher ſoll mich ..."

Mit mächtigen Sätzen, als ob ein Feind hinter ihm dreinjage, floh Hanſei zurück und die junge ungeſchälte Eiche, die er mit beiden Händen hielt, diente ihm als Stütze, daß er fliegen konnte. So hatte er ſich lange nicht geſchwungen, ſo mächtig und unabläſſig. Er kam wieder an dem Hauſe vorbei, wo er vorhin das Kind hatte ſchreien hören; es ſchrie noch, aber der Hörer war ein Anderer als vorhin. Immer weiter, wie gejagt, floh Hanſei davon, der Schweiß lief die Wangen herab und tropfte ihm bei neuem Einſatz auf die Hände, die den Stock faßten, aber er hielt nicht ſtill — die Zenza und die ſchwarze Eſther und der rothe Thomas ſind hinter ihm drein, ſie jagen, ſie faſſen ihn, ſie reißen ihm die Kleider vom Leib. Erſt tief im Walde wagte er es, ſich auf einen Baumſtumpf zu ſetzen. Er war ſo müd' als ob er zehn Stunden gelaufen wäre; er legte die Hände auf ſeine nackten

Kniee, es war ihm, als faſſe er einen fremden Körper. Er berührte die Strümpfe, die Walpurga geſtrickt hat, und ſein erſtes Wort war: „Walpurga, es ſoll Einmal geweſen ſein, daß ich einen ſolchen Weg gegangen bin und nimmermehr! Da ſchwör' ich's, da leg' ich deinen Brief — er hatte den letzten bei ſich — da leg' ich deinen Brief in meinen Schuh, und dieſe Füße ſollen keinen ſchlechten Weg mehr gehen. Gottlob, daß ich nur in Gedanken ſchlecht geweſen bin!" Er zog den Schuh aus und legte den Brief hinein, und eben, als er ſich wieder aufrichtete, hörte er nochmals den hellen Juchzer vom Hauſe der Zenza.

„Schrei nur, ſo viel du magſt!" ſagte er vor ſich hin, und ſchritt waldeinwärts. Er wollte ſeine Pfeife anzünden, aber er ſchlug ſich immer mit dem Stahl auf die Finger, und der Zunder war naß. „Du brauchſt kein Feuer, du ſchlechter Kerl," ſagte er endlich, die Pfeife im Zorn einſteckend, „du brauchſt gar kein Feuer, da droben brennt eines und das wär' deine Hölle geworden. Sei froh, daß du heraus biſt, du verdienſt's nicht."

Wenn Hanſei jetzt den Hanſei von früher vor ſich gehabt hätte, er hätte ihn in Zorn und Rache erwürgt.

Der Nebel war immer dichter geworden, es war faſt wie feiner Regen; der Wald wurde immer größer und nirgends ein Weg.

„Geſchieht dir recht, daß du verirrt biſt," höhnte ſich Hanſei, „du gehörſt gar nicht mehr unter Menſchen, du verdorbener Geſell du! Nur ſchade, daß

deine Frau und das Kind unschuldig darunter leiden müssen ..."

Es gingen zwei Menschen im Nebel in der Irre und doch hatten sie nur Einen Schritt. Hansei fluchte und schimpfte sich, aber bald erschrak er wieder davor, und alle Sagen von Irrgeistern, die den einsamen Wanderer bergauf und bergab führen, die ganze Nacht im Kreise herum, stiegen in ihm auf. Er wollte wieder umkehren — den Weg nach Windenreuthe findet er eher.

„Wart', du verfluchter Teufel!" sagte er aber zu dem unsichtbaren Kameraden, der ihm das anrieth. „Du willst mich nur wieder dort haben? Nein, du kriegst mich nicht."

Er versuchte nochmals Feuer zu schlagen, und jetzt brannte es, und als er die ersten Züge that, da hörte er die Glocke. Er griff sich an die Stirne, die Töne trafen ihn, als ob ihm der Schwengel unmittelbar an dem Kopf schlage.

„Das ist das Abendläuten von der Kirche am See. Es klingt so nahe — bist du denn auf dieser Seite? Nein, das ist vom Nebel, da klingt's so ..."

Alle weiteren Gedanken abwehrend, zog er den Hut ab, umklammerte mit beiden Händen heftig den Stock, der sich tief in die Erde eingrub, und betete still.

O, Gott, denkt etwas in ihm neben dem Gebetworte, o Gott, das kannst du doch wieder und konntest dich so vergessen und verirren? —

Es liegt ein unerschöpflicher Segen darin, daß es ewige Worte, Wegweiser giebt, die vor Jahrtausenden

von einem erhabenen Geiſte aus der Tiefe des Menſchenherzens und ſeinen ewigen Kämpfen geſchöpft wurden, und dieſe Worte führen den einſamen Wanderer durch nächtigen Nebel des Waldes und lenken ſeinen Schritt aus der Irre. Die Glocke ruft, ſie ſpricht keine Worte, aber ſie ruft die Worte in der Seele an, und die Worte werden zum Stabe in der Hand des Müden und zum Wegweiſer vor den Augen des Verirrten. Es läutete noch, als Hanſei ſein Gebet vollendet hatte, und der Glockenton war, als ob ihm ſein ganzes Dorf, alle Seelen darin riefen und vor Allem ſein Weib und ſein Kind. Nun fand er den Weg. Im ausgetrockneten ſteinigen Bett eines Waldbachs ging er zu Thal. Er war aber doch ſeltſam irre gegangen, denn er kam hinter dem Gemswirthshauſe den Berg herab. Auf ſchlechte Begier, auf Schreck und Furcht, auf Andacht und Verirrung fühlte jetzt Hanſei mächtigen Hunger und Durſt.

„Ah, grüß' Gott, Hanſei!“ rief ihm der Gemswirth entgegen.

„Grüß' Gott, behüt's Gott!“ ſtammelte Hanſei verwirrt.

„Was iſt Dir? Du ſiehſt ja todtenbleich aus. Was iſt Dir geſchehen? Woher kommſt Du?“ fragte der Gemswirth in ſchneller Redſeligkeit.

„Nachher will ich Dir Alles erzählen,“ erwiderte Hanſei, ſich faſſend. „Jetzt gieb mir zuerſt einen Schoppen Wein.“

Der Wein kam und Hanſei ſchaute verwundert um. Er kam wie aus einer andern Welt.

Erſt als er Salz und Brod gegeſſen hatte, erzählte

er, es sei ihm heute wunderlich ergangen; er habe hinaus in den Wald gewollt zum Holzaufladen, und da sei er verirrt und bis gegen Windenreuthe gekommen — er sagte das absichtlich, er wollte vorbeugen, wenn ihn vielleicht doch Jemand da oben gesehen. Man sprach vom Glauben an Gespenster, der Gemswirth spottete über die Ammenmärchen. Hansei that keine Einrede. Sehr klug setzte der Gemswirth hinzu: „Du bist jetzt eben oftmals nicht bei Dir, weil Du Deine Walpurga nicht bei Dir hast; da denkst Du eben viel an sie und siehst den Weg nicht."

„Ja, kann schon sein. Es ist so."

„Weißt Du, wie sie Dich jetzt heißen im Dorf?"

„Wie denn?"

„Den Ammerich. Weil Deine Frau die Amme des Kronprinzen ist, bist Du der Ammerich."

Hansei lachte aus vollem Halse.

„Jetzt sag', was kriegt Deine Frau Lohn?" fragte der Spinner-Wastl.

„Das sag' ich nicht," erwiderte Hansei und that sehr geheimnißvoll.

„Hast schon lang keinen Brief von Deiner Frau?" fragte der Gemswirth.

„Nein, ich erwarte jede Stunde einen." Noch hatte er das nicht ausgesprochen, als der Briefbote eintrat und sagte: „So? da bist, Hansei? Ich bin heut' Mittag zweimal in Deinem Haus gewesen, ich hab' einen Geldbrief an Dich."

„Gieb her," sagte Hansei und erbrach mit zitternden Händen die fünf Siegel.

„Du gehſt ſchön mit dem Geld um," ſagte der Gemswirth und hob einen Hundertguldenſchein vom Boden auf, „das iſt mir lieb, ich brauch' einen, ich geb' Dir hartes Geld dafür."

„Iſt recht," ſagte Hanſei, und überließ dem Gemswirth das Papiergeld, dann las er:

„Lieber Hanſei, diesmal ſchreib' ich Dir ganz allein. Da ſind hundert Gulden, die hat mir die Königin zum beſonderen Geſchenk gemacht, weil Du nicht zu mir gekommen biſt. Ich muß Dir aber erzählen, daß Du's recht verſtehſt. Die Königin, Du glaubſt gar nicht, was das für eine gute Seele iſt, ſchließe ſie nur recht in Dein Gebet ein, wir ſitzen oft ſtundenlang bei einander, und ſie kann Alles gar ſchön auf Papier abnehmen, die Bäume und Alles, und da reden wir, als ob wir mit einander in die Schule gegangen wären, ſie iſt aber lutheriſch und iſt gar brav und fromm und hat zu Allem ſo herzgetreue Gedanken, die könnte gar kein unſchönes Wort auf die Zunge nehmen. Wenn ſie nicht lutheriſch wäre, ſo könnte ſie eine Heilige werden, aber in den Himmel kommt ſie doch. Das glaub' ich und glaub Du's nur auch; brauchſt's aber Niemand zu ſagen.

Ja, alſo die Königin hat mir eine Freude machen wollen, die möchte gern die ganze Welt glücklich machen. So müſſen in alten Zeiten die Heiligen geweſen ſein. Die Königin hat mir alſo eine Freude machen wollen, weil ihr Mann wieder geſund heimkommen iſt, und die haben einander ſo lieb und ſie hat mir Dich kommen laſſen wollen und unſer Kind und die Großmutter auf

ein oder zwei Tage, denn die merkt Alles, die ſieht Einem tief ins Herz hinein, und ich hab' oft Heimweh nach euch und ja, wie die Königin euch will kommen laſſen, da ſag' ich: Das wäre ſchon recht ſchön, aber das koſtet ſo viel Geld, und da habe ich mir das Geld ſchenken laſſen dafür, und wir können's ſchon beſſer brauchen. Und ihr hättet ja auch nicht die Kleider dazu, und die Menſchen ſind hier gar ſpöttiſch. Jetzt wär' ich aber nicht zu dem Geld gekommen, denn das iſt ihr nichts, gar nichts, an ſo was denkt ſie gar nicht, die hat noch nie in ihrem Leben Geld gezählt, und ich glaub' gar nicht, daß ſie rechnen kann; das thut Alles der Hofzahlmeiſter. Hier iſt für jede Sach' ein beſonderer Bedienter; da giebt's Tafeldecker und Silberſchließer und Alles. Jetzt iſt aber meine gute Gräfin wiederkommen, die iſt bei ihrem Vater geweſen, das ſoll aber ſo eine Art Einſiedel ſein, der von der ganzen Welt nichts wiſſen will, und meiner Gräfin danke ich's, daß ich doch zu dem Geld gekommen bin, denn die weiß Alles zu machen. Und ſo ſchicke ich Dir hier das Geld, leg's gut an, nimm aber auch etwas davon und mach' Dir und unſerm Kind und der Großmutter einen guten Tag.

Ach, guter Hanſei, es ſind aber nicht lauter Heilige und lauter getreue Menſchen in ſo einem Schloß, wie ich früher gemeint hab'. Da wird geſtohlen und Hinterliſt getrieben. Der Vater von meiner Mamſell Kramer iſt ein ehrbarer alter Mann, er iſt hier Caſtellan, der hat mir viel erzählt. Aber auch brav ſein kann man überall, im Schloß oder in der Gſtadelhütte am See.

Jetzt bitt' ich Dich nur, lieber Hanſei, ich ſag' immer-lieber Hanſei, ſo oft ich an Dich denk', ich denk' oft an Dich, und in der letzten Nacht hab' ich von Dir geträumt, aber ich will Dir's nicht erzählen, man muß nicht an Träume glauben. Jetzt ſchreib' mir aber recht bald, wie Dir's geht, aber recht deutlich einen recht langen Brief, und laß Dir die Zeit nicht lang werden, bis wir wieder beiſammen ſind, und denk' auch immer ſo gut an mich, ich denk' auch immer ſo gut an Dich.

Bis in den Tod Deine getreue

Walpurga."

Hanſei ſagte trotz alles Bedrängens Niemand ein Wort aus dem Briefe. Er ging ſtill heim und küßte ſein ſchlafendes Kind. Es war ihm gar wohl zu Muthe, daß er wieder ſo daheim ſein dürfe und das Haus ihn nicht hinaus werfe. Der Angſtſchweiß überlief ihn, wenn er wieder dachte, daß er in dieſem Bette ſchliefe, und er wäre anders geworden. Er griff hinüber nach dem Bette, wo ſonſt ſeine Frau ſchlief, und in ſtiller heimlicher Nacht küßte er ihr Kopfkiſſen.

„Jetzt bin ich erſt ein rechter Mann!" ſagte er. Er ſtand wieder auf und machte Licht. Er nahm den Brief, den er heute hineingelegt, aus dem Schuh, ſchnitt aus dem letzten die Stelle mit den Worten: „Bis in den Tod Deine getreue Walpurga," löſte die innere Sohle ab, ſchob den Zettel darunter und verklebte die Sohle wieder. Erſt jetzt ſchlief er ruhig ein.

Zweites Capitel.

„Majeſtät," ſagte eines Tages Gräfin Irma zum König, als ſie mit ihm in der Veranda auf- und abging — im Muſikſaal übte die Königin mit ihrer Kammervirtuoſin ein claſſiſches Stück — „Majeſtät, es iſt doch räthſelhaft, manche Menſchen ſind uns um ſo bedeutender und liebenswerther, wenn wir fern von ihnen nur ein Erinnerungsbild in der Seele haben; andere dagegen erſcheinen uns um ſo tiefer und anmuthender im perſönlichen, alltäglichen Umgange, und wenn wir von ihnen entfernt ſind, haben wir kaum eine rechte Vorſtellung von ihnen, können denen, die ihre perſönliche Bekanntſchaft nicht haben, kein Bild ihres Weſens geben, ja nicht einmal der Erſcheinung. Worin liegt das?"

„Ich meine," erwiderte der König, „aber ich muß geſtehen, ich habe noch nie darüber nachgedacht — ich meine, daß die Einen mehr Detailnaturen ſind mit lauter kleinen Zügen, die Anderen dagegen haben eine geſammte ganze Phyſiognomie. Oder auch: diejenigen ſind uns in der Ferne bedeutſamer, in deren Weſen noch ein Problem für uns iſt und uns dadurch mehr zu denken giebt. Meinen Sie nicht auch?"

„Allerdings. Aber ich möchte doch auch ſagen: Die Einen ſind imponirende und dadurch ſchon in der Gegenwart ferngerückte hiſtoriſche Menſchen; ſie können ſterben und bleiben — wenn Jemand fern von uns iſt, iſt er ſchon wie ein Stück geſtorben —; die Anderen dagegen leben nur, ſo lange ſie athmen, und leben

für uns nur, ſo lange wir in Einer Atmoſphäre mit ihnen athmen."

„Könnten Sie mir Beiſpiele zu dieſen imponirend hiſtoriſchen und zu den Momentfiguren nennen?"

„Ich wüßte im Augenblick nur die Eine Art, die hiſtoriſche zu nennen."

Ein leiſes Roth fuhr über die Stirn des Königs. „Nun?" fragte er, da Irma zögerte, „ich bitte —"

„Zu der erſten Gattung rechne ich vor Allen meinen Vater. Ich kann Euer Majeſtät nicht ſagen, wie mir ſein großes Weſen ſtets vor Augen ſteht."

„Ja, ich höre allgemein, er ſoll ein höchſt bedeutender Mann ſein. Es iſt für ihn und noch mehr für uns zu beklagen, daß er unſere ganze Staatsbildung negirt. Und wohin würden Sie mich rechnen? Ich traue Ihnen Wahrhaftigkeit genug zu, daß Sie mir das geradezu ſagen, und Sie ſind meiner ... meiner ... Verehrung ſo ſicher, daß Sie Alles unumwunden ausſprechen können."

„Majeſtät ſind ein Anweſender," erwiderte Irma, „und doch zugleich auch ein Abweſender, denn die Höhe Ihrer Stellung hebt Sie immer über uns Andere hinweg."

„Aber die Freundſchaft wohnt nicht auf dem Thron, ſie iſt hier, wo wir auf gleichem Boden ſtehen, liebe Gräfin."

„Die Freundſchaft urtheilt aber auch nicht," erwiderte die Gräfin, „ſie hat kein Richteramt. Nichts finde ich empörender, als wenn Menſchen, die einander etwas ſein wollen, immer mit einander abrechnen: ſo

viel biſt du und ſo viel bin ich werth, das iſt dein und das iſt mein —"

„Ach, dieſe Staatsgeſchäfte!" unterbrach der König, da ein Lakai die Ankunft des Miniſters meldete. „Wir ſetzen das Thema fort," fügte er hinzu, verabſchiedete ſich bei Irma, grüßte unterwegs höflich die begegnenden Herren und Damen und reichte dem Miniſterpräſidenten die Hand; er ging mit ihm in das Innere des Schloſſes.

Seit der Rückkehr Irmas hatte ihre freundliche Beziehung zum König neue Friſche gewonnen. Ihre tägliche Begrüßung war wie Freude des Wiederſehens und Willkomm nach langer Trennung.

Wenn der König: Guten Morgen, Gräfin! ſagte und Irma antwortete: Ich danke, Majeſtät! ſo lag in dieſen einfachen alltäglichen Worten eine unausgeſprochene Gedankenreihe. — Der König war voll Laune und milden ſchönen Geiſtes, wie noch nie. Und Irma? Man ſagte mit Recht, ſie bringe den Athem des Hochgebirges mit. Die Königin vor Allen war's, die bald zu einer Hofdame, bald zu einem Cavalier ihre Freude über dieſe waldfriſche Natur ausdrückte, die doch von dem höchſten Geiſte belebt war.

Wie in tiefer Seele vernommene Melodien, die erſt nach und nach wiederkehren und harmoniſch ſich fügen, ſo gingen jetzt Irma die Worte und Gedanken ihres Vaters auf. Sie war wochenlang in einer ſtrengen Denkerſchule geweſen, wo kein müßiges Plaudern und Tändeln galt, Alles mußte feſt und klar ſein. Vordem hatte man Irma wie ein Naturkind betrachtet, das

eben herausſprudelt, was ihm in den Sinn kommt; jetzt erkannte man einen Geiſt, der aus einem Hintergrund umfaſſender Weltbetrachtung entſprang und dabei den einfachen Naturmuth behielt. Sie war voll theilnehmender Güte, fragte aber nichts nach dem modiſch Geltenden, ſie ſprach aus, was ihr anmuthend und was ihr zuwider war, und man mußte anerkennen, daß hier nicht blos eine Originalität, ein naiver Springinsfeld war, ſondern auch ein ſtarkes geiſtiges Selbſtbewußtſein.

Irma veränderte oftmals ihre Friſur. Das ſchalt man natürlich Koketterie, ſie wolle die Blicke auf ſich ziehen; es war aber bei ihr einfach die Luſt, alle Tage neu auf die Welt zu kommen und ſei es auch in einer ganz untergeordneten Sache.

Jetzt kam es Irma ſehr zugute, daß ſie ſich ſo eng an Walpurga angeſchloſſen, denn die Königin ließ Walpurga in den ſonnigen Mittagsſtunden faſt nie von ſich, und da ſaß auch Irma dabei und las der Königin bisweilen vor, oder ſang mit Walpurga ſchöne Lieder aus dem Gebirge.

In freudigem Glanze leuchteten die Augen des Königs, wenn er zu ſolcher Stunde kam und Irma mit ſeiner Gattin ſah.

„Du ſiehſt betrübt aus,“ ſagte die Königin, als der König eben jetzt aus dem Miniſterrathe zu ihr und Irma in den Park trat.

„Ich bin es auch.“

„Darf ich wiſſen?“

Irma wollte ſich entfernen, aber der König ſagte:

„Bleiben Sie nur, Gräfin; es handelt sich um eine Angelegenheit, die durch Ihre Freundin Emmy jetzt zur Entscheidung gebracht wird. Hat Dir," wendete er sich zur Königin, „unsere Gräfin von dem gräßlichen Geschick ihrer Freundin erzählt?"

„Allerdings, und wenn ich daran denke, habe ich das Gefühl, als stünde ich vor einem Abgrund."

Der König hatte seltsamerweise noch nichts von der Sache mit Irma gesprochen und auch ihres Briefes keine Erwähnung gethan. Irma hatte in den Zerstreuungen seit ihrer Rückkehr auch kaum mehr daran gedacht.

„Unsere Freundin," begann der König wieder, „hat auch mir die Sache mitgetheilt, und ich danke ihrem Zartgefühl, daß sie jedes weitere Drängen zurückhielt; denn in Staatsgeschäften dürfen uns keinerlei persönliche Sympathien leiten. Die Freude, sich in seiner Ehre von Befreundeten gewahrt zu sehen, bleibt aber eine der schönsten."

Irma schaute vor sich nieder. Er fuhr fort: „Ein Fürst muß es seinen Freunden danken, wenn sie ihn von den Thatsachen des Lebens benachrichtigen, aber in der Entschließung darf kein Einfluß, auch der beste nicht, sich geltend machen."

Irma wagte noch immer nicht, den Blick aufzuheben.

„Die Sache liegt so," fuhr der König fort: „Wir haben die Befugniß zur Aufnahme neuer Nonnen vorläufig suspendirt. Die Minister verlangen nun von mir, daß ich meine Genehmigung zu einer Gesetzesvorlage an die nächstens zusammentretenden Stände gebe,

wodurch vor allen das Kloſter Frauenwörth endgiltig auf den Ausſterbe-Etat geſetzt werde. Die Miniſter glauben nur damit, natürlich neben manchem Andern, gegen die immer ſtärker werdende Oppoſition Stand halten zu können."

Der König ſchaute bei dieſen Worten auf Irma, und dieſe fragte:

„Und Majeſtät haben dem Geſetzentwurf Ihre Zuſtimmung gegeben?"

„Noch nicht. Ich habe keine beſondere Neigung für Erhaltung der Klöſter, aber ich kann doch nicht ſo leicht die Axt an einen Baum legen, der durch Jahrtauſende erwachſen iſt. Es iſt die beſondere Aufgabe des Königthums, Dinge zu pflanzen und zu erhalten, die über die Zeitdauer eines Geſchlechts und eines Jahrhunderts hinausgehen. Und ein Frauenkloſter — wie denkſt Du darüber, Mathilde?"

„Ich meine, daß es einem Frauenherzen, das Alles verloren hat, nicht verwehrt ſein ſollte, ſich der Einſamkeit und Andacht zu widmen. Doch darf ich mir vielleicht nicht erlauben, darüber zu urtheilen. Vom Kloſterleben habe ich Jugendeindrücke oder vielmehr Jugendlehren erhalten, die nicht immer gerecht ſein mochten. Ueber das Beſtehen eines Frauenkloſters, ſollten wol nur Frauen beſtimmen dürfen. Wie meinen Sie, Gräfin Irma? Sie ſind ja in einem Kloſter erzogen, und Emmy iſt Ihre Freundin."

„Ja," nahm Irma auf, „ich war bei meiner Freundin in Frauenwörth, wo ſie leben oder vielmehr ſterben will, denn das Leben dort iſt tägliches Warten auf

den Tod. Es erſchreckte mich auch, daß man eine vielleicht nur vorübergehende Stimmung zum unabänderlichen Lebensgeſetze, ja zur Lebensbeſtimmung machen ſoll, aus der es keine Rettung mehr giebt; und doch ſind viele andere heilige Inſtitute dasſelbe. Ich ſehe nun, welch ein hoher ſchwerer Beruf es iſt, König zu ſein. Sollte ich jetzt beſtimmen, ein Geſetz geben, ich geſtehe, ich wüßte mich nicht zu entſcheiden. Wenn je, ſo ſehe ich nun, daß wir Frauen nicht zum Herrſchen geboren ſind."

Die ſonſt ſo klare und feſte Stimme Irmas war verſchleiert und zitternd. Sie war auf einen Gipfel geſtellt, wo ſie nicht feſten Fuß faſſen konnte. Sie ſchaute zum König auf, wie zu einem höheren Weſen. Seine Haltung war ſo feſt, ſein Auge ſo klar. Sie wäre gerne vor ihm niedergekniet.

„Kommen Sie näher, Graf Wildenort," rief der König jetzt.

Irma erſchrak. Iſt ihr Vater da? In dieſer Erregung ſchien ihr Alles möglich.

Sie hatte in dem Augenblick ganz vergeſſen, daß ihr Bruder Bruno Flügeladjutant des Königs ſei. Er hatte in einiger Entfernung geſtanden und trat jetzt näher, um ſich bei der Königin zu verabſchieden, da er auf einige Zeit verreiſte.

Der König ging mit der Königin davon, Irma mit ihrem Bruder. —

Das Benehmen des Königs war räthſelhaft, aber er ſelbſt hatte dafür ſeine Erklärungsgründe; der erſte und mächtigſte war ein unzerſtörbares Mißtrauen. „Allen

und Jedem mißtrauen" — das war die große Lehre, die ihm von Jugend auf eingeflößt worden. — „Man kann nie wiſſen, welche egoiſtiſche Abſichten die Menſchen bei allem edlen Anſchein haben." Dieſe Lehre entſprach einem Charakterzug im Weſen des Königs; er wollte ſelbſt ſein, ſich von Niemand in ſeinen Entſchlüſſen beſtimmen laſſen. Das iſt der Kernpunkt der heroiſchen Natur. Darum iſt ihm auch bei aller Freiheitsliebe der Conſtitutionalismus zuwider; er hebt die große, in ſich machtbegabte Perſönlichkeit auf, man ſoll nur Träger des Zeitgeiſtes oder, noch tiefer, Vollſtrecker der öffentlichen Meinung ſein. Das widerſprach ſeinem ſtarken perſönlichen Bewußtſein. Wenn nun irgend Jemand ihn zu einer Meinung und Entſchließung drängen wollte, war er mißtrauiſch, er war es ſelbſt gegen Irma. Sie weiß es gewiß ſelbſt nicht, daß ſie Werkzeug einer Partei iſt, aber ſie iſt es, wahrſcheinlich, ja gewiß; man hat ausgekundſchaftet, daß ſie viel bei ihm gilt und nun den Kloſtereintritt Emmy's benützt, um ihn zur Entſcheidung zu drängen. Das will er nicht dulden, ſelbſt Irma ſollte fühlen, daß er ſich zu nichts von einem fremden Menſchen beſtimmen laſſe, auch von der ſchönen Freundin nicht. Alte Zeiten können nicht wiederkehren; ſie finden einen neuen Menſchen in ihm, der keinen Fraueneinfluß auf die Staatsgeſchäfte duldet.

Aus dieſen ineinander laufenden Erwägungen von Mißtrauen und Selbſtherrlichkeit hatte der König bis jetzt von dem an ihn gerichteten Briefe Irmas geſchwiegen, und nun endlich in der eben vernommenen Weiſe geſprochen.

Auf dem Wege mit seiner Gattin genoß der König noch den Triumph, den er über die Frauen errungen, selbst über die, die er so starken Geistes glaubte. Er sprach wiederholt von den Bitten Irma's wegen ihrer Freundin und wie er sich dadurch nicht bestimmen lasse; es schimmerte eine Mißlaune gegen Irma durch. Die Königin pries die Freundin mit innigen Worten. Der König lächelte.

Drittes Capitel.

„So gieb mir doch endlich Antwort," sagte Bruno zu seiner Schwester. „Bist Du bereit?"

„Ach, bitte, ich war zerstreut. Was sagtest Du?"

Bruno sah seine Schwester groß an: Irma hatte in der That nicht gehört; sie räthselte über das Benehmen des Königs. Er hatte ihr offenbar in der gehaltensten Weise zu verstehen gegeben, daß er in Regierungshandlungen sich von Niemand beeinflussen lasse. Irma fiel es jetzt ein, daß der Ton ihres Briefes aus dem Kloster doch sehr ungehörig war; sie dankte im Innersten dem edlen großen Manne, der ihr etwas zu vergeben hatte und so schön vergab. Sie dankte ihm doppelt, daß er sich durch ihr kindisch heißes Drängen nicht bestimmen ließ; sie selbst war zweifelhaft, was zu thun sei, und ihr erstes Denken, daß der Staat wohl verpflichtet sei, ein bindendes Gelübde zu verhindern, erschien ihr jetzt wieder als das gerechte.

„Bitte," wiederholte ſie gegen ihren Bruder, „wünſcheſt Du etwas von mir?"

„Du mußt mich morgen begleiten," ſagte Bruno. „Wir verreiſen; ich habe bereits Urlaub und die Königin wird Dir auch ſolchen geben."

„Mit Dir verreiſen? Wohin?"

„Zu meiner Verlobung."

„Doch nicht —"

„Allerdings, mit der Schweſter des Königs, nenne es Halbſchweſter, oder Viertelsſchweſter; Baroneſſe Arabella von Steigeneck freut ſich, Dich kennen zu lernen."

Irma ſchaute nieder. Das war ja die älteſte Tochter der vom hochſeligen König in den Adelſtand erhobenen Tänzerin. Sie ſprach vom Eindruck, den dieſe Verbindung beim Vater machen mußte; aber Bruno ſcherzte wohlgelaunt: er und ſeine Schweſter hätten ſich ja vom Vater getrennt, der die Marotte hegt, ein gemeiner Bürgerlicher ſein zu wollen. Bruno fühlte, daß dieſer Ton Irma verſtimmte und ging in einen andern über, indem er darlegte, wie unfrei und hart es ſei, eine ſo liebenswürdige Dame, wie Baroneſſe Arabella, die aus königlichem Blut ſtammt, einiger Unzuträglichkeiten wegen gering zu achten. Er traf eine anklingende Saite, indem er es, abgeſehen von perſönlichem Wunſche, als Pflicht Irmas darſtellte, Arabella vorurtheilsfrei und mit Freundlichkeit entgegen zu kommen. Er ſchloß mit der Wendung:

„Du biſt ſo liebevoll gegen die einfältige Bäuerin, die Amme des Kronprinzen. Es iſt wohlfeil, Humanität zu üben gegen Menſchen aus dem Volke; zeige ſie auch

hier! Hier findet sie schönere und bedeutungsvollere Anwendung."

„Es freut mich, Dich auf solchen Gedanken zu finden," erwiderte Irma und sah ihren Bruder mit erheitertem Blicke an.

Bruno frohlockte. Er hatte den richtigen Köder gefunden. Er fand aber auch in der That einen flüchtigen Genuß im Gespräche über Erhebungen des Menschengeistes zu wahrem Edelsinn. Irma war willig zu der Reise und als sie sich bei der Königin beurlaubte, und auch diese in leisester Andeutung ein Befremden über die Heirath Brunos kundgab, zeigte sich Irma als so eifriger Anwalt der Humanität, daß die Königin nicht umhin konnte, ihr zu sagen:

„Sie sind und bleiben ein tiefedles Herz."

Irma küßte mit Inbrunst die dargereichte Hand.

Man reiste ab. Neben Brunos beiden Privatdienern und dem Jockey Fritz, dem Sohne Baums, reiste auch Vater Baum mit, er ist eben immer und bei Allem dabei.

Auf dem Wege war Bruno voll sprudelnder Laune. Wie ein Feinschmecker liebte er auch gemüthliche Scenen; er spielte vortrefflich Clavier, und auch bisweilen ein sentimentales Adagio; sentimental erschien ihm Irma. Bald aber hatte er genug des schmelzenden Tones und in seine keckscherzende Weise übergehend, rief er:

„Ich bin besser, als die ganze Cavalierswelt um uns her. Du lächelst? Du denkst, was muß das für eine Cavalierschaft sein, wo Du der bessere bist? — Ja, Schwesterchen Krimhilde, und doch ist es so. Ich

gestehe mir ganz ehrlich, daß ich diese Dame nur heirathe, um möglichst flott zu leben. Bin ich nun nicht besser als Alle, die in diesem Verhältniß etwas heucheln würden?"

„Wenn Du das besser nennst, allerdings; aber ich glaube doch, Du schämst Dich nur Deiner Liebe, Du möchtest nicht für sentimental gelten."

„Danke, Du bist eine tiefe Menschenkennerin."

Es war Bruno erwünscht, daß seine Schwester an seine wirkliche Liebe glaubte; das giebt seinem und ihrem Benehmen viel mehr natürlichen Halt. Er lächelte sehr verschämt und erröthete.

Die Baronin Steigeneck wohnte in einem kleinen Städtchen in dem Schlosse, das ehemals der Ruhesitz einer Schwester des letztverstorbenen Königs gewesen.

Man kam auf dem Schlosse an. Auf der großen Mauer, von der es umgeben war, stand ein schöner Pfau, der die Luft weit umher mit seinem Geschrei erfüllte.

Die Zimmer für Irma und ihren Bruder waren bereit. Man kleidete sich um. Bruno erschien in Paradeuniform mit seinen Orden. Man wurde nach dem Salon der Baronin Steigeneck geführt. Zwei Diener öffneten die Flügelthüren. Die Baronin in ausgesucht einfacher Kleidung ging dem Geschwisterpaar bis an die Thür entgegen und verbeugte sich sehr zierlich. Bruno küßte sie und umarmte dann seine Braut, eine schöne volle Gestalt. Er stellte sie seiner Schwester vor, Irma umarmte und küßte sie.

Das Schloß war mit Pracht, freilich mit etwas

bunter und greller ausgeſtattet; es war mehr Schauſtellung als Wohnlichkeit darin. Das lebensgroße Bild des hochſeligen Königs paradirte im großen Saal.

Irma war anfangs erſchreckt, als ſie die alte Baronin ſah. Im Boudoir der Baronin hingen noch die Bilder, die ſie als jugendlich üppige Tänzerin zeigten; ſie war eine reizend ſchöne Erſcheinung geweſen, und als Pſyche, als Eros, als Geiſterkönigin abgebildet, in kühnen Attituden — und jetzt dieſe ſchwerfällige Geſtalt mit den gewaltſam geſpannten Mienen. Ihre Hauptbeſchäftigung war Kartenſpiel, Irma ſah hier zum Erſtenmal im Freien unter Bäumen und beim Geſang der Vögel ſtundenlang Karten ſpielen. Was wären viele Menſchen, wie unausfüllbar ihr Leben, wenn es keine Spielkarten gäbe. —

Singen und Muſiciren, denn auch die Baroneſſe Arabella ſang ſchön, fröhliches Tafeln und Ausfahrten in die Umgebung füllte die Stunden heiter aus. Irma konnte nicht umhin, ſich immer die Diener anzuſehen und ſich in deren Gedanken zu verſetzen, wie es ſolchen Menſchen zu Muthe ſein muß, was ſie eigentlich denken, daß ſie einer ſolchen Herrin dienen; aber ſie ſah hier die gleiche Ehrerbietung wie am Hofe, und im Städtchen ſtand bei den Ausfahrten Alles ſtill und zog den Hut ab, denn die Baronin brachte Leben und Geld in das Städtchen. Alles in der Welt, auch Ehrerbietung iſt zu kaufen.

Drei Tage vergingen raſch. Die Baronin Steigeneck hielt einen kleinen Hof, dem Anſchein nach ſehr beſcheiden; ein alter, aber äußerſt beweglicher franzöſiſcher

Legitimist war die besondere Zierde dieses Hofes und es wurde ausschließlich französisch gesprochen.

Die förmliche Verlobung wurde bald durch den Notar festgesetzt, den Bruno aus der Residenz mitgebracht; er hatte seine gemessenen Instructionen und die alte Baronin hatte einen schweren Stand. Es waren da so verteufelt festgenietete Paragraphen über Todesfall und Trennung. Bruno hatte sich gesichert. Die Baronin sprach schäkernd über Liebe und wie sie solchen Enthusiasmus in der Gegenwart gar nicht mehr vermuthet hätte; Bruno stimmte ein, und Beide wußten doch, daß Alles sich nur ums Geld handle.

Arabella war eine wohlerzogene Dame, und dabei von jener Bildung, die sich von Lehrern kaufen läßt. Arabella sang, zeichnete, sprach drei fremde Sprachen, die sie auf Geheiß der Mutter parabiren lassen mußte — aber in Allem merkte man das Angelernte. Auch gelesen hatte Arabella Mancherlei, wenn man indeß von diesem und jenem Buche sprach, wollte sie es nicht kennen, denn da und dort kamen Verhältnisse vor, die auf sie, auf ihre Mutter Anwendung haben konnten.

Irma war überaus freundlich gegen ihre Schwägerin, und Bruno dankte ihr mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dennoch war's Irma innerlich bang. In diesem Hause herrschte ein eigener Zauberbann, es ist wie im Märchenlande, die Menschen gehen herum und lachen und scherzen, singen und spielen, aber ein einziges Wort dürfen sie nicht nennen; wird das genannt, so versinkt das Schloß mit all' seinen prunkenden Herrlichkeiten, und das Wort heißt: „Vater."

Irma aber mußte gerade hier am meiſten an ihren Vater denken. In der Stille begann ſie einen Brief an ihn zu ſchreiben; ſie ſchaute ſich um, als ſie auf ihrem Zimmer ſitzend die Worte ſchrieb: „Lieber Vater!“ Sie hielt es für ihre Pflicht, ſie konnte es füglicher als Bruno, dem Vater dieſe Verlobung anzuzeigen, und ſeine Humanität für die mit Glücksgütern ausgeſtattete Unglückliche anzurufen. Noch nie hatte ſie ſo viele Briefanfänge zerriſſen und ins Feuer geworfen; ſie brachte den Brief nicht zu Stande und faßte ſchließlich den Vorſatz, erſt von der Sommerburg aus an den Vater zu ſchreiben. Aber ein Verlangen, von Eltern zu ſprechen, konnte ſie nicht los werden, und als Baum jetzt einen Auftrag an ſie brachte, hielt ſie ihn auf mit der Frage:

„Baum, haben Sie Ihre Eltern noch?“

„Nein.“

„Haben Sie dieſelben lange gekannt?“

Baum antwortete huſtend mit vorgehaltener Hand: „Meinen Vater gar nicht und meine Mutter ... meine Mutter ... wurde mir ſchon lange entriſſen.“

Unter der vorgehaltenen Hand biß ſich Baum auf die Lippen und wagte endlich äußerſt behutſam die Worte auszuſprechen:

„Darf ich fragen, gnädige Gräfin, warum Sie mich das fragen?“

„Ich habe ein Verlangen, die Lebensſchickſale Derer zu kennen, die ich perſönlich kenne.“

Baum nahm die Hand vom Munde weg und ſein Geſicht war wieder glatt, ausdruckslos.

In den Tagen, welche man auf dem Schloſſe der Baroneſſe Steigeneck blieb, war Alles ſtets in maßvollſter Haltung. Nur ein Einzigmal fühlte ſich Irma verletzt, denn die alte Dame — man nannte ſie gnädige Frau — erklärte den Bräutigamszuſtand für die albernſte aller Convenienzen; das Natürlichſte und Angemeſſenſte wäre, ſofort in der Stunde der Verlobung zu heirathen.

Eine eigenthümliche Veränderung ging dabei in den Mienen der alten Dame vor; Irma erſchrak vor dem Ausdrucke dieſes Geſichtes, und dieſer Schreck blieb, ſo daß Irma innerlich ſchauderte, als die Baronin ſie beim Abſchied umarmte und küßte.

Irma ſaß ſchon lange im Wagen, als Bruno endlich kam und nochmals ſeiner Braut, die am Fenſter ſtand, Kußhände zuwarf.

Als man davon fuhr und Irma wieder mit ihrem Bruder allein im Wagen ſaß, ſagte ſie laut und mit wunderbarem Ausdrucke:

„O Vater, Vater!“

Sie athmete tief auf, als ob ein Zauberbann von ihr genommen wäre.

„Was haſt Du?“ fragte Bruno.

Irma wollte ihm nicht ſagen, was ſie empfand, ſie entgegnete nur:

„Sobald wir wieder im Schloſſe angekommen ſind, müſſen wir dem Vater ſchreiben, oder es wäre beſſer, Du reiſeſt zu ihm. Laß Dich, wenn's ſein muß, von ihm ſchelten; er bleibt doch der Vater und er wird Dir wieder gut ſein und alles Geſchehene anerkennen.“

„Es iſt beſſer, wir ſchreiben,“ meinte Bruno.

„Nein!“ rief Irma und faßte ſeine beiden Hände, „Du mußt es Arabella zu lieb thun.“

„Ihr zu lieb?“

„Ja, ich wünſche ihr das beſte Glück; ich möchte, daß ſie im Leben auch einmal Vater ſagen könnte.“

Bruno zuckte zurück. Nach einer Weile ſagte er: „Laß uns leiſe ſprechen. Ich glaube, Du weißt, wie Du mich ins Tiefſte getroffen. Arabella konnte nicht Vater ſagen, ſie wird es auch jetzt nicht können. Du biſt ſtark genug, Irma, der vollen Wahrheit ins Antlitz zu ſchauen. Was knüpft das unauflösliche Band zwiſchen Vater und Kind? Nicht die Natur allein, auch die Geſchichte. Unſer Vater hat durch Ablegung unſeres Standes Vater und Mutter und die große Reihe unſrer Ahnen verleugnet. Er hat die feſte ſtrahlende Kette zerriſſen, die uns durch ihn an unſer Geſchlecht ſchloß. Wir haben den unterbrochenen Zuſammenhang wieder aufgenommen, aber der Vater iſt dadurch von uns getrennt, er hat ſich ſelbſt von uns geſchieden. In dem Sinne, wie Du es meinſt, können auch wir nicht Vater ſagen.“

Irma wurde blaß. So hatte ſie ſich's noch nie gedacht und ſie hatte nie geahnt, daß Bruno ſich auf einen Gedanken ſtützen könnte; ſie glaubte ſein Leben ſtände nur auf Leichtfertigkeit. Jetzt erſt ſah ſie die tiefe Kluft. Sie wollte erwidern, daß der Vater ja allem Edlen getreu ſei, das die Beſten der Vorfahren ihm überliefert, und wie er nur die äußerliche Bevorzugung des Standes abgelegt. Aber zum Erſtenmal fühlte ſie, daß ſie dem Bruder nicht Stand halten

könnte. Sie selbst hatte sich ja auch vom Vater getrennt. Sie schwieg. Stundenlang fuhr man lautlos dahin.

Die beiden kamen auf der Sommerburg an. Irma dankte Jedem, der ihr zur Verlobung ihres Bruders Glück wünschte, äußerst verbindlich. Sie hatte eine eigene Befangenheit vor dem Hofjuwelier, der mit zahlreichen Schmuckkästchen auf das Schloß entboten war. Sie sollte in Gemeinschaft mit Bruno einen reichen Schmuck für die Braut auswählen; sie that es, aber sie willfahrte nicht, den Schmuck sich anprobiren zu lassen; ihr Kammermädchen mußte sich nacheinander mit vielen Schmuckstücken behängen lassen, und schließlich wurde ein reicher Diamantenschmuck gewählt und sofort an die Braut geschickt.

Viertes Capitel.

Irma gewann ihre Heiterkeit wieder und war der übermüthige Kobold des ganzes Hofes, neckisch gegen Alle, nur gegen Oberst Bronnen nicht; diesem allein zeigte sie sich stets ernst und gehalten. Sie ritt viel aus und begleitete oft den König auf die Jagd; auch andere Hofdamen meldeten sich gern dazu. Der beginnende Herbst machte die Tage frisch, und an reicher Mannigfaltigkeit fehlte es nie. Die Königin mußte zu Hause bleiben. Sie hatte Walpurga mit dem Kinde viel um sich und war überaus glücklich mit jeder neuen Regung der Kindesseele. Der Knabe kannte die Mutter bereits und wußte schon Zeichen des Verständnisses zu

geben; sie bedauerte nur den unruhigen Geist ihres Mannes, dessen Natur immer neue Bewegung und gewaltsame Aufregung erheischte; er versäumte so viel schöne Seelenblicke des Kindes.

Es wurde jetzt oft im Walde und auf den Bergen gespeist, wohin die Speisen und Geräthschaften mittelst Maulesel schnell gebracht und ebenso wieder weggeschafft wurden. Es war dies eine Erfindung des Baron Schöning, auf die er sich nicht wenig einbildete, und es war in der That fast zauberisch überraschend, wenn plötzlich mitten im Walde oder auf einer Anhöhe mit schöner Fernsicht eine königliche Tafel gedeckt dastand, und ebenso plötzlich Alles verschwunden war.

Seit seiner Rückkehr vom See benahm sich Baron Schöning gegen Irma mit besonderer Zartheit. Es war so viel Schonung und Rücksicht in seinem Benehmen, als hätte er Irma einen Korb gegeben, und nicht sie ihm, und in der That war es ihm jetzt, als wäre er der entschieden Verneinende gewesen; es kam ihm wie Wahnsinn vor, daß er je an den Heirathsantrag gedacht. Dabei machte jetzt der Baron den Versuch, sich etwas Würde beizulegen, natürlich mit großer Behutsamkeit, denn man darf sein eigenes früheres Benehmen doch nicht geradezu widerrufen. Damals, als er zu Irma sagte, der Hof glaube mit ihm zu spielen, während er mit dem Hofe spiele, war die kühne Wandlung noch nicht wahr, denn damals ging sie ihm erst auf.

Schöning war eine seltsame Figur am Hofe. Er hatte sich anfänglich der Diplomatie widmen wollen, ging aber bald davon ab und wurde Landschaftsmaler,

brachte jedoch auch hier nichts Rechtes zuwege, und es wurde nicht schwer, ihm eine Hofstellung zu verschaffen. Er ward Mitglied der königlichen Gartendirection und Kanzleichef beim Hofmarschallamte, daneben natürlich auch Kammerherr.

In vertrauten Stunden und zu vertrauten Freunden — dies waren aber alle Männer und Frauen am Hofe — sprach er gern von seinem eigentlichen Berufe zur Kunst, den er nur um des Königs willen, den er über Alles liebe, aufgegeben; das sei der Adel dem Monarchen schuldig, behauptete er. Eine Landschaft von ihm mit dem Heimathsee der Walpurga hing im Sommerschloß; das Bild war schön, böse Zungen aber behaupteten, einer seiner Freunde auf der Akademie habe die Landschaft, ein anderer die Staffage gemalt.

Auf den Gebirgsfahrten bewies nun Schöning besondere Aufmerksamkeit gegen Irma, und diese konnte ihren ganzen Muthwillen an ihm üben, denn das war am Hofe ausgemacht: ein Liebesverhältniß mit Schöning konnte man nicht haben, er war nur zum Spaß für Alle da, und er verstand Spaß, sowohl ihn zu üben, als an sich üben zu lassen.

Oft hätte sich Schöning gern von den Ausfahrten zurückgezogen, er fühlte, daß es ihm nicht gelinge, die Würde zu erlangen, die er erstrebte. Aber er konnte nicht zurückbleiben, selbst vorgeschütztes Unwohlsein half nicht; wenn Schöning nicht bei den Ausfahrten war, fehlte ein Zielpunkt der Heiterkeit. Was wollte er thun? Er machte lieber gute Miene zum bösen Spiel und ging scheinbar freiwillig mit.

Schöning und Baum, so verschieden auch ihre Stellungen, waren unentbehrlich.

Baum galt für den beliebtesten Diener am Hofe; er hatte das Glück, überall und zu Allem verwendet zu werden; wenn es eine Landpartie gab, wenn man im Walde speiste, bei einer Wasserfahrt, immer war Baum dabei, und wie Schauspieler sich kränken, wenn sie nicht genugsam beschäftigt werden und sich nicht in großen Rollen zeigen können, so sind auch die Lakaien eifersüchtig darauf, recht oft verwendet zu werden. Es verstand sich daher von selbst, daß Baum seine Günstlinge hatte, die er bei Gelegenheit dem Hofmarschall anpries, und diese folgten ihm wie einem natürlichen Oberen. Den Shawl der Königin, oder den Paletot des Königs wußte Niemand so zu tragen, wie Baum; die Kleidungsstücke auf seinem Arme sagten fast: Ach, wie warm sind wir, wie weich und lind, befehlen die Herrschaften nur und wir sind bereit, Sie zu schützen und zu wärmen.

Die Abende waren heiter. Nach dem Thee ging man in der Regel in den innern Schloßhof, wo die Thiere, die man geschossen, auf den Boden gestreckt lagen, und betrachtete sie nochmals bei Fackelschein. Die Königin ging stets nur ungern mit, das geschossene Wild anzusehen, aber sie ging, um nicht sentimental zu erscheinen. Der König war wohlgemuth durch das Jagdglück. Dann kehrte man wieder in die offenen Säle zurück, es wurde musicirt und gesungen, auch bisweilen vorgelesen und Karten gespielt, Irma war auch eine der besten Billardspielerinnen, die dem

König manche Partie abgewann. Es war eine schmiegsame und biegsame Anmuth, eine knospenhafte Gedrungenheit in allen ihren Bewegungen; wie sie sich über das Billard beugte, wie sie sich wendete, wieder umherging, die Queue in der Hand wie ein Wurfgeschoß — jede Stellung und Haltung war würdig, von Künstlerhand festgehalten zu werden.

„Wie schön sie ist!“ sagte oft die Königin zu ihrem Gatten. Er nickte und es gab viel Scherz in dem großen Billardsaal. Bevor man sich am Abend trennte, versammelte sich die engere Hofgesellschaft regelmäßig nochmals wie zu gemeinsamem Ausruhen und zu gemeinsamer Erinnerung, denn an jedem Abend wurde die Chronik des vergangenen Tages vorgelesen. Baron Schöning führte diese Chronik schon seit Jahren, und zwar in Versen und, was noch besser mundete, im hochländischen Dialekt. Gräfin Irma kam darin sehr viel vor, sie hatte den Namen „Felsenjungfrau;“ alle kleinen Ereignisse wurden da anmuthig zugestutzt und mit einem milden Scherze versetzt, der bei der Kenntniß der Persönlichkeiten stets Heiterkeit erregte. Der König hieß in der Regel Nimrod oder auch Artus; auch der Hunde ward nicht vergessen und eine stehende Redensart hieß: „Die Nährmutter Walpurga hat viel gegessen und Romulus viel getrunken, die Tante Charpie, so hieß Mamsell Kramer, hat den Anfang ihrer Stammesgeschichte erzählt, das Ende aber noch nicht.“

Wenn die höchsten Herrschaften sich zurückgezogen hatten, blieb der Hofstaat noch in beliebigen Gruppen beisammen; Irma wandelte oft lange mit dem Leibarzt

auf eine nahe Anhöhe oder in das offene Thal. Gunther lehrte sie Sternbilder kennen, und hier in stiller Nacht schloß er ihr die großen Gesetze alles Lebens auf, wie sich jeder Weltkörper in der Unendlichkeit bewegt, angezogen und abgestoßen, wodurch keiner den vollen Kreis beschreibt. Sie kamen dabei oft auf Irmas Vater zu sprechen, und der Leibarzt behauptete, Eberhard könne seinen Kreis streng vollenden, weil er sich vereinsamt habe; er selbst dagegen habe im Leben stehen müssen und könne nur eine elliptische Bahn ziehen, er sei Arzt, müsse auf Andere wirken und könne sich der Wirkung Anderer nicht entziehen. In die Geheimnisse der Unendlichkeit vertieften sich da der Mann und die Jungfrau, und sie vergaßen sich selbst, bis die Müdigkeit des Körpers sie gemahnte, heimzukehren und Ruhe zu suchen.

Irma sprach auch viel davon, wie sie im Winter oft bei der Familie Gunthers sein wolle; die junge Wittwe mit ihrem Kinde wohnte wieder ganz beim Vater.

Irma ging fast nie zu Bette, bevor sie bei Walpurga gewesen. So leise sie auch eintrat, Walpurga fühlte jedesmal ihre Nähe und erwachte, wenn sie schon eingeschlafen war; meist aber wartete sie wachend. Dann saßen sie noch eine Weile beieinander und Walpurga hatte stets viel von ihrem klugen Prinzen zu erzählen, noch mehr aber von der guten Königin.

Die Tage wurden kürzer, die Abende länger; die Gärtner hatten viel zu thun, die abfallenden Blätter aus den Wegen zu harken, bevor Jemand vom Hofe erwachte. Es hieß, daß man bald das Sommerschloß verlasse, um nach der Hauptstadt überzusiedeln.

Der König zog ſchon voraus dahin. Er eröffnete in Perſon, umgeben von einem neuen Miniſterium, deſſen Präſident Schnabelsdorf geworden, den Landtag.

Der Leibarzt ſprach gegen Irma ſein Bedauern aus, daß der König einen folgenſchweren Schritt gethan, indem er ein reactionäres und ſtreng kirchliches Miniſterium berufen; er eiferte in gemeſſenen Ausdrücken, aber um ſo entſchiedener gegen die Kloſterromantik. Irma hatte nicht den Muth, zu bekennen, wie viel ſie daran Schuld ſei, und ſie tröſtete ſich, daß der König ja ausdrücklich und noch dazu im Beiſein der Königin jede Beeinfluſſung abgewehrt hatte. Zum Erſtenmal aber ſtieg in ihrer Seele ein innerer Widerſpruch gegen den Leibarzt auf, er galt ihr für unfrei, er hatte den Fanatismus des Unglaubens; der ſchöne Schmuck des Lebens, der Gemüthsſchwung, war ihm fremd und er verdammte ſie gern mit den verketzernden Worten Romantik und Sentimentalität. Nur noch höher erſchien ihr der König, wie er ſelbſtändig und feſt gegen den Strom der Tagesmeinung ſteuert; das was ſie einſt im Briefe an Emmy ausgeſprochen, wurde ihr immer klarer: nur ein König und ſolch ein Mann hat den umfaſſenden großen Blick und läßt ſich von keinem Schulſyſtem einfangen; auch die Logik iſt nur ein Theil des Menſchengeiſtes, den ganzen Geiſt hat nur ein ganzer Menſch.

Selbſt ein Freund und Mann wie der Leibarzt mußte zurücktreten und erſchien klein gegen den Einen.

Walpurga war wegen des abermaligen Umzuges voll Unruhe. Sie klagte Irma, daß dies doch ein

ſchreckliches Leben ſei: „Das iſt ja ein immerwährendes Leben in der Kutſche und man wird nirgends recht feſt und getreu; ich mein', es iſt ungetreu, ſo zu kommen und zu gehen. Freilich, man treibt auch das Vieh von der Alm, wenn abgegraſt iſt, aber das liebe Vieh iſt doch was anderes als die Menſchen, und mein Prinz dauert mich, daß er aus ſeiner Jugend nichts mitnehmen kann, wenn er älter wird; der kann nicht ſagen: Hier bin ich ganz daheim geweſen und da ſind Bäume, die haben geblüht und Früchte getragen und dann iſt Schnee darauf gefallen und dann iſt's wieder Frühling worden. Und wenn das arme Kind das nicht hat, bei was iſt es dann daheim?"

Beim Frühſtück erzählte Irma die Klage der Walpurga und ſie fand dieſes ſich Einleben in die Natur, dieſe Treue gegen lebloſe Gegenſtände tief ergreifend und poetiſch; aber die Herren und Damen im Frühſtückſaal begriffen gar nicht, was darin denn Poetiſches ſei, das ſei ja nichts als Beſchränktheit. Baron Schöning trat vermittelnd ein und erklärte, daß dies Kleben an der Scholle ein Glück für das Volk, denn nur hiedurch ſei es möglich, daß einſame Höhen und Thäler bewohnt wären; die Macht der Angewohnheit ſei nöthig für das gemeine Volk; der freie Menſch aber müſſe ſich das abgewöhnen, dadurch werde er frei und das nur ſei poetiſch, was wie Pegaſus auf dem Boden des Lebens ſtehe, aber auch freie Schwingen habe, um aufzufliegen in die höhere Region des Aethers.

Schöning ſchaute um ſich und wollte Beifall ernten

für seine tiefe Bemerkung, aber was er mit so vielem Nachdruck vorgebracht, wurde kaum beachtet. Er hatte sich beständig zum Spaß für den Hof hergegeben, er jodelte etwas vor; nun hatte der Ernst, den er bringen wollte, keine Geltung mehr; es war fast, als wenn ein bekannter Komiker oder ein Naturbursch eine tragische Rolle spielen will. Schöning glaubte bei Irma besonderes Verständniß zu finden, aber auch sie war ihm heute nicht zustimmend; nur der Leibarzt knüpfte ein Weiteres daran, indem er sagte, daß die ewige Reisestimmung der jetzigen Menschheit ein neues Moment in der Geschichte sei, das in diesem Maße kein früheres Geschlecht gekannt habe; das Geschlecht, das schon in der Wiege die Locomotive pfeifen hört, würde ein anderes sein, aber die wirkliche Poesie sterbe nie aus und jede Mutter lerne immer neu ihrem Kinde singen und die ewige Mutter Zeit werde die Kinder eines neuen Zeitalters auch neue Lieder singen lehren, anders lautend als die der Vergangenheit, aber nicht minder voll Tiefe und Innigkeit.

Die Königin nickte dem Leibarzt zu, und ihr ganzes Antlitz erröthete, als sie sagte, sie stimme mit Walpurga überein, sie bliebe auch lieber an Einem Ort und lebte sich da fest.

Sämmtliche Herren und Damen sprachen mit lauter Bewunderung von der Königin, die so schön und innig rede; innerlich aber dachten Viele: „Du bist ebenso einfältig wie die Walpurga.“

Als man von der Tafel aufgestanden, sagte die Königin zu Irma:

„Liebe Gräfin Irma, Sie müſſen dergleichen nicht der ganzen Geſellſchaft bei Tafel erzählen. Glauben Sie mir, es paßt nicht dahin. Die Gedanken der Walpurga ſind wie friſche Waldblumen; bricht man ſie ab und bindet ſie zu einem Strauß, ſo welken ſie ſchnell; nur unſere künſtlich gezogenen Blumen eignen ſich zu Sträußen für den Salon, und am beſten die aus Tüll und Gaze gefertigten. Erzählen Sie derartiges künftig nur mir allein," bat ſie ſchließlich.

Irma war glücklich über dies Einverſtändniß. Walpurga aber war zornig auf Irma, als ihr die Königin am Mittag berichtete, was ſie von ihr gehört habe. Das geht nicht, man muß nicht Alles wiedererzählen. Sie ſchämte ſich jetzt, daß ſie ſo einfältig ſei und war ſcheu und zurückgezogen vor Irma, und als ſie mit ihrem Prinzen allein war, ſprach ſie in die Kiſſen hinein:

„Dir allein, Du Wanderburſch, will ich künftig Alles ſagen. Du biſt der Geſcheidteſte im ganzen Haus und der einzig Verſchwiegene. Gelt, Du ſagſt Niemand etwas?"

Walpurga war voll Unruhe, der Umzug lag ihr immer im Sinn; erſt Baum verſtand es, ſie einigermaßen zu beruhigen, er ſagte:

„Sei doch geſcheidt! Was gehen Dich die Möbel und die Bäume und Alles hier an? Das bleibt für ſich da. Du ſetzeſt Dich in den Wagen und fährſt in die Stadt, und dann biſt Du da und Alles, was Du brauchſt, es giebt ſchon Hände und Füße genug, die das Alles laufen machen."

Walpurga ward ruhiger. Man wartete nur den erſten ſonnigen Tag ab, und die Königin und der Prinz und Walpurga und das Gefolge fuhren nach der Reſidenz. Die Sommerburg war einſam und öde, die Blätter fielen auf die Wege im Park und wurden nicht mehr weggekehrt, die großen bunten Lampen auf der Veranda wurden in ſicheres Gewahrſam gebracht, vor die großen Fenſter wurden Strohdecken geheftet. Das Sommerſchloß ſchlief dem Winter entgegen und derweil ging neues Leben im Reſidenzſchloß auf.

Fünftes Capitel.

Das königliche Reſidenzſchloß ſtand mitten in der Stadt, nicht von Wall, nicht von Graben umſchloſſen; die Fenſter blickten auf das bewegte Leben der Straßen hinab, und doch war's, als wenn das Schloß auf einem befeſtigten Berge ſtände, und weit hinaus ſich Vorwerke breiteten zu Schutz und Trutz. Von dem, was die Tauſende in der Stadt bewegte, drang nur ſelten und verworren ein Ton da herauf. Hunderte von Menſchen, vom unterſten Küchendiener bis hinauf zum Hausminiſter, bildeten Wall und Graben, um nur dasjenige, dem man Einlaß gewähren wollte, zur Allerhöchſten Perſon Seiner Majeſtät dringen zu laſſen.

Der König war voll glänzender Laune, aber es war etwas Gewaltſames in ſeiner Fröhlichkeit, eine Unruhe, die ihn an keiner einzelnen Sache haften ließ.

Immer Wechſel, buntes Treiben, vom Morgen bis zum Abend.

Wenn man den König auf Gewiſſen gefragt hätte, er würde mit aufrichtigem Herzen betheuert haben: Ich liebe die Verfaſſung, ich bin ihr treu. Und doch war im tiefſten Grunde ſeiner Seele ein unbezwinglicher Widerſtand gegen dieſelbe — ſie beſchränkte die volle Individualität. In gleicher Weiſe liebte er ſeine Frau und huldigte er der Freundin mit ſtarker Herzensneigung, aber wie durch kein Geſetz, ſo wollte er auch durch keine Neigung beſchränkt ſein — das behindert die freie Entfaltung und volle Blüthe der Individualität. Jeder Anſpruch eines Gegenüberſtehenden, ſei es die Staatsverfaſſung, ſei es ein befreundetes Gemüth, empörte ihn wie eine Unterjochung. Er wollte vollkommen frei ſein und doch Geſetz und Liebe dabei nicht miſſen. Er konnte der Zuſtimmung nicht entbehren, aber er mochte ihm nicht das Recht des Widerſpruchs zugeſtehen. Er wollte die altgewohnte Liebe des engliſchen Volkes zu ſeinen Herrſchern auch in ſeinem Lande, aber er wollte dabei nach perſönlichem Ermeſſen handeln. Er ſtudirte die Verfaſſungsgeſetze, aber er neigte zu Interpretationen, die ſie illuſoriſch machten. Er liebte die Verfaſſung wie er ſeine Gattin liebte, er ſchätzte ihre Tugenden, er wollte ihr treu ſein und doch der freien Neigung nicht entſagen.

Die Zeitungen gelangten nur in der Form eines in der literariſchen Hofküche bereiteten Auszuges vor die Augen des Königs. Er ließ ſich die ſtenographiſchen Berichte der Kammerverhandlungen in ſein Cabinet

bringen, aber sie lagen größtentheils ungelesen dort. Es gab zuviel zu thun, zu vielerlei ceremoniellen Empfang, Paraden und Exercitien. Das neue Zeughaus war unter Dach gebracht, es war ein geschmackvoller Bau geworden, und jetzt ging es an die Verzierung desselben. Der König selbst hatte einige Zeichnungen dazu entworfen.

Die großen Herbstmanöver wurden in der Nähe der Residenz abgehalten, und es wurde viel von einer Neuerung gesprochen, welche die Soldaten begeisterte. Die Königin erschien zu Pferde in der Uniform des Regiments, das ihren Namen trug, und neben ihr ritt Irma, gleichfalls in der Regimentsuniform; die Königin sah wie die Schutzpatronin, Irma mit ihren frohlockenden Mienen wie die wirkliche Anführerin der Bewaffneten aus. Der Jubel der Soldaten ging weit über das Commando hinaus, und wollte gar nicht enden.

Der Oberst Bronnen war voll enthusiastischer Herzlichkeit gegen Irma. Es hieß allgemein, daß er bald nach dem Manöver um ihre Hand werben werde, ja Manche behaupteten, die Verlobung habe schon heimlich stattgefunden; der Vater Irmas, der alte Menschenfeind, wolle nur seine Einwilligung noch nicht geben, aber im nächsten Monate würde die schöne Gräfin majorenn. Eine schönere Frau Oberst konnte sich kein Regiment wünschen.

Irma lebte im vollen Taumel des Glückes. Sie wußte nichts davon, daß die Welt sie verlobte. Wenn sie dem Leibarzt begegnete, sagte sie ihm: „Ach, tägl will ich zu Ihrer lieben Familie, aber ich werde

immer abgehalten. Morgen oder übermorgen aber komme ich gewiß.“

Es vergingen Wochen, ehe ſie den Beſuch abſtattete, und als ſie vorfuhr, meldete der Diener, daß die Familie ausgegangen ſei. Irma nahm ſich vor wiederzukommen, aber bald erſchien es ihr ungehörig, daß ſie nicht wieder beſucht wurde; ſie wartete und ließ endlich die Beziehung ganz fallen. Es iſt doch beſſer, man bleibt in einer und derſelben Sphäre; dazu war Trauer im Hauſe des Geheimraths, und Irma war nicht zur Trauer geſtimmt. Der Leibarzt ſelbſt erſchien ihr jetzt unfrei, denn er hatte ihr geſagt:

„Die meiſten Menſchen, auch die Erwachſenen und ſogar die Bewußten, leben ihre Freuden aus wie die Kinder; das tollt, das ſcherzt, neckt und ſpringt, bis die Luſtbarkeit, geſättigt, in das Gegentheil von Freude umſchlägt und zuletzt ein Ende mit Weinen nimmt.“ Irma vermied jede fernere Erörterung mit dem Leibarzt.

Es waren Regentage eingetreten, man konnte die Stuben nicht verlaſſen, und Walpurga ging wie gefangen umher, ſie jammerte immer nach dem Sommerſchloſſe, obgleich man auch dort jetzt das Haus nicht hätte verlaſſen können. „Der Ohm hat Recht,“ ſagte ſie ſcherzend zu Mamſell Kramer, „der hat damals bei der Taufe geſagt, ich ſei eine Kuh, und ich kann mir jetzt denken, wie es einer Kuh zu Muthe iſt, die von der Alm wieder zu Thal in den Stall kommt. Der Gruberſepp daheim hat eine Alm, und da ſchreien ſeine Kühe allemal, wenn ſie eingetrieben ſind, drei Tage lang und wollen nicht freſſen. Wenn ich nur

wüßt', wie's daheim ist, wenn ich nur wüßt', daß sie mein Kind gut im Hause halten. Aber ich will jetzt gleich schreiben."

Walpurga schrieb einen kläglichen Brief nach Hause, voll Sorge und Kummer, und sie ward erst wieder ruhig, als gute Nachricht kam.

In den Gemächern des Kronprinzen war's bei trübstem Wetter als ob der helle Tag erschiene, wenn Irma eintrat. Es verging selten ein Tag, an dem sie nicht kam, doch waren ihre Besuche jetzt kürzer; sie sagte, daß sie viele Vorbereitungen zu treffen habe zur Hochzeit ihres Bruders.

„Ich freue mich, da Ihren Vater zu sehen," sagte Walpurga einmal, „das muß ein prächtiger Mann sein, der so schöne und brave Kinder hat."

Irma griff ans Herz, es zuckte darin.

„Wenn mein Vater kommt, bringe ich ihn Dir," sagte sie beschwichtigend; der Anruf der einfachen Frau hatte ihr all' die glänzenden Festlichkeiten wie mit Asche bestreut.

Sie war öfters in der Stadt, machte allein oder mit ihrem Bruder die Einkäufe für eine volle, üppig ausgestattete Häuslichkeit. Was für die Kinder Blumenpflücken im Walde, das ist für die Frauen in den großen Städten das Einkaufen in den Gewölben. Von Kaufladen zu Kaufladen wandern, vergleichen, wählen, sich aneignen — es ist auch wie Blumenpflücken. Irma war Kind und Weltdame genug, um daran ihre Freude zu finden, und sie befriedigte zugleich eine gewisse Schaffenslust, indem sie ein Haus mit kahlen Wänden

ganz neu und selbständig nach eigenem Geschmack, nicht blos mit fertigem und gekauftem herstellte. Die Handwerker und Kaufleute übertrieben nicht, wenn sie sagten, daß ihnen solch feines Verständniß und solche überraschende Anordnungen noch nicht vorgekommen. Irma war nicht, wie man es so nennt, liebenswürdig und huldvoll gegen die Menschen, sie war einfach leutselig; sie entschuldigte bei Kaufleuten und Handwerkern nicht die Mühe, die sie ihnen machte, das ist ja ihr Beruf, aber sie sprach achtungsvoll mit ihnen, lobte aufrichtig, wo sie feinen Sinn fand, und dankte für Belehrung, wo sie falsche und übertriebene Anforderungen gestellt hatte.

Hätte Irma hören können, wie in Werkstätten und Kaufläden, von Näherinnen, Handwerkern und Kaufleuten ihr Lob in den verschiedensten Ausdrucksweisen laut wurde, sie hätte ihre herzliche Freude daran gehabt.

Nur war es ihr höchst auffällig, daß alle Leute sich so oft versprachen und die Hauseinrichtung ihre eigene, nicht die ihres Bruders nannten.

Die Hochzeit wurde gefeiert. Irma hatte nicht Gelegenheit, ihren Vater der Walpurga zu bringen; er war nicht gekommen. In diesen Tagen allein versäumte sie den Besuch in den Gemächern des Kronprinzen, und als sie wiederkam — sie hatte sich vor den Fragen der Walpurga gefürchtet — sprach diese weder von der Hochzeit, noch vom Vater.

Irma ahnte, daß Mamsell Kramer der Amme das Sachverhältniß berichtet hatte. Sie hätte ihr gern die rechte Anschauung gegeben, aber es ist nicht thunlich;

Menſchen aus dem Volke, die nur einfache Verhältniſſe verſtehen, können ein verſchlungenes nicht begreifen. Irma that ſich Zwang an, in der alten Weiſe mit Walpurga zu ſein; dieſe fühlte es, aber ſie ſagte nichts darüber; auch in ihr war eine eigenthümliche Zurückhaltung.

Der Winter kam mit Macht heran. Walpurga hatte die Freude, wenn man auch nicht ins Freie konnte, doch einen weiten Weg mit dem Kronprinzen im Schloß zu machen. Eine ganze Reihe von Sälen war zu dieſem Behufe geöffnet und wohl durchwärmt.

„Du darfſt ſingen, wie Du willſt," hatte ihr der Leibarzt geſagt. Aber Walpurga konnte in den großen Sälen, wo die vielen Bilder hingen und Männer in Eiſenpanzern und Frauen, die dort mit ſteifen Krauſen und hier mit entblößtem Nacken auf ſie herabſahen, keinen Ton aus der Kehle bringen. Sie fürchtete ſich immer vor den Bildern.

„Es iſt gewiß dumm, was ich ſage, und Sie müſſen mir verſprechen, daß Sie es nicht weiter ſagen," vertraute ſie einſt Irma, die ſie begleitete.

„Sag's nur, mir kannſt Du Alles ſagen."

„Es iſt gewiß dumm, aber ich meine: die Männer und Frauen da können drüben die ewige Ruhe nicht finden, ſie müſſen ja immer da ſein und Allem zuſchauen."

„Das iſt gar nicht ſo dumm, was Du ſagſt," lächelte Irma. „Aber gieb Acht, Walpurga, was ich Dir ſage. Wenn man ſo da geht und ſteht und Vater und Urgroßvater und weiter hinaus ſchauen auf Einen

herab, siehst Du, das ist es, was man Adel heißt — da ist man immer mit seinen Vorfahren."

„Ich verstehe, was Sie meinen. Das ist wie wenn man im Herzen immer eine Seelenmesse für sie liest."

„Ja, so ist's!"

Irma dachte daran, dieses Gespräch der Königin wiederzuerzählen.

Nein, ihm, dem König wird sie's erzählen, er versteht und faßt Jegliches dichterisch und groß. Irma hatte sich daran gewöhnt, Alles was sie erlebte, dachte, las, nicht für sich zu erleben, zu denken und zu lesen, sondern stets mit dem Vorsatze und der Freude, es dem Könige zu erzählen. Er war so dankbar, so verständnißreich und glücklich darüber, und er hat so schwere Regierungssorgen, daß es Pflicht ist, ihn mit Anderem zu erheitern.

Draußen auf dem Sommerschlosse standen die entlaubten Bäume voll Schneelagen und die Fenster waren mit Strohdecken behangen, im Schlosse in der Stadt aber war blühendes Leben. Das duftete, das glänzte, das schimmerte, und im Hause Brunos reihte sich Fest an Fest. Der Hof selbst hatte das erste Einweihungsfest besucht, und man sprach in der ganzen Stadt von der großen Milde der Königin, die diese Art Schwägerin besuchte und freundlich und leutselig bei ihr auf dem Sopha gesessen hatte. Die alte Baronin hatte auch zum ersten Fest ihrer Kinder kommen wollen, aber es wurde ihr mitgetheilt, daß dann die Königin nicht komme; sie blieb daher auf ihrem Ruhesitze in dem kleinen Städtchen.

Arabella hatte dem Vater Brunos geschrieben. Ihr Gatte hatte es ihr nicht verwehrt, aber er hatte ihr vorausgesagt, daß sie keine Antwort erhalten werde, und das konnte er mit Fug und Recht, denn er hatte den Brief gar nicht abgeschickt.

Irma tröstete sie darüber, und es war ihr tief peinlich, die Eigenart des Vaters derart zu schildern, daß sich sein Verstummen erklärte; es war ihr wie Verrath, aber sie mußte es, warum sollte das arme Kind leiden? Bald aber war wieder Alles vergessen, der Vater, die weiland Tänzerin, ja alles eigene Denken, denn Fest reihte sich an Fest.

Während das Abgeordnetenhaus, nicht weit vom Marstall, sich in sogenannten Entscheidungskämpfen erhitzte, wurde in der königlichen Reitbahn Probe geritten zu einem Carrousſel in mittelalterlicher Rittertracht. Fürst Arnold, der, wie es hieß, um Prinzessin Angelique freite, war Anführer der Herren, Irma Anführerin der Damen.

Man legte es in der Stadt als bissige Ironie aus, es war aber in der That nur Zufall, daß am Abend desſelben Tages, an dem die Kammer aufgelöst wurde, die glänzende Aufführung des Carrousſels stattfand. Allen voran strahlte Irma. Als sie in die königliche Loge trat, spendete ihr der König lautes Lob wegen ihrer Schönheit und Kunstfertigkeit.

Die Königin stimmte bei und sagte:

„Gräfin Irma, Sie müssen glücklich sein, daß Ihre Erscheinung und Ihr Wesen uns Allen so viel Glück bereitet!“

Irma beugte ſich nieder und küßte ihre Hand.

Man hatte kaum Zeit gehabt, ſich von einem Feſte auszuſchlafen, ſo ging's wieder zum andern. Beſonders belebt, die ganze Stadt aufregend, war eine großartige Schlittenfahrt. Der König ſaß mit der Königin im offenen Schlitten, und ſo ſehr man auch über die gegenwärtige Politik empört war, freute man ſich doch, das königliche Ehepaar ſo glücklich zu ſehen. Unmittelbar hinter dem Schlitten der Prinzen des Hauſes fuhr Bruno mit ſeiner ſchönen Frau, aber ſo reich auch das Geſchirr und ſo ſchön auch das Paar war, die Blicke wendeten ſich ſchnell ab zum nächſten Schlitten, da ſaß Irma an der Seite des Baron Schöning. Dieſen hatte ſie ſich gerade als den paſſendſten Strohmann ausgeſucht, Ueberraſchung und ſpöttiſches Lachen verſchmolzen ſich auf dem Angeſicht der Zuſchauer.

„Wenn nur mein Mann das ſehen könnte, ſo Etwas gönnt' ich ihm auch, man glaubt gar nicht, daß es wahr iſt," ſagte Walpurga, die aus ihrem Fenſter die Fahrt mit anſah.

Niemand bemerkte ſie als Irma, die ihr zuwinkte. Wie ſtrahlte ſie! So ſchön war ſie noch nie, die friſche Winterkälte hatte ihr Geſicht wunderbar belebt. Sie ſaß in einem Schwan von zwei weißen Roſſen gezogen, und Walpurga ſagte an die Scheibe hin: „O du gute Seele, du ſiehſt ja aus, wie wenn du in den Himmel hinauffahren müßteſt. Aber den Faſtnachtshanſel da neben dir wirſt du doch nicht heirathen?" Die letzten Worte hatte ſie ganz laut geſagt.

„Die heirathet gar nicht!" rief hinter ihr eine Stimme.

Walpurga ſchaute erſchreckt um, Baum ſtand hinter ihr.

„Du biſt aber auch ein ewiger Horcher,“ ſagte ſie; die ganze Freude war ihr vergällt. Das dauerte aber nicht lange, denn bald kam Irma und ſagte:

„Walpurga, bei Dir allein kann ich mich erwärmen; es iſt doch grimmig kalt und Du biſt ſelber wie ein geheizter guter Ofen, und dick und breit wie ein Kachelofen wirſt Du auch.“

Walpurga war glücklich mit ihrer Freundin. Die kommt doch immer zu ihr und bringt ihr von allen Freuden etwas.

Wie erſchrak aber Walpurga, als plötzlich der König eintrat. Er ſagte zu Irma, ſich freundlich verbeugend:

„Es wurde eben ein Brief an Sie abgegeben, ich wollte ihn ſelbſt bringen.“

Irma ſchlug die Augen nieder und empfing den Brief.

„Oeffnen Sie doch!“ ſagte der König und winkte Walpurga, ihm in das Zimmer des Prinzen zu folgen.

Als er wieder herauskam, fragte der König:

„War's eine freudige Nachricht, die Sie bekommen haben?“

Irma ſchaute ihn groß an und ſagte endlich:

„Er iſt von meinem liebſten Freunde.“

Der König nickte, da der von ihm ſelbſt geſchriebene Brief ſo beantwortet wurde. Er ſetzte in leichtem Tone hinzu:

„Liebe Gräfin, Sie werden ſich gewiß ſchwer von Walpurga trennen können und ihre Stelle geht ja doch

mit der Zeit ein. Beſinnen Sie ſich auf eine andere Stelle, daß Sie ſie in Ihrer Nähe behalten.“

Walpurga athmete hoch auf, das Wort lag ihr auf den Lippen: „Geben Sie mir die Meierei!“ aber ſie konnte es nicht herausbringen, es war als ob ihr die Zunge angeheftet wäre und der König verabſchiedete ſich bald; er kam und ging ſo ſchnell.

„Nein, Du ſollſt nicht hier bleiben; es iſt beſſer, glaube mir, tauſendmal beſſer für Dich, Du gehſt wieder heim. Im nächſten Sommer beſuche ich Dich einmal, ich vergeſſe Dich nie, da haſt Du meine Hand drauf,“ ſagte Irma, als ſie mit Walpurga allein war.

Walpurga hatte jetzt den Muth, ihren Wunſch nach der Meierei auszuſprechen; aber Irma beharrte bei ihrer Weigerung: „Du verſtehſt das nicht, glaub' mir, es iſt beſſer für Dich, Du gehſt wieder heim!“

Sechstes Capitel.

„Wie lebt ihr denn im Winter auf dem Lande?“ fragte die Königin, als ſie nachdenklich bei der Wiege des Kindes, das nun ſchon lange aufrecht ſaß, weilte.

„Ganz gut,“ erwiderte Walpurga, „aber das Holz wird leider auch ſchon bei uns theuer und man iſt doppelt froh, wenn's wieder Frühjahr wird; freilich zur Winterszeit hat mein Hanſei guten Verdienſt, da kann man das Holz auf der Schneebahn zu Thal bringen. Meine Mutter ſagt immer: Unſer Herrgott iſt doch

der oberſte Straßenmeiſter, der kann Wege machen und das Holz bringbar, wo ſonſt kein Menſch hin kann."

„Du haſt eine brave Mutter, grüße ſie von mir, und wenn ich wieder einmal ins Gebirge komme, beſuche ich ſie."

„O Gott, wenn das wäre!"

„Nun ſage mir," nahm die Königin wieder auf, „womit vertreibt ihr euch im Winter die Zeit?"

„Wenn die Hausarbeit gethan iſt, dann ſpinnt das Weibervolk, und die Männer gehen am Tag in den Wald und ſchlagen Holz und am Abend ſind ſie müde, ſelten einmal, daß einer Lichtſpäne macht."

„Und da ſingt ihr auch?"

„Ja gewiß, warum nicht?"

„Und leſt ihr euch nie etwas vor?"

„Nein, nie. Erzählen thun wir gern und einander recht fürchten machen."

„Und tanzt ihr auch manchmal?"

„Ja, zu Faſtnacht, aber es iſt nicht mehr viel; zu alten Zeiten ſoll's beſſer geweſen ſein."

„Und habt ihr nie Langeweile?"

„Nein, gar nicht, wir haben keine Zeit dazu."

Die Königin ſchaute lächelnd in die Aſtrallampe, die auf dem Tiſche ſtand. Wie viel Mittel braucht die vornehme Welt, um die Stunden los zu werden.

Als ob ſie einen langen Satz vorher angeführt hätte, ſagte ſie endlich:

„Und Du weißt gewiß, daß Dein Mann Dir immer getreu iſt? Es kommt Dir nie ein anderer Gedanke?"

„Meine Mutter ſagt oft, alle Männer ſeien nichts

nutz, aber meinen Hansei nimmt sie aus. Er thäte sich ins Herz hinein schämen, einer Andern ein schön Wort zu sagen; das thät ihm nachlaufen Tag und Nacht und er könnte Keinem mehr frei ins Auge schauen. Er ist keiner von den Gewitzigten, im Gegentheil, aber brav, grundbrav, ein bischen karg und genau im Geld, und immer in Sorgen, wir könnten einmal in Noth kommen; aber daran hat er sich ja gewöhnen müssen, wenn man sein Lebenlang so die Kreuzer zusammensparen muß. Aber Gottlob, das ist ja jetzt vorbei."

Wenn Walpurga einmal zu erzählen angefangen hatte und man sie nicht unterbrach, so sprudelte es wie ein Röhrbrunnen aus der Bergwand immer fort. Sie erzählte nun tausenderlei kleine Geschichten, wie sie sich zum Erstenmal drei Gänse angeschafft habe, zwei weiße und eine graue, wie viel Federn sie davon gewonnen, die sie nachher so gut verkauft habe; aber Enten, die halte sie sich jetzt acht Stück, die seien viel nützlicher, die kosten fast gar kein Futter, und ihre Ziege die sei gar gescheidt. Einmal hätten sie auch einen Hammel gehabt, aber das sei nichts, die gehören in die Heerde und gedeihen nicht allein. Zuletzt kam Walpurga wieder darauf, daß sie's noch gar nicht glauben könne, daß sie zwei eigene Kühe im Stalle hätte, ihr Lebenlang hätte sie nicht geglaubt, daß man sich so viel wünschen könne; und dann erzählte sie vom Gemswirth, dem sei eigentlich nicht zu trauen, aber man müsse sich doch mit ihm halten, denn wenn man mit dem verfeindet wäre, sei man im Dorf wie ausgestoßen und das Haupt-Haus sei Einem verschlossen.

Der Gemswirth wende Einem auch einmal einen Vortheil zu, wenn er keinen Schaden dabei habe, er habe ihre Enten ganz gut bezahlt; auch die Fische bezahle er gut, und wenn man einmal in Verlegenheit sei, wüßte man doch, wo man ein paar Kreuzer geborgt kriege; sie wolle ihm auch eigentlich nichts Böses nachsagen, er sei ihr einmal keck gekommen, und da habe sie ihm den Weg gewiesen, daß er sein Lebenlang daran denkt. Die Königin solle ihm ja nichts thun, er sei im Ganzen genommen auch gut, er sei eben ein Wirth. Aber gar so viel gute Menschen seien da, freilich schenken thut Einem Niemand etwas, und sie möchte auch nichts geschenkt — aber wenn man weiß, daß da überall an den Halden Menschen wohnen, die Einen gern haben, da ist Einem die ganze Gegend wie eine geheizte Stube.

Die Königin lachte.

Walpurga sprach immer weiter und weiter, und je mehr sie sprach, desto mehr plauderte das Kind und schlägelte mit den Händen und jauchzte, die Stimme der Walpurga that ihm gar wohl, und Walpurga sagte:

„Sehen Sie, er ist g'rad wie ein Canarienvogel; wenn recht viel in der Stube durcheinandergesprochen wird, da singt er auch lustig mit. Gelt, Du Canarienvogel," rief sie, den Kopf gegen das Kind schüttelnd, und das Kind jauchzte noch lauter.

Die Königin fuhr sich mehrmals mit der Hand über's Gesicht. Die Berichte der Walpurga versetzten sie in eine ganz andere Welt. So also leben Menschen unter dir, neben dir, fern von dir; sie verbringen ihre Lebenstage in Arbeit und Sorge, und sind doch glücklich.

„Warum ſchauen Sie ſo traurig drein?“ fragte Walpurga.

Die Königin erwachte. Niemand ſonſt hatte ſo in ihr Antlitz geſehen, Niemand konnte und wollte ſie ſo fragen.

Die Königin antwortete nicht und Walpurga fuhr fort:

„O, liebe Frau Königin, ich kann mir's denken, Sie haben's ſchwer. Wenn ein Menſch ſein Lebtag Alles hat, in Hülle und Fülle, das hat auch ſein Böſes. Man hat den Himmel ſchon auf der Welt. Sind Sie ſich denn auch einmal recht einſam und verlaſſen vorgekommen? Wenn man da in Trauer aufwacht und man hat noch ſeine geſunden Glieder, und kann ſchaffen und die Sonne iſt noch da und gute Menſchen — da erſt iſt man recht daheim auf der Welt. O, gute Frau Königin, faſſen Sie nur Ihr Glück recht ins Herz und ſeien Sie nicht traurig.“

„Heute wird Wilhelm Tell gegeben,“ ſagte die Königin nach einer langen Pauſe, es mußte ſie etwas in Walpurga daran erinnert haben. „Ich möchte, daß Du auch einmal ins Theater gingeſt,“ ſetzte ſie hinzu.

„Ich möcht' auch ſchon, die gute Mamſell Kramer hat mir viel davon erzählt, das muß ja prächtig ſein; aber ich kann ja mein Kind nicht mitnehmen, und ſo lang kann ich es nicht allein laſſen. Sehen Sie, was er gleich für ein bitteres Geſicht macht, und aufhorcht? Der verſteht Alles, was wir hier reden. Ich wette meinen Kopf, er verſteht jedes Wort.“

Der Knabe weinte plötzlich, Walpurga nahm ihn

auf den Arm, hätschelte ihn und sang in Schnaderhüpferlweise:

„Ich will kein Theater,
Ich will nirgends hin,
's ist besser und g'rader,
Wenn ich bei Dir bin."

Der Prinz wurde ruhig und schlief ein.

„Ja, Du hast Recht," sagte nach einer Weile die Königin, „bleib' wie Du bist, und wenn Du einmal wieder heimkehrst, denk' nur nicht zurück; denk' nur, Du hast's am besten auf der Welt!"

Die Königin ging und Walpurga wollte der Mamsell Kramer sagen, daß sie die Königin so schwergemuth finde; was denn vorgehe im Schlosse? Aber ein innerer Tact hielt sie zurück. Die Königin war so traulich und schwesterlich mit ihr, sie darf mit Niemand anderm über sie sprechen, und vielleicht will die Königin andere Leute gar nicht wissen lassen, daß sie traurig ist.

Viele Tage war eine Wallfahrt der Hofdamen und Hofcavaliere zu Walpurga, denn man konnte etwas sehen, was man gar nicht mehr kannte. Walpurga hatte vom Leibarzt die Erlaubniß bekommen, daß sie sich eine Kunkel anschaffen und spinnen durfte. Mit der Spindel spinnen, das war ja wie ein Märchen, das hatten von den Herren und Damen noch wenige gesehen, und sie kamen und sahen Walpurga mit verwunderten Augen; diese aber lachte immer glücklich, wenn sie wieder einen frischen Faden auf die Spindel rollte.

Alle Leute vom Hofe betrachteten die Spindel, und der Salontiroler erklärte, wie dies das Werkzeug sei, mit dem Dornröschen sich verletzt hatte.

Wieder war Irma die Beneidete, denn auch sie verstand zu spinnen und kam bisweilen wie eine Nachbarin auf dem Dorfe und heftete Walpurga an; die Beiden saßen an Einer Kunkel und spannen von Einem Rocken und sangen gemeinsam helle Lieder dazu.

„Was soll denn aus dem werden, was wir da spinnen?“ fragte Irma.

Walpurga war ärgerlich, daß durch dies Berufen der Zauber gestört war. Sie sagte:

„Hemdchen für meinen Prinzen! Aber das darf nur von meinem eigenen Gespinnst sein.“ — Sie legte fortan die vollen Spindeln Irmas besonders. Nur die Faden, die sie aus ihrem Munde genetzt, sollten einst den Prinzen bekleiden.

Irma konnte nicht umhin, das Vorhaben der Walpurga dem Baron Schöning zu erzählen, und dieser machte schnell ein passendes Gedicht darauf, wobei er auf den Sagenkreis anspielte, wie eine Fee oder eine verwunschene Prinzessin Linnen spann für ihren Liebling. Die Königin freute sich des Gedichts und zum Erstenmal lobte sie mit voller Aufrichtigkeit die Verskunst des Salontirolers.

Walpurga saß am Spinnrocken. Sie erzählte dem Prinzen in der Wiege die Geschichte vom Karpfenkönig im See, der drunten auf dem Grunde schwimmt; er ist schon 7000 Jahre alt, und hat eine Krone auf dem Kopf und einen mächtig langen Bart, und über ihm

schwimmen Millionen Fischchen und spielen Fangens mit einander, und wenn eins davon bös ist und neidisch und zänkisch und unfolgsam, da kommt der böse Hecht und frißt ihn, und dann kommt der Fischer und fängt den Hecht, und dann kommt die Köchin und schneidet den Hecht auf, und dann springen die kleinen Fische heraus und wieder in den See, und werden wieder lebendig und erzählen was sie erlebt haben, und wie es so finster ist im Bauch von dem Hecht und nicht so hell wie im See, und der Hecht wird in Stücke geschnitten und wird aufgegessen, und wenn man da nicht aufpaßt, so kriegt man eine Gräte in den Mund und muß husten, und Walpurga hustete mit vieler Kunstfertigkeit.

Plötzlich ging die Thür auf und zum Schrecken der Walpurga trat ein schöner junger Officier herein, ging gerade auf sie zu, grüßte militärisch, zwirbelte seinen Schnurrbart und fragte:

„Habe ich die Ehre, die Zauberspinnerin, genannt Walpurga Andermatten, von der Gstadlhütte am See vor mir zu sehen?“

„Ja, lieber Gott, ja, was ist denn?“

„Ich bin gesandt vom Geist Kußschmatzky, und er befiehlt der Walpurga, daß sie mich dreimal küsse, um mich zu erlösen.“

Walpurga zitterte am ganzen Leibe, sie hat's verschuldet, warum hat sie dem Kind so viel Märchen erzählt? Jetzt wird's wahr, da ist's ja. Plötzlich fiel ihr der Officier um den Hals und küßte sie mit aller Macht, und dann lachte der Officier, daß er sich nicht mehr halten konnte, und setzte sich auf einen Stuhl und rief:

„Also Du kennst mich wirklich nicht? Das ist ja prächtig! Kennst Deine Freundin Irma nicht mehr?“

„Du Schelm, Du nichtsnutziger Schelm, Du!“ platzte Walpurga heraus. „Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, aber wer kann auch so was denken? Und Sie haben mir auch so Angst gemacht. Ja, was ist denn jetzt das? Ist denn hier schon Fastnacht?“

„Walpurga, wenn Du französisch verstündest, könntest Du mich heut Abends in einem französischen Lustspiel sehen. Der König spielt auch mit. Es ist wirklich schade, Du wärst mir das liebste Publikum. Aber ich habe jetzt schon genug Beifall. Du hast mich nicht erkannt. Das freut mich.“

„Und mir thut es von Herzen leid,“ sagte Walpurga, ernst werdend mit ganz verändertem Angesicht. „O, liebe Gräfin, wissen Sie denn auch, was Sie da thun? Das ist ja die größte Sünde, Mannskleider anziehen, da ist ja der Teufel Herr über Einen. Ja, lachen Sie nicht, ich bin nicht so einfältig, wie Sie meinen. Das ist gewiß und wahr. Beim Großvater vom Gruberſepp, da war eine Tochter und die hat einen Schatz gehabt, der war im Krieg, und da ist eine Magd hingegangen und hat sich als Soldat verkleidet, und ist zu der Tochter von dem Gruberbauer in die Stub', wie sie auch so spinnt, wie ich jetzt, und hat da gethan, wie wenn sie ihr Schatz wär', und die Gruberbauerntochter ist in Ohnmacht gefallen, ist aber wieder aufgewacht, und die Verkleidete ist fort, und wie sie hinauskommt vor das Haus, da sind auf Einmal Hunderte von Männern mit Peitschen und Roßköpfen, und

die haben sie gejagt, und da ist sie fort und da hat sie der Teufel mitten von einander gerissen und in den See geworfen. Ja, das ist eine wahre Geschichte, das können Sie mir glauben; es giebt noch Leute genug, welche die Magd gekannt haben."

„Du könntest Einen ganz schwermüthig machen," sagte Irma.

„Es kann sein, daß so etwas nur bei uns geschieht," tröstete Walpurga wieder. „Da draußen stehen Soldaten mit Ober- und Untergewehr, die lassen den Teufel nicht herein. Aber liebe, gute, herzige Gräfin, schämen Sie sich denn nicht, so in den Kleidern vor allen Menschen?"

„Du bist aus einer andern Welt als wir, Du hast Recht und wir auch," sagte Irma, mit schnellen Schritten sporenklirrend im Zimmer auf- und abgehend. „Nein, Walpurga, fürchte nichts für mich und laß Dir den Schreck nicht zu nahe gehen."

Sie war wieder ganz das übermüthige und dabei so treuherzige Geschöpf, und Walpurga konnte nicht umhin, zu sagen:

„Aber wunderschön, wirklich wie ein Prinz sehen Sie aus."

Als Irma weggegangen war, sah Walpurga noch lange nach der Thür. Es war ihr, als ob Alles nur ein Traum gewesen.

Es vergingen viele Tage, Irma war heiter und wohlgemuth bei Walpurga. Sie spannen und sangen mit einander, und der König und die Königin kamen einmal gemeinsam — noch nie waren sie mit einander

gekommen — und sie saßen an der Wiege des Kindes und schauten und hörten den Beiden zu. Walpurga war anfangs verzagt, dann aber sang sie lustig.

Ein lebendiges Wunder that sich vor Walpurga auf. Der Weihnachtsabend kam. Die Königin hatte die Sitte des Weihnachtsabends von ihrer Heimath hierher verpflanzt.

Walpurga wurde mit dem Kinde in den großen Saal geführt, wo der Weihnachtsbaum in hellen Lichtern prangte, und ringsum reiche Geschenke.

Es war, als stände man im Zauberberge, so flimmerte und glänzte Alles, und so reich und mannigfaltig waren die Geschenke. Das Kind jauchzte und wollte immer mit den Händchen nach den Lichtern greifen. Walpurga erhielt überreiche Geschenke. Aber mehr als das blinkende Gold und die reiche Granatenschnur mit der goldenen Agraffe, freute sie ein wohlgeordneter Tisch mit Kleidern. Da war ein vollständiger Winteranzug für die Mutter der Walpurga, und ein Winteranzug mit einem schönen grünen Hut für Hansei, und viele Kleider und Weißzeug für die kleine Burgei.

„Ist das Alles recht?“ fragte die Königin. „Ich habe das Maß kommen lassen aus Deinem Dorfe.“

„O, wie recht,“ sagte Walpurga, „so viel Fäden sind nicht in den Kleidern, so viel sage ich Ihnen Dank!“

Plötzlich fiel ihr etwas ein, sie schickte Baum in ihr Zimmer, er sollte das Garn holen, das sie dort aufgehängt. Baum brachte es schnell, sie übergab es, der König stand dabei und sie sagte: „So vielmal ich aus meinem Munde da jeden Faden genetzt, so vielmal

danke ich Euch; und ich will für Euch beten, so lang ich meine Zunge rühren kann, und es wird Euch Allen gewiß gut gehen."

Der König reichte ihr die Hand und sagte: „Du bist brav, aber rege Dich nicht auf." Sie drückte ihm tapfer die Hand. . . .

Walpurga saß in ihrer Stube, da kam die Königin spät in der Nacht noch einmal. „Es ist gut, daß Sie kommen," sagte Walpurga leise.

„Warum? ist dem Kinde etwas?"

„Nein, Gottlob, es ist ganz ruhig. Sehen Sie, wie er mit geballten Fäusten schläft? Aber heut ist die Nacht, wo so ein Sonntagskind Alles sieht: Um zwölf Uhr hört er, was die Engel im Himmel und die Thiere im Wald sprechen. Da muß man bei ihm sein und immer Vaterunser beten, dann schadet es ihm nichts."

„Ja, ich will bei Dir bleiben, das schadet gewiß nichts. Aber Du mußt Dich nicht so mit dem Glauben plagen."

Walpurga sah die Königin mit einem fremden Blicke an.

„Ja die kann nicht," dachte sie, „die ist doch nicht in unserem Glauben geboren," und die Königin sagte:

„Ich bin froh, daß ich so viele Menschen, wie Dich heute, glücklich machen kann."

„Und müssen selber auch glücklich sein für sich!" sagte Walpurga. „Glauben Sie mir, ich lege meine Hand dafür ins Feuer, es ist nichts mit der Irma, sie ist brav und der König ist auch brav."

Die Königin zuckte zusammen. Also schon dahin ist

es gedrungen? Schon da tröstet man sie? Sie saß lange starr. Die Glocke schlug Zwölf und von allen Thürmen der Stadt begann es zu läuten. Es war ein wundersames Wogen und Klingen in den Lüften.

Da begann das Kind in der Wiege im Schlaf zu lallen. Walpurga winkte der Königin und sprach das Vaterunser fort und fort mit starker Stimme. Die Königin bewegte die Lippen und betete leise mit. Als das Gebet zum drittenmal wiederholt wurde, sprach die Königin laut: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," dann kniete sie an der Wiege des Kindes nieder und hüllte ihr Gesicht in die Kissen.

Walpurga stand in Ehrfurcht vor der Mutter, die stumm an der Wiege des Kindes lag. Sie betete mit gedämpfter Stimme weiter. Die Königin stand auf, nickte Walpurga zu, grüßte mit beiden Händen, ihre Erscheinung war geisterhaft, sie sprach kein Wort mehr und verließ das Zimmer.

Die Glocken verklangen und das Kind schlief ruhig.

Siebentes Capitel.

In den Tagen und Nächten von Weihnachten bis Neujahr geschehen noch immer Wunder. Die nüchternen Menschen behaupten, daß das Feenreich verschwunden sei. Es ist noch da.

In einem weitläufigen Hintergebäude der Königsstraße stehen stumme Gesellen und legen geheimnißvolle

Keile zusammen und die Keile werden einem ruhenden Ungeheuer übergeben, das sich plötzlich bewegt, knarrt, ächzt und keucht und da drin werden Hunderte von Menschen neu geschaffen — mit Einem Wort: in der Hofbuchdruckerei wird das Regierungsblatt gedruckt, das Beförderung und Decorirung von hundert und aber hundert Menschen zu Neujahr verkündet.

Was ist für die meisten Sterblichen der Neujahrstag? Erinnerung, Vorsätze, Nachdenken über Vergänglichkeit des Daseins, Freude über das, was noch geblieben, aber aus Allem heraus doch wieder nur gleichmäßige Fortsetzung des Lebens von gestern.

Wie ganz anders für Diejenigen, deren Bedeutung vornehmlich in ihrer Anstellung besteht, und die zu etwas anderem, als was sie heute sind, gemacht werden können.

Das Regierungsblatt mit seinen Neujahrsbescherungen erschien. Auch der Königin ward eine Freude zu Theil. Ihr Englischlehrer, den sie als Cabinetssecretär aus der Heimath mitgebracht, ein würdiger und edelgesinnter Mann bei Jahren, erhielt den Titel Hofrath und ward dadurch in die entsprechende gesellschaftliche Stellung der Hoffähigkeit gesetzt.

Von allen Beförderungen erregte aber keine so viel Aufsehen am Hofe und in der Residenz, wie die Ernennung des sogenannten Salontirolers zum General-Intendanten der königlichen Schauspiele. Und er selber war am meisten überrascht. Er hatte zwar damals, als er mit Irma in der französischen Comödie spielte, großen Beifall geerntet, aber solchen Erfolg konnte er

doch nicht erwarten. Er rieb sich die Augen, als er die Ernennung las. Ist das ein gnädiger Scherz? Er giebt sich gern zu Allem her, aber doch nur im kleinen Kreise, nicht so vor aller Welt. Es war kein Scherz, sondern volle Wahrheit; denn da standen ja daneben Beförderungen und Ernennungen von so viel ausgezeichneten Männern in ernsten Stellungen.

Es ist Wahrheit, schöne Wirklichkeit.

In der Stadt hieß es allgemein, und man lächelte verständnißreich dazu, der Salontiroler sei zu dieser hohen Stellung ernannt worden, um der Gräfin Irma, die er heirathen werde, einen entsprechenden Rang zu geben; noch Boshaftere dagegen wollten behaupten, daß man gern dem wackeren Hofnarren diese Stellung gebe, da das ganze Theaterwesen bei Hofe als eine Art herkömmlicher Narrethei und blos äußerlicher Unterhaltung angesehen werde.

Der Baron Schöning oder — wie er jetzt doch genannt werden muß — der Intendant, empfing die Besuche seiner Unterbeamten mit vieler Würde, dann fuhr er nach dem Schlosse.

Sein Weg ging hier an den Gemächern der Gräfin Irma vorüber. Er ließ sich melden.

Irma empfing ihn freundlich und glückwünschte ihm herzlich. Er gab zu verstehen, wie er wohl wisse, daß er einen wesentlichen Theil seiner Erhöhung der Gräfin verdanke. Sie that, als ob sie ihn nicht verstehe, da er mit vieler Emphase darauf hinwies, daß eine Frau von gutem Geschmack und echtem Kunstsinn ihn am meisten in seinem neuen Beruf fördern und

lenken könne. Irma ging auch hierauf nur mit leichter Ablenkung ein. Sie war heute sehr zerstreut; sie schaute oft aus den Parterrefenstern ihres Salons hinaus in den Park, wo jetzt — der Schnee war fast geschmolzen — die marmornen Statuen der Götter und Göttinnen ihre Winterhüllen abgeworfen und wieder frei standen; ihrem Fenster zunächst, im Profil sichtbar, stand die Venus von Milo.

„Verzeihen Sie," sagte sie endlich, sich aus ihrer Zerstreuung erhebend, „ich freue mich auf Ihre Kunsterneuerung und werde gern mit Ihnen darüber sprechen. Vor Allem bitte ich, führen Sie die Musik beim Schauspiel wieder ein, wenn auch nicht immer Zwischenacts-Musik, doch jedenfalls etwas Musik vor dem Anfang."

„Die Musiker sind sehr dagegen —"

„Ich weiß, jede Kunst will jetzt isolirt und selbständig sein und nicht der gesammten dienen. Ein Schauspiel ohne Musik ist ein Mahl ohne Wein. Wenn die Menschen ein großes Drama sehen, ohne vorher durch die weihenden Tonwellen der Musik gegangen zu sein, kommen sie mir so unheilig, so ungereinigt vor; die Musik wäscht ihnen den Alltagsstaub von der Seele und sagt Jedem: du bist jetzt wo anders als in deiner Kanzlei, in deiner Kaserne, in deiner Werkstatt. Wenn es sich befehlen ließe, ich würde den Theaterbesuchern ein Costüm vorschreiben und sie sollen auch geistig unbedeckten Hauptes, ehrerbietig erscheinen. Aber freilich, ich ließe auch nur höchstens jede Woche Einmal Theater spielen."

„Mit der Musik haben Sie vollkommen Recht,“ warf der Intendant auf die hastig hervorsprudelnden Worte Irmas ein. „Wenn Sie sonst noch praktische Wünsche, gnädige Gräfin“ . . .

„Später. Jetzt weiß ich nichts. Jetzt liegt mir der costümirte Ball, der nächste Woche stattfinden soll, am meisten im Sinn.“

Dieser Ball sollte im Schlosse und dem angrenzenden Wintergarten gegeben werden. Der Intendant war glücklich, daß Irma mit seinem Plan übereinstimmte. Er wollte am Ende des Wintergartens einen großen Brunnen mit antiken Gruppen aufstellen, vor dem Brunnen Bäume, Sträucher und Felsen anbringen, so daß man nicht nahe hinzutreten könnte, und im Hintergrund eine im großen Styl gemalte griechische Landschaft.

Irma versprach, sein Geheimniß zu bewahren; plötzlich aber brach sie in die Worte aus: „Wir sind doch allesammt Lakaien und Küchenmädchen. Wir brodeln und braten, schmoren und kochen wochenlang, um ein Gericht herzustellen, das den Herrschaften gut schmeckt.“

Der Intendant schwieg auf diese Bemerkung.

„Sie erinnern sich,“ fuhr Irma fort, „daß wir einmal am See davon sprachen, wie der Vorzug des Menschen darin besteht, daß er sich immer anders kleiden und dadurch immer anders erscheinen kann. Schon als Kind war es meine größte Lust, mich zu maskiren. Die kaum flügge Seele beginnt schon die Seelenwanderung. Solch ein costümirter Ball ist in der That eine

der höchsten Culturblüthen, und das Kokettirende, das in Jedem steckt, zeigt sich da einmal ehrlich."

Der Intendant empfahl sich, und im Weggehen beschäftigten ihn wieder seine alten Gedanken über Irma.

Nein, sagte er sich, das ist eine anstrengende Frau, die will, daß man vom Morgen bis zum Abend immer geistreich und aufgeräumt sei. Nein, das ist eine anstrengende, wiederholte er fast laut.

Niemand wußte, in welcher Gestalt Irma erscheinen werde. Man vermuthete, als Viktoria; es war ja bekannt, daß sie zu der für das Zeughaus bestimmten Figur Modell gewesen. Man räthselte nur noch darüber, wie sie es machen könne, die Victoria mit Bewahrung der nothwendigen Gesellschaftsform darzustellen.

Irma war viel in der Werkstatt und arbeitete fleißig. Eine Unruhe, wie sie solche nicht einmal vor Jahren, als sie den ersten Ball besuchte, gekannt hatte, verließ sie nicht. Sie konnte sich gar nicht dreinfinden, daß man ein Fest so lange vorbereite; gleich in der nächsten Stunde müsse es abgespielt werden, damit man sofort wieder Anderes beginne. Nur nicht dies lange Warten und Harren. Sie beneidete fast die Menschen, denen das Zubereiten einer Lustbarkeit die eigentlich beste Freude ist. Nur die Arbeit verscheuchte ihre Unruhe, sie hatte etwas zu thun; der Gedanke an das Fest war dadurch nicht die Beschäftigung der Tage, sondern ein fröhlicher Feierabend, ein Freudenlohn.

In der Werkstatt stand die in Stein vollendete Statue der Victoria. Hohe Doppelleitern waren daneben aufgestellt; der Künstler meißelte noch an der

Figur, kam bald raſch die Leiter herab, um die Geſammtwirkung zu überſchauen und eilte wieder hinauf, um einen einzelnen Zug ſchärfer heraus zu arbeiten. Irma wagte kaum aufzuſchauen, wie ſie daſtand im griechiſchen Gewande, verwandelt und doch ſie ſelbſt. Ein banger Freudenſchauer durchrieſelte ſie, ihre eigene Erſcheinung ſo überſetzt und in der reinſten Kunſtform vor Augen zu ſehen.

Es war an einem Wintermittag. Irma arbeitete an einer Copie der Theſeusbüſte mit beſonderem Eifer, denn der frühe Abend mußte bald hereinbrechen. Nicht weit von ihr ſtand die vom Meiſter vollendete Marmorbüſte des Leibarztes. Es war ſtill in der Werkſtatt, nur manchmal hörte man leiſes Picken und Kratzen des Meißels. Jetzt kam der Meiſter von der Leiter herab und ſagte tief aufathmend:

„Nun genug, fertig wird man doch nie, nun keinen Meißelſtoß mehr an der Figur! Ich fürchte, durch Nachmeißeln nur noch verderben zu können. Fertig ſoll's ſein.“

Es war eine Miſchung von Kampf und Friede in Wort und Miene des Meiſters. Er legte den Meißel weg. Irma ſah ihn mit einem großen Blick an und ſagte:

„Sie ſind ein glücklicher Mann, aber ich kann mir's wohl denken, daß Sie auch jetzt noch nicht befriedigt ſind. Ich glaube, daß ſelbſt Raphael und Michel Angelo nie von einem vollendeten Werke vollkommen befriedigt waren. Der Reſt der Unbefriedigung, den jeder Künſtler bei Vollendung eines Werkes empfindet, bildet den Keim für ein neues Werk.“

Beruhigt nickte der Meister. Sein Auge strahlte. Er drehte den Hahn an der Wasserleitung und wusch sich die Hände. Dann stand er bei Irma und schaute ihr zu, indem er davon sprach, wie sich mit jeder Arbeit ein Stück Leben von der Seele des Künstlers ablöst; wie die Figur jetzt hier gesehen wird, so wird sie nie mehr betrachtet: in der Ferne und in der decorativen Bestimmung verschwindet die Sorgfalt der Einzelarbeit; aber das Beste macht der Künstler für sich selbst, zu eigenem Genügen, und doch kann Niemand bestimmen, wie die ehrliche Ausführung des Details auf die Gesammterscheinung wirkt.

Während der Meister noch sprach, wurde der König gemeldet. Irma breitete schnell das nasse Tuch über ihre Thonfigur.

Der König trat ein. Er war allein und bat, daß sich Irma in ihrer Arbeit nicht stören lassen möge. Ohne umzuschauen, arbeitete sie weiter. Der König lobte das Werk des Meisters mit innigem Tone:

„Es ist eine Großheit in dieser Gestalt, die aller Zukunft zeigen wird, was wir in unsern Tagen gesehen. Ich bin stolz, solche Zeitgenossen zu haben."

Irma fühlte, wie diese Worte auch ihr galten; ihr Herz pochte. Der Gypskopf des Theseus, der vor ihr stand, sah sie auf einmal so wunderlich an.

„Ich möchte doch jetzt das vollendete Werk mit den verschiedenen früheren Modellen vergleichen," sagte der König zum Künstler.

„Die Versuchsmodelle sind leider in meinem kleinen Atelier. Befehlen Majestät, daß ich sie herbeischaffe?"

„Wollen Sie die Güte haben.“

Der Meiſter ging. Der König war mit Irma allein. Raſch ſtieg er die Treppe hinan und rief mit bebendem Ton:

„Ich ſteige in den Himmel hinan. Ich ſteige zu Dir hinan. Irma, ich küſſe Dich, ich küſſe Dein Ebenbild. Dieſer Kuß ſoll in Ewigkeit auf Deinen Lippen ruhen, über aller Welt unter dem ewigen Himmel. Ich küſſe Dich mit dem Kuß der Ewigkeit!“

Er ſtand oben und küßte die ſteinerne Victoria auf den Mund. Irma konnte nicht anders, ſie ſah auf und jetzt eben fiel ein breiter, ſchräger Sonnenſtrahl auf den König und auf das Antlitz der Steinfigur, und dieſe ſchien zu leben, ſie ſchaute ernſt drein.

Irma ſtand unten und ihr war's, als ſtände ſie mitten in einer Flammenwolke, die ſie hinwegtrage in die Unendlichkeit hinein.

Der König kam herab, er ſtand neben ihr, ſein Athem ging ſchnell, ſie ſchaute nicht auf, ſie ſtand ſtill, regungslos, wie die Statue dort. Da umfaßte ſie der König, ſie lag in ſeinen Armen und die lebendigen Lippen küßten einander.

Als der Künſtler zurückkam, war der König allein.

Irma ging über die Straße nach dem Schloſſe wie im Traum; ſie war wie auf Flügeln getragen, wie Semele erſchien ſie ſich, die Zeus in Flammen zur Unſterblichkeit geküßt.

Ich habe das höchſte Glück empfunden, ſprach es in ihr. Nun kann ich entſagen. Ich entſage. Ich trage den Kuß der Ewigkeit auf den Lippen. . . .

Sie sah die Menschen, die Häuser, als wären das Erscheinungen aus dem Schattenreich, tief unten; sie schwebte darüber.

Sie kam in ihre Gemächer. Erst das bestellte Gewand erinnerte sie daran, daß heute der costümirte Ball stattfinden sollte. Sie lächelte immer, während sie sich ankleiden ließ, mit dem weiten, wolkigen weißen Gewand und darüber die Schilfblätter mit Diamanten besetzt.

„Gnädige Gräfin haben der Amme des Kronprinzen versprochen," sagte die Kammerfrau, „daß sie in Ihrem Costüm Sie sehen darf. Soll ich sie jetzt rufen lassen?"

Irma nickte. Sie hörte Alles wie im Traum, sah Alles wie durch eine Wolke. Sie fühlte es als eine Pein, daß sie so vielen Menschen sich zeigen sollte, ihm allein wollte sie erscheinen, er allein ist auf der Welt, er allein und sie allein . . .

Walpurga kam und stand wie gebannt. Da ist eine Jungfrau, so schön, so liebreizend, so glänzend und wunderbar, um und um mit Schilf bekränzt, und auf dem Schilfe und auf rothen Korallenzweigen hafteten Diamantentropfen, der Gürtel war eine grüne Schlange und die Schlange hatte so große glänzende Diamantaugen, daß es weh that, wenn man hin sah; das Haar fiel lang und aufgelöst über den bloßen Nacken herab, nur oben war es von einem Kranze mit Thautropfen besetzter Seerosen zusammengehalten, darüber auf der Stirn ein Stern, der flimmerte und glitzerte, aber fast noch mehr leuchtete und strahlte das Antlitz der schönen Jungfrau. So schön war Irma noch nie

gewesen und aus jedem Zuge sprach eine Hoheit, ein Entrücktsein aus der Welt, ein Lächeln wie aus Wolken zu den Menschen nieder.

„Um Gotteswillen, Sie sind ja die Seejungfrau!“ rief Walpurga.

„So? Du erkennst mich also?“ sagte Irma, ihr die Hand reichend, ihre Stimme klang wunderbar.

Walpurga drückte die Hand aufs Herz. Daß Irma diese Erscheinung annahm, that ihr weh; das heißt ja Gott versuchen, das geht zu Bösem aus. Aber Walpurga sagte nichts, sie legte nur die Hände zusammen und ihre Lippen bewegten sich; sie betete für Irma.

„O Gott!“ rief sie dann und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „O Gott, was können die Menschen Alles aus sich machen. O lieber Gott, wo nehmen sie denn das Alles nur her? Wie ist denn das nur möglich?“ Sie ging in weitem Umkreis um Irma herum. „Sie werden mir's daheim nicht glauben, daß ich so etwas gesehen habe. Solch ein Unterkleid von Wellenschaum, und so das aufgelöste Haargelock, das hat die Seejungfrau auch. Wenn nur meine Mutter und mein Hansei auch da wären!“

Irma sprach kein Wort. Sie ging im Zimmer auf und ab, wo die Lichter an den großen Spiegeln brannten, sie sah ihre eigene Gestalt wie eine fremde Erscheinung und staunte über das Rauschen des Schilfes.

So möchte ich in den See springen und die heißen Flammen kühlen — sprach es in ihr.

Walpurga kehrte, wie vom Zauber geblendet, wieder in ihr Zimmer zurück.

Ich kann mir denken, murmelte sie vor sich hin, daß die Menschen hier die Welt nicht verstehen, und daß meine Königin selber sie auch nicht versteht; da machen sie ja alle Tage eine neue Welt und verkehren und verstellen und vermaskiren Alles — wie soll man denn da zur Ruhe kommen und seinen gesunden Verstand behalten? Die Königin hat Recht, es ist besser, ich gehe wieder heim, hier werde ich noch närrisch.

In ihrem Zimmer traf Walpurga einen Brief von daheim. Seit Wochen hatte sie sich auf diesen Brief gefreut. Sie dachte sich immer aus, wie die Mutter und Hansei sich über die schönen Kleider und Geschenke freuen und alle Leute aus dem Dorfe kommen, bewundern und bestaunen, und jedes Kleidungsstück befühlen sie und meinen, da müsse noch was Besonderes drinstecken. Sie hatte in die Brusttasche von Hansei's Joppe einen fröhlichen Brief gesteckt und jetzt kam die Antwort. Das Gespiel hatte ihn geschrieben, die Mutter hatte jedes Wort dictirt, und drin stand:

„O Kind, Du hast's gewiß gut gemeint, ich seh' das wohl, aber es ist bös geworden. Ich und der Hansei wir sind in den schönen Kleidern am Neujahrstag in die Kirche gegangen, ich hab's nicht gewollt, ich hab's geahnt, daß was Böses auskommt; aber der Hansei hat gesagt, wir müssen's, der König nimmt's übel, wenn wir seine Kleider nicht anziehen. Da bin ich in Gottesnamen mit ihm in die Kirche, aber alle [illegible]en haben uns immer angesehen, so unheimlich, [illegible]en kein Wort gesagt. Und nach der Kirche da

haben wir's gehört, haufenweis ſind ſie zuſammengeſtanden und haben mit Fingern auf uns gezeigt und geſagt: Ja, das iſt ſchön, ſolche Sachen kann man in der Hauptſtadt bekommen, aber man weiß ſchon für was; auf ehrlichem Wege nicht, und die alte Närrin und der Tolpatſch da ſind noch ſtolz darauf und wollen in den Kleidern prunken. Und die alte Zenza hat am meiſten geſchimpft, und die Menſchen, die ſonſt gar nicht auf ſie hinhorchen, haben ihr jetzt gern zugehört und ſie noch aufgereizt.

O liebes Kind, Du weißt nicht, wie gar ſo viel ſchlecht die Menſchen ſind, und ich weiß doch, Du biſt brav. Aber die Menſchen ſind bös und gönnen Einem nichts, und wenn ſie es Einem nicht nehmen können, da beſchmutzen ſie's. Du haſt's gewiß gut gemeint, aber ich wag' mich jetzt in meinen alten Kleidern nicht mehr aus dem Haus, die Menſchen ſind ſo neidiſch und hinterliſtig und anhängeriſch. So lange man arm iſt, weiß man das gar nicht ſo; aber jetzt ſeh' ich's. Und, liebes Kind, das iſt noch nicht das Aergſte; das Aergſte iſt, daß ſie Mißtrauen ins Herz thun wollen. Aber ich habe keines gegen Dich, ich weiß, Du biſt brav; bleib's nur und denke immer: wenn man in einem goldenen Bett ſchläft und auf ſeidenen Kiſſen und hat kein ruhiges Herz, ſo nützt Alles nichts, und da iſt's beſſer, man liegt auf Dornen, und noch beſſer ſechs Schuh tief unter dem Boden. Und der Gemswirth iſt gekommen und hat uns die Kleider abkaufen wollen für ſich und ſeine Frau, aber ich geb' ſie doch nicht her. Und liebes Kind, bleib' brav und nimm keinen Faden

und keinen Heller, an dem was Böſes hängt. Ich weiß, Du thuſt das von ſelber nicht, aber ich muß Dir's doch noch ſagen, und laß Dir's nicht zu ſehr zu Herzen gehen, daß die Menſchen ſo ſchlecht ſind, ich laß mir's auch nicht."

Walpurga ſchrie laut auf und weinte, als ſie dieſen Brief las. Die ſchlechteſten Menſchen ſind doch die Bauersleute! Es giebt hier unter den Vornehmen gewiß auch ſchlechte, aber ſo ſind ſie doch nicht. Soll nur wieder einmal Eines kommen und um eine Gnade anhalten, ſie will ſie ſchon heimſchicken; im Gegentheil, ſie möchte den König bitten, daß er das ganze Dorf durchpeitſchen laſſe, Eines nach dem Andern; ſie wünſchte ſich nur auf eine Stunde die Macht des Königs, um den albernen ſchändlichen Menſchen den Meiſter zu zeigen.

Achtes Capitel.

Walpurga ſaß vor Zorn weinend in ihrem Zimmer, dann ballte ſie wieder die Fäuſte und ſagte den Leuten daheim die Meinung, daß ihnen das Herz im Leibe zitterte. Aber ſie faßte ſich bald wieder und bezwang Alles, um dem Kinde nicht zu ſchaden; die ſchlechten Menſchen daheim ſollten nicht auch dem Kinde hier noch Schlimmes anthun.

Unterdeß war fernab in den hellerleuchteten Prachtgemächern des Schloſſes und im Wintergarten rauſchende Muſik. Tauſende von Lichtern leuchteten, Sammet und

Seide, Perlen und Diamanten, Blumen und Kränze und fröhlich lächelnde Menschengesichter strahlten. Aber Alles überstrahlte der König.

Der König wußte, daß er schön war; er freute sich dessen mit einer gewissen Kindlichkeit. Er war immer guter Laune, wenn er eine kleidsame Uniform trug. Bei den Hoffesten, die zu den Gedenktagen dieses und jenes Regiments gegeben wurden, trug er stets die Uniform des gefeierten Regiments; in der Husarenuniform war er immer besonders wohlgelaunt, sie zeigte die ganze Fülle seiner schönen Mannesgestalt. Heute nun erschien er in der phantastischen Tracht des mythischen Königs Artus in goldenem Schuppenpanzer und wallendem Purpurmantel. Neben ihm die Königin, fein und zart, in leichtfließenden, faltigen weißen Schleiern, wie eine Lilie anzuschauen.

Der König sah die Freudenblicke Aller, die ihn betrachteten. Er war glücklich, er wußte, daß die Bewunderung heute nicht Schmeichelei war.

Als Irma ihn zuerst sah und sich tief verbeugte, mußte sie alle Kraft anwenden, um sich wieder zu erheben und nicht ganz vor ihm auf die Knie niederzusinken; dann schaute sie zu ihm auf, glückselig und bittend zugleich.

Sie hatte Worte voll Bewunderung und Anbetung auf den Lippen.

Aber sie sagte ganz Anderes, denn die Königin sprach mit innigem Tone:

„Irma, ich bedaure, daß Sie sich nicht selbst sehen können; Sie lehren an Wunder glauben."

Der König ſprach nichts, aber Irma fühlte, wie ſein Blick auf ihr ruhte, und es war ihr unfaßlich, wie ſie nicht vor den Worten der Königin und dem Blick des Königs in nichts zerfließe. Sie mußte Haltung gewinnen und ſagte:

„Ach, Majeſtät, dies Geiſtercoſtüm drückt mich. Ein Geiſt ſoll nicht länger als eine Minute erſcheinen, er muß früh ſterben, ſchnell, in Flammen aufgehen und verſchwinden.“

„Es giebt auch ein Minute Ewigkeit,“ ſagte der König.

Wol hatte Irma ſich gefreut, ſchön zu erſcheinen, jetzt aber durchrieſelte ſie eine höhere Freude: Er iſt ſchön und groß, eine ritterliche mannhafte Erſcheinung, wie keine Phantaſie ſie vollendeter auszudenken vermag . . . er kann den Kuß der Ewigkeit geben, denn das ewig Königliche iſt in ihm erſchienen.

So ſtand Irma und ſah und hörte kaum, was um ſie vorging.

Der Umzug des Königspaares ging weiter und Irma erſchien ſich auf einmal bettelarm in ihrer Pracht. Der König iſt nicht mehr nahe, dort geht er, dort ſtrahlt er wie eine Göttererſcheinung.

Die Umgebung Irmas lobte ihr ſinnreiches und dichteriſch ſchönes Coſtüm — ſie hörte es nicht. Sie wurde zur Königin entboten. Der König hatte den Ball mit der Königin eröffnen wollen und die Königin hatte gedankt; es war nur Ceremoniel, der König forderte ſie jedesmal auf, aber die Königin tanzte nie.

Sie bat nun Irma, an ihrer Stelle mit dem König den Ball zu eröffnen.

Irma verneigte ſich dankend; in ihr aber erhob ſich etwas und ſtand ſtolz und hoch über der Königin: „Nicht Du giebſt mir. Ich gebe. Ich entſage. Mein iſt er! Dir hat ihn der Prieſter gegeben, mir die ewige Natur! Du biſt eine zarte feine Blume, wir aber, wir ſind ein Adlerpaar, das in den Lüften ſchwebt!“

Sie faßte es nicht, wie ſie das Alles in ſich tragen konnte: alles Blut in ihren Adern war zu Feuer geworden.

Die Quadrille begann.

Irma fühlte den heißen Athem des Königs. Er faßte ihre Hand, er ſprach leichte Scherze, wie es ſo anmuthig ſei, einmal ſelbſt phantaſtiſch eine phantaſtiſche Welt um ſich her zu zaubern. Irma fühlte, wie ſo ganz Anderes ſie zu ſprechen, ja wie ſie nur ſtill zu ſein hätten miteinander; aber ſie mußten Gleichgültiges ſprechen und durften auch nicht ſchweigen. So oft der König ihre Hand berührte, war es ihr, als müßte ſie plötzlich mit ihm davonſchweben, und wenn er die Hand wieder ließ, als ob ſie verſinken müſſe. Es war nahe daran, daß die Quadrille in Unordnung kam.

Die Königin verließ bald den Ball. Der König geleitete ſie, kehrte aber ſchnell wieder zurück.

Irma ging umher und der ganze bunte Lärm erſchien ihr wie ein Traum. Sie lächelte, als ſie endlich ihren Bruder traf, der mit ſeiner Frau in reichem mittelalterlichem Coſtüm erſchienen war. Sie hatte immer die Worte auf den Lippen: Lebe ich noch? Sag' mir, wo ich bin! — wer ich bin! Sie war aus dem

Aether hergekommen und schwebte in einer andern Welt, und nur zwei Menschen sind auf dieser Welt — er und ich . . . das einzige, das erste Menschenpaar . . . die Götter leben wieder und sein Kuß ist Ewigkeit . . .

Sie lag mit dem Bruder und der Schwägerin in einem Boskett unter einer Linde. Da kam der König heran. Ihre Seele eilte ihm entgegen und umfaßte ihn und rief: Wir wollen sterben mit einander! Du bist mein und ich bin Dein! Wir sind allein auf der Welt! . . . Aber sie stand nur auf und verneigte sich zitternd. Der König setzte sich zu ihr; sie fühlte, wie sein Blick auf ihr ruhte.

Als sähe er sie heute zum Erstenmal, weidete sich sein Auge an der schönen Form des Kopfes, dessen Locken den Hals bis zu den Schultern mit dem Grübchen auf dem Nacken umspielten; sie erschien heute noch größer als sonst, und alle Formen so satt und voll Ebenmaß; das zarte Oval des Gesichtes, die breite Stirn, wie von zu schwerem Gedankenreichthum vornüber gewölbt, die feingeschweiften Brauen, das braune Auge in feuchtem Glanze und die Lippen so schwellend.

„Du bist schön und ich liebe Dich!“ sagte der König leise.

„Und Du bist schön und groß und ich liebe Dich grenzenlos!“ erwiderte sie, aber ihre Lippen sprachen es nicht; in ihrem Herzen jubelte es tausendstimmig. Sie schloß die Augen und ließ den Blick des Königs auf sich ruhen.

„Irma,“ sagte der König, „Irma,“ wiederholte er. Er setzte kein Wort hinzu, seine Stimme stockte.

Stumm saßen die Beiden eine geraume Weile nebeneinander, dann begann tief aufathmend der König wieder:

„O Irma, es giebt einen Augenblick, der ist unermeßliches Leben . . . da trennt nichts . . . drunten in der Welt zählen die Menschen nach Stunden, nach Minuten. Hoch oben im Himmel ist die Welt versunken.“

Irma schaute auf — Bruno und seine Gattin waren nicht mehr da. Sie war mit dem König allein.

Sie wollte vor ihm auf die Kniee sinken, ihn umschlingen mit der ganzen Gluth ihrer Seele. Mit gewaltsamer Anstrengung zwang sie sich zum Erkennen der Umgebung; die Musik, die Lichter, die bunten Gestalten, Alles wirrte sich ihr zusammen. Sie öffnete die Lippen, sie brachte kein Wort hervor. Rasch stand sie auf und verließ mit bebendem Schritt den Saal.

Bald darauf hatte auch der König den Ball verlassen.

Ueber den Gemächern Irmas stand noch spät in der Nacht Walpurga am Fenster und schaute traurig hinaus.

Flüchtige Wolken zogen am Himmel hin und bedeckten bald den Mond, bald ließen sie ihn in seinem ganzen Glanz erscheinen. Jetzt fiel das volle Licht auf die Gestalt der Venus von Milo, sie schien das Antlitz zu wenden.

Walpurga prallte erschreckt vom Fenster zurück und stand wie sinnverwirrt dreinstarrend, sie wagte nicht mehr, ans Fenster zu treten.

Auf der Victoria in der Werkstatt des Bildhauers,

auf den Lippen, die der König geküßt, zitterte derselbe Mondesglanz, der hier im Park die Venus von Milo überleuchtete . . .

Die Götter waren lebendig in der Vollmondsnacht...

Neuntes Capitel.

Es war beim Thee im kleinen Kreise. Die Erlesenen aus den Auserwählten waren hier versammelt. Der Intendant sprach seinen Vorsatz aus, die Gedenktage der großen Geister, die für das Theater gewirkt, zu ständigen Festen zu machen; mit Lessings Geburtstag, der bald herannahte, wollte er beginnen.

„Welches Stück werden Sie zu seinem Geburtstag aufführen?“ fragte die Königin.

„Es wäre mir eine hohe Gnade, wenn Eure Majestät bestimmen wollten.“

„Ich?“ fragte die Königin und wendete den Blick nach dem gegenübersitzenden König, der eine vor ihm liegende illustrirte Zeitung betrachtete. Er mußte den Blick der Königin gespürt haben, denn er sah au und sagte:

„Ja, sprich Deinen Wunsch aus.“

„So wünsche ich Emilia Galotti.“

Alles schaute auf. Dieses Stück, wie Schillers „Kabale und Liebe,“ hatte unter der vorigen Regierung auf der Liste der Verfehmten gestanden.

Es trat eine Pause ein. Der König allein hat das Wort. Was wird er sagen?

Er schwieg. Nach einer Secunde zeigte er dem nicht weit von ihm sitzenden Schnabelsdorf das Porträt eines vor Kurzem verstorbenen ausländischen Gelehrten mit der Frage, ob es ähnlich sei.

Schnabelsdorf bejahte.

Die Königin erschrak ins Herz hinein, als sie die Stimme ihres Gatten hörte, es war eine fremde Stimme.

In demselben Augenblick präsentirte Baum eine Tasse. Die Königin wendete sich rasch, wie wenn eine tückische Katze ihr auf die Schulter gesprungen wäre, so erschreckt sah sie aus; sie stieß an die dargereichte Tasse, die nun zur Erde fiel. Eine Bombe, die plötzlich im Zimmer geplatzt wäre, hätte nicht erschreckender wirken können. Baum hob die Scherben auf, er hätte sich gern auf das Antlitz niedergeworfen, er ist unsagbar unglücklich; aber er darf nicht sprechen, auch nicht um Verzeihung bitten, das wäre ein noch größerer Verstoß gegen alle Disciplin. Die Königin wendete sich zu ihm und sagte:

„Sie sind nicht schuld, ich bin schuld."

Dann bat sie die Damen, die aufgestanden waren, um das geschehene Unheil zu besichtigen und zu berichtigen, sich doch wieder ruhig zu setzen. Der Oberhofmarschall winkte Baum und sagte ihm leise, er möge sich entfernen und das Weitere der anderen Dienerschaft überlassen.

Die Königin bedurfte des ganzen Aufgebotes von Haltung, um nicht aus dem gesellschaftsmäßigen Geleise zu kommen. Ihr schwindelte, und doch saß sie aufrecht und lächelte, und sah dem davongehenden

Diener nach, wie wenn er mit den Scherben noch etwas Anderes davontrüge, das auf immer zerschmettert war.

Baum ging hinaus und stand betäubt am Treppengeländer. Er hätte sich gern da hinabgestürzt vor Scham — so etwas war ihm noch nie geschehen, es blieb eine Schande für sein ganzes Leben und es nützte nichts, daß die Königin die Schuld auf sich genommen, er wußte, er muß doch dafür büßen. Er betrachtete die Scherben und wünschte sich nur, daß er selber in Scherben zerschmettert sei.

Nach der kurzen Störung saß man in dem kleinen Salon wieder in bester Wohlordnung. Der große Nothhelfer Schnabelsdorf, der in dem neugebildeten Ministerium das Departement des Auswärtigen und vorläufig auch des Cultus übernommen hatte, verstand indeß, die Verstimmung des Abends durch ein anziehendes Gespräch wieder ins Geleise zu bringen. Er sprach davon, an „Emilia Galotti" anknüpfend, welche interessante Forschungen oder eigentlich Hypothesen sich über die Namengebungen der Dichter machen ließen. So glaube er, daß Lessing eine leise Andeutung an Machiavelli geben wollte, den man im vorigen Jahrhundert noch falsch beurtheilte, indem er seinen Intriganten Marinelli nannte. Es sind dieselben Vocale. Und Orsina! In dem Namen läge etwas, wie Griff und Klinge eines eben aus der Scheide zückenden Dolches; auf das volle O das spitze J. Er ging weiter und wußte viel Anziehendes über die Klangwirkung der Namen dichterischer Gestalten zu geben. Lessing hätte sehr weise gehandelt, indem er den Namen Melchisedek — wie

der Jude bei Boccacio heißt — in Nathan verwandelte. Nathan! Das spricht ein weitfaltiges Kleid aus. Gretchen, Clärchen, Dorothea, Natalie — wie zutreffend diese Namengebung Goethes für seine Frauengestalten. Selbst Schiller habe darin manches Zutreffende gehabt: Franz Moor — Posa — wie schön dieß O — A.

Schnabelsdorf sprach heute gut und gefällig. Es ist doch vortrefflich, wenn ein Mensch solchen Reichthum in sich hat, wie ein Buch; das steht fest, kann zu jeder Zeit sich kundgeben und fragt nichts nach Stimmung, nach zerbrochenen Tassen und mißgelaunten Bilderbesehern.

Niemand schien Schnabelsdorf zu Hülfe kommen zu wollen, er mußte immer allein sprechen. Endlich erbarmte sich Irma seiner und warf die Bemerkung hin, wie seltsam es sei, daß wir in unserer Zeit keine Eigennamen mehr erfinden; wir könnten nur immer borgen, zusammensetzen und verkürzen.

Auf diese Anregung hin machte man den Versuch, neue Namen zu erfinden; das gab viel Heiterkeit, denn es gelang nicht Einer.

Der Intendant erzählte, er kenne im Gebirge einen Bauer, der sieben Töchter habe, die erste heiße Prima, die zweite Secunda, die dritte Tertia u. s. w.

Der König schaute an diesem Abend kaum auf von den illustrirten Blättern, die Königin aber nickte jedem Sprechenden freundlich zu, sie war jedem dankbar, daß er sprach, denn es war ihr etwas geschehen, was sie eigentlich nicht gewollt hatte. So wenig sie die Tasse hatte zerschmettern wollen, so wenig hatte sie

im Augenblick bedacht, welche Mißdeutung es haben könne, daß sie „Emilia Galotti“ zur Aufführung verlangte. Im König mußte etwas vorgehen, denn er strich sich mit der linken Hand die Augenbrauen oftmals glatt; das that er immer nur, wenn er etwas in sich zu bewältigen hatte. In der That dachte der König zuerst: weiß sie denn nichts davon, daß dieses Stück seit Jahren hier nicht gegeben werden durfte? Möglich! Denn diese Menschen, die immer ihr Empfindungsleben ausbauen, haben keinen Sinn für historische Data. Aber schnell — der König fühlte einen Blitz durchs Hirn zucken, und er strich unwillkürlich die Brauen zur Bewältigung seiner Empfindung — schnell kam ihm der Gedanke: das ist eine Intrigue; sie ist deren fähig, sie will à la Hamlet die Mausefalle vor uns aufführen lassen, um zu sehen, wie das Spiel auf der Bühne auf uns wirkt. Doch nein! sprach es wieder in ihm, dann mußte sie uns überraschen und — es ist doch ihre Art nicht. Aber Bitterkeit und Heftigkeit und tiefe Gewissensunruhe kämpften im Herzen des Königs. Der Einblick in die illustrirten Zeitungen war wie ein Zurückziehen in eine absondernde Loge mitten in der Gesellschaft. Noch nie hatte der König im kleinen Kreise anhaltend gelesen, er hatte sonst nur bald dies, bald jenes Bild betrachtet und den Nachbarn zur Kenntnißnahme oder Vergleichung gegeben. Heute las er und wußte doch nicht, was er las. Er hätte gern den Blick Irmas gesucht und war glücklich, als er sie so frei sprechen hörte. Er bewunderte sie, er hätte gern nach ihr umgeschaut, aber er

wagte es nicht, ihren Bemerkungen Beifall zuzulächeln. Er hat die Bemerkungen Schnabelsdorfs unerwidert gelassen, er muß auch diese zu überhören scheinen.

Die Königin erhob sich, Alles stand wie befreit auf, denn Jedes hatte die elektrische Spannung in der Atmosphäre gefühlt, und der Abend war nun doch noch ein heiterer geworden. Die Königin machte Schnabelsdorf glücklich, indem sie ihm beim Abschiede sagte, wie dankbar man ihm sein müsse, daß er immer so reizvolle Themas aufbringen könne. Zum Intendanten sagte sie dann laut, lauter als sonst ihre Art war:

„Wenn Ihnen das Einstudiren von Emilia Galotti Mühe macht —"

„O nein, Majestät —"

„Ich meine, wenn die Zeit zu kurz ist —"

„Sie reicht vollkommen aus," entgegnete der Intendant. Er hatte in Gedanken schon die Rollen vertheilt und wollte den neuen Versuch machen, das Stück im Costüm des vorigen Jahrhunderts aufführen zu lassen.

„Ich meine," nahm die Königin wieder auf, und ihr Gesicht erhielt einen fremden Ausdruck, „ich meine, wenn Nathan der Weise oder Minna von Barnhelm sich besser darstellen, so geben Sie diese."

„Bleiben Sie nur dabei!" rief der König plötzlich. „Lassen Sie Emilia Galotti aufführen und setzen Sie auf den Zettel: Auf Allerhöchsten Befehl."

Der König reichte seiner Gattin den Arm und verließ mit ihr die Gesellschaft. Die Zurückbleibenden verbeugten sich tief. Man ging, Gleichgültiges plaudernd, die Treppe hinab; die nicht im Schlosse Wohnenden stiegen

in ihre Wagen, die im Schlosse Wohnenden gingen in ihre Gemächer. Durch die Stadt hin und in die Schloßgemächer trug aber Jedes seine eigenen Gedanken.

Irma ließ sich rasch entkleiden und schickte das Kammermädchen fort; dann nahm sie einen Band von Lessings Schriften aus der kleinen Handbibliothek. Es lag Staub darauf. Sie schlug das Buch mehrmals zusammen, daß der Staub abflog; dann las sie in Einem Zuge „Emilia Galotti."

Sie schlief erst gegen Morgen ein und als sie erwachte, mußte sie sich besinnen, wo sie war. Das Buch lag noch vor ihr aufgeschlagen, die Lichter waren von selbst ausgebrannt, sie hatte vergessen, sie zu löschen, es war eine schwüle, fast erstickende Luft im Schlafgemach.

Um dieselbe Stunde, als Irma erwachte, wurde im Theatergebäude bitter geweint. Der Intendant ließ „Emilia Galotti" mit neuer Besetzung einstudiren und hatte der ersten Liebhaberin, die sich im ewigen Besitze glaubte, die Rolle der Emilia abgenommen und einem jüngeren Talente übergeben; die alte jugendliche Liebhaberin sollte die Rolle der Claudia übernehmen; sie saß nun weinend hinter einer Coulisse und rief immer: „Perlen bedeuten Thränen, aber Thränen nicht Perlen." Der Intendant, sonst ein so gefälliger, liebreicher Mann, war unbarmherzig.

Aber unglücklicher als die alte erste Liebhaberin — sie durfte doch noch mitspielen — war Baum, der wegen des Tassenunfalls gar nicht mehr mitspielen sollte in der nächsten Umgebung der höchsten Herrschaften. Er klagte Walpurga sein Unglück, und diese

bat die Königin, daß Baum wieder in Gnaden angenommen würde.

Schon am zweiten Abend fragte die Königin, ob der Lakai Baum krank sei. Er war erlöst. Voll Dankes kam er zu Walpurga und sagte:

„Das werd' ich Dir nie vergessen, Du hast mir eine Wohlthat gethan für mein ganzes Leben."

„Freut mich, daß ich Dir auch einmal hab' was Gutes thun können."

„Ich will Dir's schon vergelten," sagte Baum, „verlaß Dich drauf."

Baum zog sich rasch zurück, denn Irma trat ein. Bald nach ihr kam der König. Er wollte mit Irma Französisch sprechen, aber diese bat, das nicht zu thun, und sagte:

„Die Naivetät ist sehr verletzlich."

„Und die sogenannte Gemüthlichkeit," erwiderte der König, „oft sehr maliciös und intrigant. Die Schwächlichkeit und Zerflossenheit glaubt auch einmal sehr stark sein zu müssen."

„Wir müssen mild sein," entgegnete Irma.

Die Beiden sprachen Deutsch vor Walpurga, aber sie verstand doch kein Wort davon.

„Ich bewundere die Kraft des Herzensspions; ich muß gestehen, ich beuge mich vor ihr in Demuth. Ich hätte nicht geglaubt, daß solche Größe in der wirklichen Welt ist," sagte der König.

Irma nickte leise und erwiderte: „Der Held heißt Hettore Gonzaga, aber die rechte Emilia Galotti liebt ihn mit einer Kraft, die seiner würdig ist."

„Und der rechte Hettore ist kein Dilettant und Schwächling und bedarf keines Marinelli.“

Das Verhältniß, das in Scham und Leidenschaft aufgelodert war, erhielt neue Belebung durch den hinterlistigen Gegenkampf der Königin, denn als wohlüberdacht sah man diese Ansetzung des vervehmten Schauspiels an. Es war wie ein Windzug, der die Flamme zum Verlöschen hin und her bewegt, aber nur neu anfacht. Tief im Hintergrunde der Seele versteckte sich eine neue Freisprechung: die Königin war der reine Engel nicht, für den sie sich gab.

„Ich bin der festen Ueberzeugung,“ sagte der König, „daß Hippokrates der Nausikaa diese krystallene Giftschale in die Hand gespielt hat.“

„Nein, Majestät,“ eiferte Irma, „Hippokrates ist ein hochedler Mann, freilich etwas Pedant, aber zu gut und zu klug, um so etwas zu thun.“

Der König ging bald wieder davon, und als er weg war, sagte Walpurga:

„Jetzt, Gräfin, mir kann man alle Adern aufschneiden, und ich kann nicht sagen, was Ihr da gesprochen habt; ich hab' kein Wort verstanden.“

„Ja, Walpurga,“ sagte Irma, „der König ist gar ein gelehrter Herr, und gestern ist ein Buch gelesen worden, und davon haben wir gesprochen.“

Walpurga war's zufrieden.

„Ich hatte geglaubt, die Königin hier zu treffen,“ sagte Irma nach einer Weile und fuhr sich dabei mit der ganzen Hand über das Gesicht, als müßte sie ein neues herausarbeiten mit ganz anderem Ausdrucke.

„Die Königin kommt heute nicht," erwiderte Walpurga, „sie hat mir sagen lassen, sie sei nicht recht wohl. Sonst versäumt sie's nie, dabei zu sein, wenn wir das Kind baden, und Schöneres giebt's doch nicht, als so ein Kind im Bade und nach dem Bade; da ist es wie neugeboren und platscht und jauchzt und gurrt. Wollen Sie nicht auch einmal dabei sein? Es ist eine wahre Herzenslust."

Irma verneinte und ging bald davon.

Die Königin lag still und allein in ihrem Gemach. Noch bebte der Schreck in ihrem Herzen über das, was sie gethan, nein, was ihr geworden, ohne daß sie es eigentlich gewollt. Wie von einer unsichtbaren Schicksalsmacht ist ihr ein Dolch in die Hand gedrückt; sie kann und will ihn nicht führen. Und doch wühlt der Argwohn tief in ihrer Seele. Argwohn! das Wort steht plötzlich vor ihr, als hätte sie es nie gehört, wie sie bisher nie gekannt, was es ausspricht. Nichts ist mehr rein, nichts mehr harmlos; jedes fröhliche Wort, jede heitere Miene, jedes Lächeln ist zweideutig, jede harmlose Bemerkung hat einen Nebensinn — lieber todt sein als Argwohn hegen! Die beglückende Gabe der Phantasie, die dem Leben des Andern treulich nachgeht, in alles Empfinden hinein folgt und sich traut anschmiegt, diese Kraft des Vorstellens und Mitlebens wurde zur verzehrenden Flamme, Traumbilder stellten sich vor das wache Auge und ließen sich nicht verscheuchen. Wäre das Entsetzliche entschieden — gegen ein klares Unrecht kann man Stellung nehmen, gegen den Argwohn giebt es keine; er macht unstät und flüchtig,

nichts ist fest, der Boden zittert beständig unter den Füßen.

Die Königin war nicht krank. Sie hätte wohl in die Gemächer ihres Sohnes kommen können, aber sie konnte heute nicht in sein Antlitz sehen und ihm zulächeln — sie hatte einen bösen Gedanken gegen den Vater in der Seele.

Oft stand sie auf, sie wollte den König rufen lassen, ihm Alles sagen, er sollte sie von dem qualvollen Argwohn befreien. Sie glaubt ihm. Er soll ihr ehrlich bekennen, ob er noch treu und eins mit ihr im Herzen. Er ist wahrhaft und offen, sagte sie sich, und aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele stieg die Liebe zu ihrem Gatten empor. Doch wenn er abgeirrt wäre von sich, so hätte er ja schon die Unwahrheit begangen — Wie? wird er sie jetzt bekennen? Kann man einen Menschen auf sein Gewissen fragen, der sein Gewissen bereits verleugnet haben kann? Und wenn er das Entsetzliche bekennt? Sie will es still tragen. Nur nicht diesen Argwohn, er vergiftet ihr Herz; sie fühlt, wie er ihre Seele schädigt. Soll es denn sein, daß das Böse, ja nur der Verdacht des Bösen Alles verdirbt, was in seinem Umkreis steht?

Sie setzte sich wieder. Sie kann den König nicht fragen.

„So sei es denn!“ rief sie endlich. „Ich muß diese Versuchung bestehen und der Geist der Wahrheit wird mir Kraft geben.“

Sie dachte einen Augenblick daran, sich dem Leibarzt anzuvertrauen. Er ist ihr väterlicher Freund.

„Doch nein! Ich bin nicht ſchwach, ich will mir nicht helfen laſſen!“ rief ſie ſich zu. „Soll ich das Entſetzliche erfahren, ſo will ich es ſelbſt, und iſt es Wahnſinn, ſo will ich es allein in mir beſiegt haben.“

Bei Tafel und in den Geſellſchaften war die Königin doppelt liebreich gegen ihren Gemahl und auch gegen Irma. Wenn ſie die Freundin betrachtete, war es ihr, als müßte ſie um Verzeihung bitten, daß ſie nur einen Augenblick niedrig von ihr denken konnte. Wenn ſie aber wieder allein war, fühlte ſie ihre Seele fortgeriſſen, zu ihm, zu ihr; ſie wollte wiſſen, was ſie jetzt denken, thun, reden — ſie reden von ihr, ſie lächeln, ſie ſpotten über ſie, und wer weiß, ob ſie nicht ihren Tod wünſchen ....

Sie ſelbſt wünſchte, todt zu ſein.

Zehntes Capitel.

„Heut' Abend geh' ich auch ins Theater,“ ſagte Baum am 22. Januar Mittags zu Walpurga. „Es ſoll ein merkwürdiges Stück ſein. Schade, daß Du nicht auch hingehſt.“

„Ich hab' Maskeraden genug geſehen,“ verſetzte Walpurga. „Ich bleib' bei meinem Kind; mein Kind iſt noch das Einzige vom ganzen Hofe, das ſich nicht vermaskiren kann.“

Das Hoftheater war ſchon lange vor Beginn des Stückes bis auf den letzten Platz beſetzt und im Publikum war lebhaftes Geplauder, das ſich wie Brauſen der

See anhörte. Man ſprach davon, was das bedeute, daß es auf dem Theaterzettel hieß: Zur Geburtsfeier Leſſings, auf Allerhöchſten Befehl „Emilia Galotti.“ Man ſprach in halben Worten zu einander, verſtand ſich aber ganz. Soll dieſe Aufführung eine ſchlagende Antwort auf mancherlei Gerede ſein? Wird der Hof kommen? Wer wird im Gefolge ſein?

Drei dumpfe Schläge ertönten. Sie ſind das Zeichen, daß der Hof die Verbindungs-Gallerie zwiſchen Schloß und Theater betreten. Alle Augen, alle Operngläſer richteten ſich nach der königlichen Loge.

Die Königin trat ein. Sie ſtrahlte in jugendlicher Schönheit. Der Adel, der den erſten Rang einnahm, erhob ſich. Die Königin dankte freundlich. Sie ſetzte ſich und las mit großer Aufmerkſamkeit den auf der Brüſtung angehefteten Zettel. Der König kam alsbald nach ihr und ſetzte ſich neben ſie; auch er grüßte den ſtehenden Adel und dieſer ſetzte ſich mit ihm, als ob er an ihn gebunden wäre.

Der König reichte mit der Hand rückwärts und ließ ſich ſein Augenglas geben. Er betrachtete das Publikum, während das Orcheſter die Ouvertüre ſpielte. Der Wunſch Irmas war in Erfüllung gegangen. Seit der neuen Intendanz gab es wieder Muſik vor den Schauſpielen und in den Zwiſchenakten.

Wer ſitzt hinter der Königin?

Die Gräfin von Wildenort.

Sie trägt eine einzige Roſe im braunen Lockenhaar. Sie ſpricht einige verbindliche Worte mit dem Oberſt Bronnen. Sie lächelt und zeigt ihre Perlenzähne.

Ein junger Kritiker im Parterre sagt zu seinem Nachbar:

„Die Gräfin Wildenort hat wol nicht ohne Absicht nur eine Rose ins Haar gesteckt, wie Emilia Galotti.“

Von Musikfreunden wurde oft Ruhe gezischt, denn die Gespräche im Hause waren so lebendig, daß man die schöne Musik der Ouvertüre kaum hörte. Das Ruhebieten half nichts, erst als der Vorhang aufrollte, trat Stille ein.

Der erste Akt bot nur am Schlusse Gelegenheit für einen besonderen Applaus. Die Hast und Eingenommenheit des Prinzen zeigt sich, indem er ein Todesurtheil schnell — der Wagen ist vorgefahren — unterschreiben will; der alte Kabinetsrath Rota zieht das Aktenstück zurück.

Der Intendant hatte, um die Festlichkeit des Abends zu bezeichnen, zwischen jeden Akt ein Musikstück eines namhaften Componisten eingelegt. Boshafte Zungen wollten behaupten, daß dies nur geschehen, um die Besprechung des seit Jahrzehnten hier nicht aufgeführten Stückes zu verdecken; wäre dies die Absicht gewesen, so wäre sie vereitelt worden, denn die Gespräche gingen lebhaft, im Publikum wie in der Hofloge.

Der König sprach mit dem Intendanten und dieser sagte: „Lessing hat in diesem Rota eine ebenso kleine als Beifall-sichere Rolle geschrieben. Darin bewährt sich der Meister. Und es hat noch das Gute, daß man die Rolle von einem Veteranen spielen lassen kann.“

Die Königin schaute verwundert um. Sind denn das nur Rollen, nicht lebenerschütternde Thatsachen?

Das Stück nahm seinen weiteren Verlauf. Die Scene zwischen Appiani und Marinelli wurde stürmisch beklatscht. Die Königin, die sich sonst in den Zwischenakten immer in den Salon neben der Loge zurückzog, verließ heute ihren Platz nicht; auch Irma als erste dienstthuende Hofdame mußte bleiben.

Der Oberhofmarschall sagte zwischen dem dritten und vierten Akt im Corridor zu Bronnen: „Wenn nur dies verdammte Demokratenstück schon abgespielt wäre. Der süße Pöbel da unten kann demonstrativ werden.“ Es kam der vierte Akt, die Scene zwischen Orsina und Marinelli. Die Königin hielt ihren Fächer krampfhaft in der Hand. Es war eine übermächtige Anstrengung in ihrer Seele. Sie hörte und sah, was auf der Bühne vorging, und lauschte mit angestrengter Aufmerksamkeit auf den Athem Irmas hinter ihr, wie er schneller, wie er lauter ging; sie wollte sich plötzlich umwenden und ihr ins Angesicht schauen, aber sie wagte es nicht; sie sah die Gestalten auf der Bühne und streifte mit dem Blick das Antlitz ihres Gatten. Es war doppeltes Hören und doppeltes Sehen in ihr. Sie mußte sich zwingen, ihren Athem ruhig zu halten. Die Scene ging weiter. Orsina und Odoardo — Wenn jetzt Irma hinter ihr in Ohnmacht sinkt ... was dann? Was hat sie gethan, daß sie das Stück aufführen ließ? Die Scene geht weiter, Orsina giebt dem Vater den Dolch, sie steigert sich zuletzt zur Wuthphantasie. „Wenn wir einmal Alle — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir Alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir Alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen,

zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten — um das Herz zu finden, das der Verräther einer Jeden versprach und Keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!"

Wenn jetzt Irma laut aufschreit? ... Die Königin faßte krampfhaft die Brüstung, es ist ihr, als müßte sie hinausrufen ins Volk.

Es blieb Alles ruhig.

Als die Scene vorüber war, wendete sich der König zu Irma und sagte in leichtem Tone:

„Die Müller spielt vortrefflich."

„Ueberraschend, Majestät, im Einzelnen aber etwas chargirt. Die Worte: „Ich habe hier nichts zu verzeihen, denn ich habe hier nichts übelzunehmen," hat sie zu scharf geknirscht; sie hat ihre Stimme zu sehr geschminkt. Die offen Gekränkte müßte mehr wie Dolchzücken sprechen, man müßte den Dolch schon in den Worten sehen, bevor er als scharfes Eisen gezeigt wird."

Irmas Stimme war fest und klar, nichts zitterte in ihr. Die Königin breitete ihren Fächer aus und fächelte sich in schnellen Bewegungen Kühlung ins Antlitz:

So könnte Niemand sprechen, der sich an die Brust schlagen müßte. Die Stimme wäre zerbrochen und das Antlitz versteinert vor solchem Anblick ...

Die Königin wandte sich um und nickte Irma freundlich zu.

„Ich bin stärker, als ich wußte," sagte sich Irma und glättete ihre Handschuhe. Als sie Odoardo hatte sprechen hören, breitete sich's ihr wie Nebel vor die Augen: wenn das ihr Vater wäre — und er konnte es sein ....

In ihrem Innern schrie etwas auf, aber der Schrei kam nicht auf die Lippen. Jetzt war sie wieder gefaßt und ruhig.

Das Schauspiel ging ohne Zwischenfall zu Ende; nur ließ sichs das Publikum nicht nehmen, den Darsteller des Odoardo Galotti dreimal herauszurufen. Auch der König applaudirte.

Der Hof begab sich nach dem Schlosse zurück; man versammelte sich zum Thee bei der Königin.

Die Königin war heiter, wie nach einer überstandenen Gefahr. Es war eine Beweglichkeit und Freiheit in ihrem Wesen, die man lange nicht an ihr bemerkt hatte; eine dämonische Last war von ihrer Seele genommen — sie war jetzt frei und gelobte sich, nie mehr niedrig von Jemand zu denken, von ihren Nächsten vor Allem nicht.

Man saß beim Thee und die Königin fragte ihren Gatten:

„Du hast das Stück wol auch zum Erstenmal gesehen?“

„O nein, ich habe es auf der Reise gesehen, ich weiß nicht mehr wo. Ich finde es sehr angemessen,“ wendete er sich zum Intendanten, „daß Sie, lieber Schöning, das Stück im Costüm des vorigen Jahrhunderts geben ließen; ich habe es früher in moderner Tracht gesehen. Das macht sich höchst unpassend. Trotz der Classicität liegt auf all' dem etwas Puder, den man nicht wegblasen darf, sonst wird die ganze Affaire, Alles, was gethan und gesprochen wird, unnatürlich.“

Der Intendant war glücklich.

„Wie finden Sie das Stück?“ fragte der König den Leibarzt.

„Majestät, das Stück ist ein classisches.“

„Sie sind doch sonst nicht orthodox.“

„Und bin es auch hierin nicht,“ entgegnete Gunther. „Ich darf sagen, daß ich Lessing von ganzer Seele verehre, ja vielleicht etwas zu ausschließlich; aber in diesem Stück ist Lessing noch nicht zur Ruhe der Freiheit durchgedrungen, es ist ein Product der edelsten Melancholie, was man in unseren Tagen auch Zerrissenheit nennt; denn die Rechnung schließt am Ende nicht ab, es bleibt ein tiefer Bruch. Das kommt aber wesentlich davon her, daß ein großer weltgeschichtlicher Stoff aus der Römerzeit in Cabinet und Lustschloß eines kleinen italienischen Fürsten verlegt ist.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der König. Der Leibarzt setzte auseinander:

„In diesem Stück ist ein Pathos der Verzweiflung, das sich bis zur Schlußfrage spitzt: „Ist es nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ Man könnte annehmen, daß das Gefühl dieser Erkenntniß eine Strafe ist, die der Fürst sein Lebenlang nicht mehr los wird. Der Fürst muß ein anderer werden von da an. Aber diese epigrammatisch gefaßte Erkenntniß der eigenen Schwäche und der Schlechtigkeit der Umgebung erscheint mir nicht als volle und faktische Sühne. Eine Frage, und eine solche am Schlusse des Drama's, das uns versöhnt mit dem ewigen Gesetze entlassen soll — ist nur möglich, weil der Grundton des Ganzen sarkastisch ist und in

den bittern Worten liegt: „Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.“ Der ganze Mangel des Stückes — es entſpricht dem Wahrheitsgeſetz Leſſings, wenn man ſich autoritätslos verhält — der unbeglichene Bruch liegt darin, daß Leſſing die That des Virginius vom römiſchen Forum auf das Parket, aus der leidenſchaftlichen Hand des Bürgers, der eben das Schlachtmeſſer in der Hand hat, in die des malcontenten Oberſten Galotti verlegt hat. Die That des Virginius iſt die Wendung einer großen politiſchen Kataſtrophe — nach ihr bricht die Revolution herein und ſühnt; hier aber iſt dieſe That folgenlos an den Schluß geſetzt und ſühnt nichts. Darum entläßt uns dieſes Stück mit einer Frage, die eigentlich eine Diſſonanz iſt.“

Man war befriedigt von dieſer Auseinanderſetzung, trotzdem Anfangs ſich eine ſeltſame Schärfe eingemiſcht hatte. Sie hob die ganze Sache und den doch etwas peinlichen Eindruck in die kühle kritiſche Atmoſphäre.

„Mir iſt etwas Beſonderes aufgefallen,“ ſagte Irma; ſie glaubte nicht ſtill bleiben zu dürfen. „Ich habe zwei Ehegeſchichten in dem Stücke gefunden.“

„Ehegeſchichten? Und ſogar zwei?“ wurde gefragt.

„Allerdings. Emilia iſt das Kind einer unglücklichen, oder ehrlicher geſagt, einer böſen Ehe. Dieſe rauhe Tugend Odoardo und dieſe conciliante Claudia haben eine entſetzliche Ehe geführt und ſich endlich anſtändig getrennt. Er lebt auf dem Gute, ſie läßt der Tochter in der Stadt die letzte Politur geben; Emilia muß ſehr viel Clavier üben. Papa Odoardo ſitzt immer

auch moraliſch zu Pferde; Madame Claudia iſt eine ſehr weltlich geſinnte Geſellſchaftsdame. Das Kind dieſer Ehe iſt nun Emilia, und ihre Ehe mit Appiani wäre ganz dieſelbe geworden, wie die ihrer Eltern."

„Fein ergründet," ſagte der König, und von ſeinem Zuruf belebt, fuhr Irma fort:

„Die Großmutter Emilias hat vielleicht geſagt: Ich bin nicht glücklich, meine Tochter Claudia ſoll es werden mit dem braven Odoardo, damals eben erſt Hauptmann. Und nun ſagte Mutter Claudia: Ich bin nicht glücklich, meine Tochter Emilia ſoll es werden, und Emilia würde künftig auch geſagt haben: Ich bin nicht glücklich, meine Tochter u. ſ. w. Das iſt eine ewige Kette von Elend und Reſignation. Wer iſt denn dieſer Herr Appiani? Ein hypochondriſcher Legationsrath außer Dienſt, der ſeine Frau eigentlich um des biedern Schwiegervaters willen heirathet und ihr geradeſo predigen wird, wie weiland Odoardo, und ebenſoviel Wirkung haben wird, wie weiland Odoardo. Appiani war den Schuß Pulver werth, oder auch noch einen zweiten, wie Marinelli meint — warum hat er kein Auge für die Toilette ſeiner Braut! Im nächſten Winter auf dem Lande wäre Emilia Appiani vor Langeweile geſtorben, oder hätte ſich verwandelt und eine Kleinkinderſchule auf ihrem Gute errichtet. Wenn Emilia ſingen würde, ſie müßte ähnliche Melodien haben, wie Mozarts Zerline, und Maſetto-Appiani ſpürt's, daß er dahin nicht paßt, und er hat Recht — obgleich er ſich's nicht erklären kann — daß er vor der Trauung ſo ſchwermüthig iſt. Appiani dürfte nur eine Wittwe mit ſieben Kindern

heirathen; der Menſch hat von Natur eine Wittibſeele. Wenn er ſich mit ſeiner Frau gezankt hat, wird er nach dieſer Motion auch ſagen, wie nach dem Zank mit Marinelli: „Ah, das hat gutgethan, mein Blut iſt in Wallung gekommen, ich fühle mich anders und beſſer.“ Emilia liebt den Prinzen, darum fürchtet ſie ihn; ihr notariell verſchriebener Bräutigam wird nur ihr Mann, war nie ihr Geliebter. — Ich würde Appiani zum Landtags-Abgeordneten, aber nicht zum Gatten wählen. Solch ein Mann darf gar nicht oder nur eine Frau heirathen, die Suppenanſtalten gründet, aber keine Emilia, die kokett genug iſt, zu wiſſen, was ihr gut ſteht.“

Die Wangen Irmas glühten, als ſie ſo ſprach; ſie hatte das Gefühl, als ob ſie auf einem wilden Renner durch Wald und Feld reite, und in der That, als ſie einmal mit Bitterkeit begonnen, trug ihre Phantaſie ſie von ſelbſt weiter und kühn über Alles hinweg. Sie hatte ſich alles Bangen weggeſprochen, und mit ſtolzem Selbſtgefühl empfand ſie jetzt, wie ſie das Leben und Alles um ſie her beherrſchte.

Der Abend, der ſo gewitterſchwer gedroht hatte, brachte nur erfriſchende Kühlung und reinigte die Atmoſphäre.

Die Königin athmete leicht auf und fühlte ſich glücklich, in den Kreis guter und geiſtig bedeutender Menſchen verſetzt zu ſein.

Baum war nach dem Theater noch zu Walpurga geeilt und erzählte ihr:

„Das war heute ein Stück! Mich wundert's, daß

man ſo etwas frei daherſpielen darf. Da iſt ein Prinz, der will eben eine Prinzeſſin heirathen und hat eine alte Geliebte — ſie iſt aber noch ſchön — die will er abſchaffen und ſich einſtweilen eine neue anſchaffen, die iſt gar ſchön, aber an dem Tag iſt ihre Hochzeit. Und da hat der Prinz einen Kammerherrn, der iſt der Freund vom Prinzen, aber der Prinz geht hart mit ihm um, wenn er ihm nicht gleich herbringt, was er mag; er ſpricht per Er mit ihm und heißt ihn einen Narren, und nachher fällt er ihm gleich wieder um den Hals. Alſo der Kammerherr läßt den Bräutigam todtſchießen und die Braut rauben; aber da kommt die alte Geliebte und trifft den Vater der Emilia Galotti und hetzt ihn auf, und der Vater ſticht ſeine Tochter todt."

„Und was geſchieht nachher dem Prinzen und dem Kammerherrn?" fragte Walpurga.

„Das weiß ich nicht."

„Sag' noch einmal," fragte Walpurga, „wie hat der Name geheißen von der Braut?"

„Da haſt Du den Zettel, da ſteht Alles drauf."

Walpurga las den Zettel, er zitterte in ihrer Hand. Da ſtehen Namen, die der König und Irma damals miteinander geſprochen, wo ſie nichts davon verſtanden hat.

„Alſo die Geſchichte habt ihr aufführen laſſen? O ihr . . . o ihr alle miteinander ſeid . . . ich weiß ſchon —"

Die Warnung der Mamſell Kramer half — Walpurga wagte nicht, die Worte hinzuzuſetzen, die ſie in Gedanken hatte . . . .

Am andern Abend war Hofconcert. Der große Saal im Mittelbau mit ſeiner vortrefflichen Akuſtik war reich gefüllt mit Männern in Uniform und Decorationen und ſchön geputzten Frauen. Der engere Hofkreis befand ſich im Saal, die Geladenen in den Nebenräumen und auf den Gallerien.

Diejenigen, die zum kleinen Zirkel der Königin gehörten und erſt geſtern ſich zuſammengefunden hatten, begrüßten einander mit einer gewiſſen familienhaften Vertraulichkeit; man hielt heute nicht zuſammen, man hatte die Pflicht, mit den nur ſeltener Geladenen zu ſprechen. Der König war in Huſarenuniform und in beſter Laune; während der Pauſen ging er durch die Säle und ſprach bald Dieſen bald Jenen an und hatte für Jeden ein beglückendes Wort. Die Königin ſah leidend aus und that ſich offenbar Zwang an, ihre Haltung zu bewahren.

Irma hatte die Gewohnheit, mit Sängern und Sängerinnen, die auf einem abgeſchloſſenen erhöhten Sitz ihre Stücke vortrugen, ſich heiter zu beſprechen. Böſe Zungen behaupteten, ſie wolle ſich dadurch nur vor aller Welt in ihrem Leutſeligkeitsſchmucke zeigen, aber Irma glaubte einfach, ſich den Künſtlern und Künſtlerinnen menſchlich naheſtellen zu müſſen.

Der Leibarzt ſtand mit dem Director der Kunſt-Akademie und dem Generalintendanten Schöning in einem Geſpräch. Es handelte ſich um Entwürfe zur maleriſchen Ausſchmückung des neuen Parlamentshauſes, denn auch ein ſolches hatte der König bereits gebaut. Der Künſtler ſprach ſein Bedauern aus, daß ſich keine feſte Geſtalt

für die Darſtellung der Verfaſſung geben laſſe; eine weibliche antike Figur mit einem Blatt Papier und dergleichen bleibe immer unzulänglich und allegoriſch kalt.

„Sie erwecken in mir einen alten Gedanken," erwiderte der Intendant, „es fehlt uns die mythenbildende und, erlauben Sie mir den Ausdruck, hier ſpeciell die hofcharge-bildende Kraft. In gleicher Weiſe, wie es einen Feldmarſchall giebt, ſollte es eine Hofcharge geben, die — ich meine es im Ernſt — als Verfaſſungs-Herold oder dergleichen bei wichtigen Actionen immer den Vortritt hätte und bei Hofe immer die Verfaſſung repräſentirte. Glauben Sie mir, die Verfaſſung iſt nicht hoffähig, ich meine, ſie iſt nicht repräſentirt und bleibt deshalb fremd bei Hofe. Stimmen Sie mir nicht auch bei, Herr Geheimrath?"

Der Leibarzt antwortete, ſich aus einer Zerſtreuung gewaltſam faſſend: „Es geht nun einmal nicht mehr, dasjenige, was wir mit Maß und Wage oder gar als klaren Gedanken erfaßt, in mythiſche und ſymboliſche Geſtalten zu überſetzen; das käme auf den gleichen mißlungenen Verſuch hinaus, eine Göttin der Vernunft darſtellen zu wollen."

Er ſprach zerſtreut, denn er ſchaute immer hinüber zu Irma. Jetzt ging ſie in die Geſellſchaft zurück, der Leibarzt trat ihr in den Weg und ſie ſagte:

„Ach! heutigen Tages iſt Alles nur Programm. In alten Zeiten hieß der König einen Sänger mit der Harfe zu ſich kommen, und der Alte mit dem weißen Barte ſang ſeine überraſchenden Lieder; heutigen Tages muß ein ganzes Orcheſter her und ein Dutzend Sänger

und Sängerinnen, und man hat das muſikaliſche Menü in der Hand."

Der Leibarzt ſchien nicht geneigt, hierauf einzugehen, er erwiderte:

„Ich habe viel über Ihre geſtrigen Bemerkungen nachgedacht."

„Ich denke nie über eine geſtrige Bemerkung nach."

„Aber ich bin Pedant und muß das. Sie haben Recht, Emilia wäre mit Appiani nicht glücklich geworden."

„Es freut mich, daß Sie mir Recht geben."

„Glauben Sie, daß Emilia mit dem Fürſten glücklich geworden wäre?"

„Ja."

„Und wie lange?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie wäre bald enttäuſcht worden, denn dieſer Fürſt iſt ein Genießling, der überall nur herumnaſcht, in der Kunſt, wie im Leben, mit Einem Wort: ein Dilettant. So lange der Dilettant jung iſt, giebt ihm die Grazie der Jugend, die Schnellkraft ſeiner Bewegungen das, was man intereſſantes Air nennt; aber wird der Dilettant älter, dann copirt er ſich ſelbſt, kaut die paar Phraſen wieder, die er von Anderen gehört oder ſich ſelbſt zurechtgeſtümpert hat; er legt ſich das Roth jugendlicher Schwärmerei wie eine Schminke auf die Seele, drunter aber iſt Alles welk, nichtig, morſch und brüchig. Leſſing hat nicht umſonſt Hettore jung und ſchön geſchildert, der eben erſt eine legitime Heirath abſchließen ſoll, er will ja Appiani zum

Gesandten bei seinem Schwiegervater machen — sind Sie nicht auch meiner Meinung?" fragte der Leibarzt endlich, da Irma gar nicht antworten wollte.

„Ach, entschuldigen Sie," versetzte sie, „ich habe mich heute so voll Musik getrunken, daß ich keine Erinnerung mehr habe an die trockene Speise von gestern."

Sie grüßte freundlich und verschwand im Gewühl.

Elftes Capitel.

Der Carneval am Hofe war diesmal still; man hatte indeß schon im Voraus sein gut Theil Festlichkeiten eingeheimst.

Die Königin war krank.

Die Gemüthsbewegungen der letzten Wochen hatten ihre Kraft erschüttert. Man fürchtete für ihr Leben.

Irma kam selten zu Walpurga. Sie war meist in den Gemächern der Königin, und wenn sie kam, sah sie bleich und abgehärmt aus.

Walpurga spann ruhig weiter und das Kind an ihrer Brust gedieh.

„O, wie wahr hat unsere gute Königin gesprochen. Gott Lob und Dank, hat sie einmal zum Prinzen gesagt, Gott Lob und Dank, daß Du gesund und los von mir bist, mein Kind; Du lebst jetzt für Dich allein fort. Ja, sie hat Allem ins innerste Herz hineingesehen, und ich meine, sie wäre zu gut für diese Welt. Meine Mutter hat's tausendmal gesagt: Menschen, die gar so arg gut sind und nicht einmal so rechtschaffen

zornig und bös werden können und um sich hauen, die holt unser Herrgott bald zu sich. Ach, wenn ich nur meinen Prinzen mit heimnehmen könnte! Jetzt kommt bald das Frühjahr. Du lieber Gott, wenn er da seine Mutter verlieren sollte, und mich dazu —"

So klagte Walpurga zu Mamsell Kramer, und diese hatte schwere Mühe, sie zu trösten.

Baum wußte es einzurichten, daß er immer etwas in den Gemächern des Kronprinzen zu bestellen und herzurichten hatte. Er war nicht mehr zudringlich gegen Walpurga, er zeigte sich ihr nur sehr dankbar und gefällig. Er mußte ihre Theilnahme gewinnen — das ist mehr werth, als alles Andere. Als nun Walpurga auch ihm klagte, fragte er:

„Mein' ich's gut mit Dir?"

„Ja, das kann ich nicht anders sagen," entgegnete Walpurga.

„So merk' auf, was ich Dir sage: Es giebt nichts Langweiligeres, Kargeres und Geizigeres, als so eine einfältige gute Ehe, was man so eine gute Ehe heißt. Was hat man denn davon? Seinen Lohn und einmal ein Trinkgeld von einer fremden Herrschaft und ein Paar Flaschen Wein, die man stipitzen kann. Zu Zeiten der Baronin von Steigeneck war's anders, da sind die Kammerdiener und Alles, was um sie gewesen, reich geworden und haben Häuser in der Stadt und Hypotheken und Rittergüter. Nun, Gottlob, jetzt wird's auch wieder anders."

„Ich weiß nicht, was Du meinst," sagte Walpurga.

„Ich wollte," entgegnete Baum, „ich wäre nur eine Stunde lang an Deiner Stelle; auf Dich hält ſie ja am meiſten, und bei Dir haben ſie ſich ja verſtändigt, und wenn Du willſt, kannſt Du Geld genug und ein Gut mit Wald und Feld und Wieſen haben. Für mich bitte ich Dich nur um die Stelle als Caſtellan auf der Sommerburg."

„Ich ſoll das Alles können? Bei wem denn und wie denn?"

„O Du —" lachte Baum. „Merkſt denn nichts? Haſt denn keine Augen im Kopf? Wenn die Königin ſtirbt, heirathet der König Deine Gräfin, ſie iſt eine reichsfreie Gräfin und kann jeden König heirathen; und wenn die Königin nicht ſtirbt, iſt's auch gut."

„Ich möchte Dir die Fauſt ins Geſicht ſchlagen, weil Du ſo was ſagſt, und da gehſt Du nachher wieder hin und machſt einen Katzenbuckel? Wie kannſt Du ſo etwas ſagen?"

„Wenn's aber wahr iſt?"

„Es iſt aber nicht wahr!"

„Wenn's aber doch wäre?"

„Es kann nicht ſein."

„Und ich ſag' Dir, es iſt!"

„Und wenn's wäre — o verzeih', gute Gräfin, aber ich denk's ja nicht, der da ſagt's nur, und wenn's wäre, eher thäte ich meinen Mund auf einen Stein aufſchlagen, eh' ich um einen Sündenlohn bitten möcht'. Du biſt aber ſchlecht, und wenn Du noch einmal ſo was ſagſt, geb' ich Dich an, das thu' ich, verlaß Dich drauf!"

Baum that, als ob er nur Spaß gemacht, aber Walpurga wollte darin auch keinen Spaß verſtehen, und er war froh, als ſie ihm endlich verſprach, wenigſtens ſtill zu ſein, und ſchließlich braucht er keinen Vermittler; er wird ſchon ſelbſt für ſich ſorgen....

Die Zimmer der Gräfin Irma waren gerade unter denen des Kronprinzen und Walpurgas, nur durch den Boden getrennt. Hier unten ging während deſſen eine Scene ganz anderer Art vor.

Bruno ſaß bei ſeiner Schweſter und ſagte:

„Das iſt ein Malheur, und ich kann Dir leider nicht verhehlen, daß Du daran ſchuld biſt: Mutter Sylphe iſt mir auf den Hals gekommen und genirt mich entſetzlich.“

„Wer denn?“

„Meine Schwiegermutter iſt da und hat mir lachenden Mundes zu verſtehen gegeben: Da meine Schweſter .... ſo könnte ſie nun auch hier ſein.“

Irma bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen.

„So glaubſt auch Du?“

„Was liegt Dir an meinem Glauben? Man ſpricht davon. Das iſt genug.“

„Das iſt nicht genug. Ich werde die Menſchen lehren, anders zu ſprechen.“

„Gut, geh' von Haus zu Haus, von Frau zu Frau, von Mann zu Mann und ſage ihnen, ſie ſollen anders denken. Aber es giebt ein Mittel, wie Du das kannſt — darf ich's nennen?“

Irma nickte ſchweigend.

„Der Intendant hat, ich weiß das, im vorigen

Sommer offen um Deine Hand geworben. Es wird ihm eine Ehre sein, Dich seine Frau zu nennen. Entschließe Dich!“

Ein Diener trat ein und meldete den Intendanten.

„Wunderbares Zusammentreffen! Entschließe Dich schnell!“

Der Intendant erschien. Bruno grüßte ihn mit besonderer Vertraulichkeit. Auch Irma war freundlich.

Nach einer Weile entfernte sich Bruno. Der Intendant überreichte Irma ein Bühnenmanuscript und bat, es zu lesen, um ihr Urtheil darüber abzugeben. Sie empfing es dankend und legte es auf einen Tisch.

„Ach, wenn der Frühling kommt, will ich gar nichts mehr vom Theater hören. Unser Theater ist eine Winterpflanze.“

„Das Stück ist auch für die nächste Wintersaison.“

„Ich kann nicht sagen, wie ich mich auf den Sommer freue. Wenn Alles so kahl und öde ist, glaubt man gar nicht, daß einmal die Sonne schien und die Bäume grünten und der See blinkte. Denken Sie an den sonnenduftigen Tag, als wir uns im vorigen Sommer auf dem See trafen?“

„O, wohl denke ich dran.“

Es trat eine längere Pause ein.

Irma wartete auf eine weitere Rede des Intendanten, aber er schwieg und man hörte nichts, als das Klettern des Papagei's im Käfig und wie er, jetzt seinen Schnabel in das goldene Gitter einhackend, in sich hinein knurrte.

„Ich ſehne mich danach,“ begann Irma wieder, „im Sommer meine Freundin Emmy zu beſuchen, ich will mich in Einſamkeit baden. Dieſer Winter war doch zu lärmend und unruhvoll.“

„Ja, und dazu die Krankheit der Königin.“

Der Papagei zerrte am goldenen Gitter und Irma lockerte etwas das rothe Sammtband an ihrem Morgenkleid.

„Werden Sie wieder nach dem See gehen?“ ſtieß Irma bebend heraus.

„Nein, theure Gräfin. Ich werde die deutſchen Theater beſuchen, um einen zweiten Baß, vor Allem aber einen jugendlichen Liebhaber zu engagiren. Sie glauben gar nicht, welch ein Mangel an jugendlichen Liebhabern in der deutſchen Welt iſt.“

Irma lachte hell, aber alles Blut ſtieg ihr zu Kopfe, ſie meinte, ſie müſſe umſinken.

Der Diener meldete die Baronin Steigeneck.

„Ich bin nicht zu Hauſe!“ erwiderte Irma raſch. „Bleiben Sie noch einen Augenblick,“ ſagte ſie zum Intendanten.

Der Intendant blieb noch eine Weile, ſprach von dem Manuſcript, das auf dem Tiſche lag, und erklärte, daß die rothangeſtrichenen Stellen Kürzungen bedeuten. Irma verſprach, das Stück zu leſen; ſie dankte für die gute Meinung, die er von ihrem Urtheile habe, und ſprach in der gleichgültigſten Weiſe, bis er ging. Als aber der Intendant fort war, warf ſie ſich aufs Sopha und weinte lange und bitterlich. Ihr ſchöner Leib zuckte auf und nieder im heftigen

Weinen. Sie blickte verwirrt umher, wie aus der leeren Luft hatte es zu ihr gesprochen: Du wolltest... Ist das der nothwendige Weg dessen, der von der geraden Straße abging, daß er in den Sumpf der Selbsterniedrigung gerathe?... Plötzlich erhob sie sich, schüttelte kühn das Haupt und strich sich die Locken aus dem Gesicht; ihre Lippen schwellten sich und sie befahl, daß man anspanne. Sie wollte nach der Werkstatt des Bildhauers fahren, um dort zu arbeiten. Der Diener meldete den Oberst v. Bronnen. „Ist willkommen," nickte Irma. Der Oberst trat ein. Irma entschuldigte, daß sie ihn im Hute empfange; sie wollte eben ausfahren.

„So will ich ein andermal kommen, gnädige Gräfin, und heute nur meine Grüße bestellen."

„Grüße?"

„Ja, von Ihrem Herrn Vater."

„Von meinem Vater? Wo haben Sie ihn gesprochen?"

„Auf Wildenort."

„Sie waren dort?"

„Ja. Ich hatte in Ihrer Heimath etwas zu besorgen, und da führte ich mich ohne weitere Empfehlung selbst bei Ihrem Herrn Vater ein. Ich durfte sagen, daß ich zu Ihren näheren Freunden gehöre, liebe Gräfin."

„Und wie lebt mein Vater?"

„Wie der Vater einer solchen Tochter leben muß."

„Einer solchen Tochter?" —

„Bitte, wertheste Gräfin, Sie sind in Eile und ich

ſelber — ich bin noch ganz voll von dem hohen Weſen dieſes Mannes und möchte gern, daß wir beiderſeits in Ruhe —"

„Ich bin's. Bitte, haben Sie einen Auftrag?"

„Nein. Ich glaube erſt jetzt, Sie, liebe Gräfin, recht zu verſtehen. — O, Gräfin, was für ein Mann iſt das, Ihr Herr Vater!"

Irma ſchaute betroffen um — es war ihr, als ob ſie plötzlich Appiani von Odoardo ſprechen höre.

Der Oberſt fuhr ruhig fort:

„Gnädige Gräfin, ich bin kein ſchwärmeriſcher Jüngling, aber in den Stunden, da ich Ihrem Herrn Vater nahe ſein durfte, erweckte ſein Geiſteshauch das erhöhte Daſein wieder, das man einſt ſchaffen zu können hoffte. Es giebt keine ſchöne Gemeinſchaft, wo man nicht ſich ſelbſt auch wohlwollend betrachtet weiß. Ich darf ſagen, daß mir das Glück geworden, mir die Wohlmeinung Ihres Herrn Vaters zu gewinnen."

„Sie verdienen es vollkommen! Erlauben Sie, daß ich meinen Hut ablege; ſetzen Sie ſich, erzählen Sie mir mehr von meinem Vater!"

Sie that den Hut ab, ſie ſah ſchön aus, hocherregt.

Sie klingelte und ließ den Wagen wieder abbeſtellen.

Der Oberſt ſetzte ſich.

„Nun erzählen Sie!" ſagte Irma, die Locken zurückwerfend; ihr Antlitz war heiter geſpannt.

„Wenn ich Ihnen ſage," erwiderte Bronnen ſtockend, „daß ich hohe Stunden gelebt, aber nichts Beſtimmtes

zu erzählen weiß, so werden Sie, gerade Sie das verstehen. Wenn man beim wonnigen Schweifen durch den Wald sich einen Zweig auf den Hut steckt, was kann der abgebrochene Zweig sagen von Waldesrauschen und freiem Bergesathem? Er giebt nur ein Zeichen, uns und den Begegnenden, warum unser ganzes Wesen so froh gespannt ist."

„Ich verstehe," sagte Irma.

Geraume Zeit saßen die Beiden einander still gegenüber.

„Hat mein Vater auch von meinem Bruder gesprochen?"

„Nein. Das Wort Sohn kam nicht über seine Lippen. O Gräfin! Es ist beseligende Wiedergeburt des Menschen, daß es ihm gegeben sein kann, in freier Liebe Sohn zu werden — —"

Der Athem des stattlichen Mannes ging schwer. Irma durchzuckte es, ihr Herz pochte schnell. Da ist ein hoch angesehener edler Mann, er bietet ihr Herz und Hand, ja auch das Herz, und — sie hat ihm keines dafür zu geben. Sie fühlte in stechender Pein, wie es sich in ihr zusammenkrampft.

„Ich bin glücklich," sagte sie, „ich bin glücklich ... für meinen Vater, daß er in seiner Vereinsamung doch wieder gesehen hat, in der bewegten Hofwelt leben würdige, alles Beste in sich darstellende Männer, wie Sie. — Bitte, nehmen Sie meine herzliche Meinung ohne Ablehnung an; ich weiß, das Echte ist immer bescheiden, weil es sich nie selbst genügt."

„Ganz dasselbe hat Ihr Herr Vater gesagt, denselben Gedanken mit denselben Worten."

„Ich glaube, ich habe dieſe Erkenntniß auch von ihm, wenigſtens habe ich ſie an ihm gelernt. Ich hätte Sie Beide beiſammen ſehen mögen. Ihre Anweſenheit muß ihm wieder Glauben an die Menſchen gegeben haben. Sie ſind ein guter Bote, und weil Sie ſelbſt ſo gut ſind, glauben Sie auch an das Gute.“

„Wo ich einmal geachtet und geliebt habe,“ entgegnete Bronnen, „bleibe ich unerſchütterlich. Ich möchte Ihrem Herrn Vater bald ſchreiben. Liebe Gräfin, ich möchte ihm gern das Beſte und mit dem beſten Worte ſchreiben, das die Sprache hat — Gräfin Irma, ich möchte ihm ſagen . . .“

„Mein lieber Freund“ — fiel Irma ein — „ich bin eine einſame Natur, wie mein Vater. Ich danke Ihnen. Sie wiſſen nicht, wie wohl mir Ihr Kommen gethan und Alles, was Sie mir geſagt haben. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich! Wir bleiben Freunde. Geben Sie mir Ihre Hand. Wir bleiben Freunde, ganz ſo, wie wir es waren. Ich danke Ihnen.“ —

Ihre Stimme ſtockte vor Thränen.

Der Oberſt empfahl ſich. Irma war allein. Sie lag auf dem Boden knieend am Sopha. Durch ihre Seele zog Unſagbares. Der Geck hat ſie verworfen. — Hier kam ein Mann, würdig des beſten Weibes, er vertraute ihr, er liebte ſie und — ſie hat ihn abgelehnt. Dies redliche und gute Herz hat das Recht auf volle unbegrenzte Liebe.

Aus Beſchämung und Zerriſſenheit lebte ſie neu

auf. Wie kühlender Thau wollte es sich auf ihre Stirn legen im Gedanken, daß sie einfach ehrlich gehandelt. Aber in Alles fiel wieder ein bitterer Tropfen: Wie weit ist es mit dir gekommen, daß du aus der einfachen Ehrlichkeit dir einen Schmuck machen mußt? Und der Mann, der nun verschmäht allein ist — wo ist ein Mädchen, das, wenn es nicht durch Liebe gebunden, ihn verschmähen darf? Er muß dich und deine Liebe achten . . . . .

Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen; sie lachte und weinte, sie trauerte und jubelte . . .

Die Kammerfrau trat ein. Es war Zeit, sich zur Tafel anzukleiden.

Zwölftes Capitel.

Die Königin war krank. Sie wurde gerettet. Eine Hoffnung ging verloren.

Es war ein stürmischer Frühlingsmorgen, da trug der Lakai Baum einen kleinen Sarg mit der Leiche eines todtgebornen Kindes die Hintertreppe des Schlosses hinab. Baum ging so leise, er trat so unhörbar auf, daß er seine eigenen Schritte nicht hörte. Ihm folgte Madame Leoni, die Kammerfrau der Königin, die sich ein weißes Tuch an die Augen hielt. Drunten hielt ein Wagen. Baum mußte dem Kutscher, der keine Hoflivree trug, erst sagen, wohin er zu fahren habe. Fast Niemand im Schlosse wußte, was hier vorgeht.

Man fuhr zur Stadt hinaus auf den Kirchhof. Was nicht Namen hat, kommt nicht in die Gruft, das wird im öffentlichen freien Kirchhof begraben. Der Todtengräber wartete, die kleine Leiche ward in die offene Grube gesenkt, namenlos, zeichenlos.

Um dieselbe Stunde, als Baum und Madame Leoni draußen auf dem Kirchhof waren, schrieb Walpurga nach Hause:

. . . . „Gott sei Lob und Dank, daß das nun vorbei ist. Jetzt seh' ich doch wieder hinaus, wie es einmal anders wird. Das waren schreckliche Zeiten. Wenn Alles gut geht, ist nur noch siebenmal Sonntag, bis ich wieder bei Euch daheim bin. Ich kann's gar nicht glauben, daß es möglich ist, daß ich wieder von hier fortgehen muß, und doch will ich Gott tausendmal danken, wenn ich wieder bei Euch bin. Ich werde hier noch ganz dumm von dem vielen Denken, und Elend ist überall, und die Menschen freuen sich, wenn Eines schlecht ist, und wenn's auch nicht wahr ist, so denken sie sich's doch aus und das schmeckt ihnen gut.

Es ist davon die Rede gewesen, daß wir hier eine Anstellung bekommen sollen, wo wir es Alle gut haben sollen für unser Lebenlang, aber meine Königin hat gesagt, es ist besser, ich gehe wieder heim, und was die sagt, ist gut, die ist die wahre Königin, so muß eine sein, die hat Gott dazu gemacht.

Ich möchte nur wissen, warum sie so viel leiden muß.

O! was haben wir ausgestanden! Wir haben jede

Minute gemeint, die Königin — So giebt's keine Seel' mehr auf der Welt, und sie hat auch viel auszustehen gehabt und Menschen sind wir alle. Aber jetzt ist gottlob Alles vorbei. Der Leibarzt hat mir gesagt, daß keine Gefahr mehr ist, freilich was man gehofft hat, auch nicht. Ich kann Euch nicht sagen, wie mir's gewesen ist, daß ich so gesund bin und hab' immer gemeint, ich muß hin zur Königin und muß mir alle Adern schlagen lassen und ihr mein Blut geben, daß sie gesund wird.

So oft ich gekonnt hab', bin ich hinunter in die Kirche, wir haben hier die Kirche im Haus, und hab' gebetet für die Königin. Und meine Gräfin hat sich gar nicht bei mir sehen lassen, die soll aussehen, wie der Schatten an der Wand. Hier sind alle Hausgänge geheizt, das ganze Haus ist wie eine einzige warme Stube und Alles was im Schloß einander begegnet ist, hat einander angesehen, als ob man gar nicht da wäre.

Und die Königin hat den Abend, wo sie geglaubt hat, daß sie sterben müßte, mich rufen lassen und ihr Kind. Sie hat nicht viel gesprochen, aber ihre Augen haben Alles gesagt.

Und jetzt, Hansei, halt' Dich bereit, Du mußt mich holen. Wenn ich Dir wieder schreibe, geb' ich Dir gleich den Tag an, wann Du kommen mußt.

O, ich mein', ich muß über die Tage wegfliegen. Tief im Herzen weh thut mir's, daß ich meinen Prinzen verlassen muß, er ist gar gut zu mir, aber ich kann nicht, ich hab' mein eigen Kind und meinen

eigenen Mann und meine eigene Mutter daheim, und möcht' nicht mehr dienen und draußen sein in der Welt.

Ist bei Euch auch so grausamer Sturmwind? Ach, der Wind weht so schnell! Wenn ich nur mit ihm heimfliegen könnte! Vergangene Nacht hat's vor meinem Fenster einen Baum umgerissen, ein schöner mächtiger Baum war's, und hat eine Figur zerschlagen, und Alle sagen, die sei sehr schön gewesen, ich hab's nicht glauben können, daß so was schön ist, im Gegentheil, recht unverschämt ist sie dagestanden, daß man sich geschämt hat. Ich hab' den Baum und die Figur von meinem Fenster aus immer gesehen, und jetzt eben sind schon Leute daran, Alles sauber zu machen, aus dem Weg und fort was verdorben ist. Das machen sie hier gar schnell, sei es ein Baum oder eine Steinfigur oder ein todtes Menschenkind.

Verzeiht, daß ich so untereinander schreibe. Wenn ich wieder komm' und wenn ich hundert Jahr alt werde, ich kann nicht Alles erzählen, was ich hier erlebt hab'.

Und also, lieber Hansei, wenn Du kommst, zieh' nur die Kleider an, die Dir der König geschickt hat, und auch ein feines Hemd von denen, die ich Dir zu Deiner Aussteuer gemacht hab', sie liegen im blauen Schrank oben links mit dem rothen Band. Verzeih, daß ich Dir das Alles so schreibe, Du hast ja leider Gottes fast ein Jahr lang allein für Dich sorgen müssen, und ich hab' Dir nichts helfen und herausthun können. Jetzt soll wieder Alles sein. Ich mein', ich wäre schon wieder daheim und zupfte Dir den Hemdkragen zurecht, wenn wir am Sonntag den See entlang hinaufgehen

zur Kirche. Ich mein', daß ich's gar nicht ſelber erlebt hab' und es wär' ein anderer Menſch geweſen, und ich mein', die Tage wären ein hoher Berg, wo man gar nicht drüber hinüber kommt. Aber es wird ſchon werden und dann wollen wir luſtig und glücklich ſein, und gottlob, wir haben unſere geſunden Glieder und ſind gut zu einander, von Herzen gut. Verzeihet mir Alle, wenn ich Euch je mit einem Worte beleidigt habe.

Wenn ich Dich da bei mir hätt', lieber Hanſei, thät' ich Dich jetzt um den Hals nehmen und Dich abküſſen, bis genug. Du biſt mein Einziges auf der Welt, und mein Kind und meine Mutter. Ich ſpür's erſt jetzt, wie lieb ich Euch hab', ich kann gar nicht begreifen, wie ich ſo viele Monate hab' von Euch ſein können und bin nicht geſtorben vor Jammer und Heimweh.

Und bring' auch eine große Kiſte mit, ich hab' gar viel Sachen bekommen.

Und bring' mir auch etwas mit aus unſerm Garten, oder eine von meinen Nelken, die daheim gewachſen ſind, und einen Schuh von meinem Kind. Aber ich ſchreib' Dir Alles noch genauer, wenn ich Dir wieder ſchreibe.

Ich kann mich gar nicht drein finden, wie die vornehmen Leute leben. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſie ihre eigenen Todten gar nicht mehr anrühren und einkleiden; das laſſen ſie Alles von fremden Menſchen thun, die dafür bezahlt werden.

Ich habe dieſen Winter auch Flachs geſponnen zu Hemden für meinen Prinzen, und das hat ſie alle ſehr gefreut und ſie ſind zu mir gekommen und haben

mir zugesehen und sich gewundert, wie wenn das ein Kunststück wäre.

Ich freue mich darauf, wieder im Feld zu schaffen. Man ist doch wohler dabei. Aber es fehlt mir nichts, da seid ohne Sorgen, nur hab' ich jetzt gar arg Heimweh.

Und jetzt lebet wohl und gesund, und lebet tausendmal wohl!

Eure

Walpurga Andermatten."

Unter der Walpurga, die mit schwerer Hand diese Zeilen schrieb, in den Gemächern des Erdgeschosses saß Gräfin Irma an ihrem Schreibtisch und schrieb mit fliegender Feder:

„Meine Emmy!

Das war eine Nacht — es muß eine Riesenkraft in mir sein, da ich den Tag noch erlebe.

Ich war in der Unterwelt. Ich habe den Ungeheuern ins glühende Auge gesehen, die über, unter unserm Alltagsleben hausen und urplötzlich hervorbrechen. Du mußt es hinnehmen, daß ich wieder zu Dir komme und Dir schreibe. Ich weiß nicht, wie lang das nicht geschah. Du bist mir eine Burg, ein Fels, eine schützende Hütte draußen in der Welt, fest, unbewegt, wartend, treu. Ich komme, wenn meine Seele in Noth, ich fliehe zu Dir, mein Fels, meine Hütte, mein Hort, mein Schutz, meine Zuflucht.

Das war eine entsetzliche Nacht. Der Baum steht fest, eine junge Blüthe ist geknickt. Ich kam aus dem Gemach der Königin. Beten konnte ich nicht, aber ich

ſtand am Fenſter und dachte in die ewige Natur hinaus: Du, die du Alles wieder erneueſt, aus dem Winter die Erde erweckeſt, Bäume und Blumen wieder neu werden läſſeſt, und was verwelkt und vermodert vom vergangenen Jahr — laß auch ein Menſchenherz ſich erneuen, laß Vergangenes vergeſſen, verſchwunden, laß vernichtet, vermodert, verflogen ſein, was wir gethan; laß auch ein Menſchenkind wieder neu und friſch ſein, ganz, auferweckt, erlöſt! So ſtand ich am Fenſter und draußen heulte der Wind. Da, es war, als ob die Welt über mir zuſammenbrechen wollte, da kracht eine Eiche vor meinem Fenſter und knickt zuſammen, und zerſchlägt im Sturz das Götterbild der Venus unter ihr in Trümmer. Mir war's, als träumte ich im Wahnſinn, und als ich hinſah und Alles deutlich erkannte, da war mein einziger Wunſch: hätteſt du dort geſtanden, ſtatt des Steines, und wäreſt in Trümmer zerſchlagen worden — es wäre beſſer mit dir ...

Ich weiß nicht, was ich Dir ſagen ſoll. Ich weiß nur, es kann eine Zeit kommen, heute, morgen, in der Nacht, am Tage — und ich bin bei Dir; ich ſinke vor Dir nieder, Du hebſt mich auf, ich ruhe an Deinem Herzen, Du beſchützeſt mich, Du retteſt mich vor den Dämonen. Du fragſt mich nicht, Du ſpeiſeſt und tränkeſt und betteſt weich die fremde Seele und fragſt nicht, von wannen ſie kommt.

Emmy! Was ſind wir? Was iſt die Welt? Wir ſehen Alles, wir wiſſen Alles, und doch, und doch ...

Wie kunſtreich, wie ausgeklügelt iſt Alles zur Betäubung, zur Einſchläferung, zum Gewiſſensſchlummer

... Wenn nur das Aufwachen nicht wäre! Das Aufwachen ... Am Morgen ... der Morgen iſt das Schrecklichſte!

Es ruht ein ewiger Kuß auf einer Bildſäule am Zeughaus, die Sterne ſchauen darauf, der Mond und die Sonne. Könnte ich hinauf und mich herunterſtürzen, zerſchmettern, Alles, Alles ...

Wenn Du ſtürmiſch läuten hörſt in Deinem Kloſter, ſo denke, das iſt meine Todtenglocke. Wenn es leiſe an Deine Thür klopft, ſo denke: das iſt eine arme Seele, eine arme, die ſo reich war, ſein könnte, iſt — — Wer nimmt, wer giebt einem Menſchen ſich ſelbſt wieder? Wer zieht ihn heraus aus dem See — — aus dem See — — —

Warum nur immer der See mir vor den Augen ſchwimmt? Ich ſeh' mich darin. Ich ſinke. Hilf mir! Rette mich, Emmy! Hilf mir! Rette mich! Ich ſinke ...."

Als Irma dies ſchrieb, ſchrie ſie plötzlich laut auf, das Kammermädchen kam herein; Irma lag am Boden in Ohnmacht.

Als ſie erwachte, fragte ſie, was geſchehen ſei. Der Leibarzt ſaß an ihrem Bette und ſagte:

„Sie haben geſchrieben, hier iſt der Brief. Ich habe ihn zu mir genommen, da ich vermuthete, daß dieſes Schreiben Sie ſo aufgeregt. Ich habe die erſten ſechs Zeilen geleſen. Ich mußte das. Mein Wort darauf: ich habe keinen Buchſtaben weiter geleſen. Ich habe den Brief zu mir genommen, damit ihn kein fremdes Auge ſehe. Nun halten Sie ſich ruhig. Hier iſt der Brief."

Irma richtete ſich auf und las ihn. Dann warf ſie einen großen Blick auf den Arzt.

„Ich glaube Ihnen," ſagte ſie. „Ich glaube Ihnen," wiederholte ſie.

Sie ließ ſich Licht bringen und verbrannte den Brief.

„Wollen Sie mir ein Verſprechen geben?" fragte ſie dann.

„Welches?"

„Daß Sie mir Gift geben, wenn ich wahnſinnig werde."

„Sie ſpielen mit Extremen," entgegnete der Arzt. „Das thut man nicht ungeſtraft."

Es trat eine längere Pauſe ein; dann fuhr der Arzt fort:

„Sie müſſen vor Allem ſich ſelbſt beherrſchen und Ihr eigentliches Selbſt ſind nicht Ihre wildſchweifenden Gedanken. Ich glaubte, daß Sie ſich von mir berathen ließen; ich irrte mich. Sie ſelbſt ſind Ihr beſter, Ihr einziger Arzt. Zwingen Sie ſich zur Ruhe, zum Ausdenken ſtiller begnügter Bilder des Lebens."

Irma ſtützte das Haupt auf die Hand, aus ihrem Auge leuchtete eine irre Gluth, ſie ſchloß das Auge, aber plötzlich erhob ſie ſich, mit beiden Händen wild ihre aufgelöſten Haare faſſend.

„Ich will mir die Haare kahl abſchneiden laſſen!"

„Das iſt noch einer der wildſpielenden Gedanken," beruhigte der Arzt, ihre Hand faſſend, „Sie wollen immer Alles mit Gewaltſamkeiten erzwingen. Sie müſſen Ruhe lernen!"

„Ja, das Leben erwächſt ſtill und allmälig, und

der Tod, auch der Tod bei lebendigem Leibe, ist ein Moment," sprach Irma in die Luft hinein, ihr Blick war unstet.

„Und nun schlafen Sie und Sie werden gesund sein," schloß Gunther. Er wollte gehen; aber Irma hielt ihn noch auf und fragte:

„Wie lebt Ihre Frau? Ihre Familie?"

„Ich danke. Ruhig und gefaßt."

Irma wollte den Arzt bitten, daß seine Frau zu ihr käme; aber sie brachte das Wort nicht heraus. Der Arzt ging. Er selber hatte gedacht, daß wenn Irma sich ihr erschlösse, der gerade starke Sinn seiner Frau die Verwirrte heilen könnte; aber er wußte, daß seine Frau sich nicht dazu verstehen werde, Irma zu besuchen; sie war bei aller Güte doch erbarmungslos gegen Ueberhebung, und Irma hatte in guten Tagen versäumt, das ihr freundlich geöffnete Haus wieder zu besuchen. Es blieb ihr verschlossen, zumal seit Irma abermals den Vater verlassen und an den Hof zurückgekehrt war; auch galt ja Irma als die Urheberin der Klostererneuerung und der Einsetzung des reactionär-kirchlichen Ministeriums Schnabelsdorf.

Dreizehntes Capitel.

Walpurga dachte heim und war in Gedanken dabei, wie ihr Brief ankam. Aber sie war doch schon zu lange fort, sie konnte es sich nicht mehr ganz vorstellen. Der Brief war in der Dämmerung angekommen, während

Hanſei hinter dem Hauſe Holz hackte; er wurde hereingerufen, man zündete ſchnell Licht an und das Geſpiel las den Brief vor. Die Großmutter weinte, das Kind auf ihrem Schooße hüpfte unruhig, als empfände es, daß die Worte, die es hörte, von ſeiner Mutter kämen. Zweimal — man hatte ſich deſſen nicht verſehen — riß das Kind der Vorleſerin den Brief aus der Hand, bis ſie ſich weiter wegſetzte, aber das Kind war und blieb voll Unruhe. Die Großmutter trocknete endlich die Thränen und ſagte: „Gottlob, daß ich ſo ein Kind hab'. Ich mein' nicht Dich," ſagte ſie zur Enkelin, „ich mein' Deine Mutter, Du kannſt froh ſein, wenn Du auch ſo brav wirſt." Hanſei ſchaute mit offenem Munde drein und ſchmunzelte, als die Stelle kam, wo Walpurga ihn umhalſte.

Als zu Ende geleſen war, ſagte das Geſpiel: „Ein trauriger Brief iſt's doch, aber um ſo größer wird die Freude ſein, wenn ſie erſt wieder da iſt. Es thut mir nur weh, daß ich ſie nicht mehr daheim treffe."

Am nächſten Sonntag war die Hochzeit des Geſpiels mit einem Forſtwart im jenſeitigen Gebirge an der Landesgrenze.

Hanſei ließ ſich den Brief wieder geben und wollte davongehen.

„Laß den Brief da," ſagte die Mutter leiſe zu ihm, „das iſt kein Brief, den ſie beim Gemswirth laut vorleſen dürfen; da ſind Dinge drin, die nur Mann und Frau, wenn ſie allein ſind, von einander hören dürfen."

„Ja, ja, ſo iſt's," ſagte Hanſei, „da habt Ihr den Brief." Innerlich aber that es ihm doch leid, daß die

Leute nicht sehen können, was für einen schönen Brief seine Frau schreiben kann, und wie lieb sie ihn hat und wie gut sie ist, und wie das ganze Dorf nicht werth ist, daß sie noch mit Einem drin ein Wort spricht. Denn sein Stolz war seine Frau.

„Ja, Großmutter," sagte er noch unter der Thür, „gottlob, daß die längste Zeit vorüber ist. Ich kann mir jetzt gar nicht denken, wie wir so lang ohne einander ausgehalten haben, und wie es wieder sein kann, daß sie da in der niedern Stube sitzt. Aber es wird schon gehen, und es giebt auch noch andere Häuser."

Diese letzten Worte sprach Hansei sehr rasch. Er wollte der Schwiegermutter andeuten, daß er in einem Hauskauf stehe; es gehört sich, daß sie davon weiß, aber er will sich doch nichts dreinreden lassen, sie regiert ihn sonst, da hat der Gemswirth ganz Recht.

Hansei konnte es nicht erwarten, bis er zu seinem Geheimrath kam, und dieser Geheimrath war natürlich der Gemswirth. Er schaute die Häuser und Bäume mit seltsamem Blicke an, er wollte ihnen sagen: Haltet nur still und seid nicht verzagt, sie kommt schon wieder, und sie hat euch Alle noch in Gedanken, und alle Menschen, die da drin sind. O, die kann gar viel, die könnt' eher Königin sein, wie manche Andere, und regieren könnte sie besser wie der stärkste Mann ....

Vor dem Wirthshaus hielt Hansei eine Weile an, er muß sich verschnaufen und ruhig werden; es ist eine schwere Sache, wenn man so eine außerordentliche Frau hat, man kommt leicht ins Hintertreffen und wird geringer angesehen — er ist stolz auf seine Frau, ja wol,

aber er iſt doch der Mann. Er ging ruhig ins Wirthshaus, ſetzte ſich zu ſeinem Schoppen und that, als ob gar nichts vorgefallen wäre..

„So muß ein rechter Mann ſein," ſagte er in ſich hinein, und ſchluckte behaglich. „Man muß der Welt nicht Alles preisgeben. Bei ſich behalten — das macht den Meiſter, das können die Weiber doch nicht" . . .

Hanſei that ſehr zutraulich mit Dächſel und Mächſel, den beiden Hunden des Gemswirths, die ihn wohl leiden mochten, denn ſie kannten die Günſtlinge ihres Herrn.

„Haſt Du lang keine Nachricht von Deiner Königin?" fragte der Gemswirth gelegentlich.

„Ja, erſt heut'."

„Was ſchreibt ſie?"

„Allerlei," that Hanſei ſehr zurückhaltend, und ſetzte mit ſehr gleichgültigem Ausdruck hinzu: „Ich habe Dich nachher um Rath zu fragen."

Die andern Gäſte ſchauten ſtaunend auf: der Holzknecht Hanſei dutzt den Gemswirth und dieſer läßt ſich's ohne Widerrede gefallen.

„Wenn Du wieder Papiergeld haſt, wär' mir's recht," erwiderte der Gemswirth.

„Diesmal hab' ich keins, ich hab' was Anderes mit Dir zu reden."

Der Gemswirth ging in die Kammer, ſchickte ſeine Frau in die Stube und rief: „Hanſei, komm' herein!" Drinnen wurde geheimer Rath gehalten.

Hanſei erzählte, daß ſeine Frau von geſtern über ſieben Wochen wieder heimkomme, und ſie hätte ihm

geſchrieben, er ſolle ſie abholen, nun wiſſe er ſich zwar ſchon in der Welt umzuthun —

„Ja, das kannſt Du,“ beſtätigte der Gemswirth; „der Oberförſter hat's erſt geſtern noch geſagt, da auf demſelben Platz, wo Du jetzt ſitzeſt; der Hanſei, hat er geſagt, hat einen ſcharfen Verſtand.“

Hanſei lächelte. „Dank' für die gute Nachred', aber ich hätt' doch eine Bitt' an Dich —“

„Heraus damit.“

„Schau, Du biſt doch viel, wie ſoll ich ſagen, viel maulfertiger und manierlicher, und wenn ich nach der Hauptſtadt muß und vor den König und die Königin und all die großen Herren und da ... und da ... ſchau — ſchon jetzt, wenn ich dran denk', ſchnürt's mir die Kehle zu, und da mein' ich, Du ſollſt mit mir gehen, mein Fürſprech ſein und Alles ordentlich ſagen. So eine Gelegenheit kommt doch nicht wieder im Leben, da darf man nichts auslaſſen.“

„Das iſt ein geſcheidter Gedanke von Dir,“ ſagte der Gemswirth.

„Du ſollſt's nicht umſonſt thun und keinen Groſchen ſoll Dich die Reiſe koſten.“

„Nein, ich kann nicht mit Dir gehen. Bei Hof kann man nicht ſagen: Da iſt mein Gevatter, mein Kamerad, und der ſoll auch hereinkommen, und für mich reden. Nur wer eben Audienz hat, darf reden, kein Anderer. Wenn Du Spaß machen willſt und Deine Frau damit einverſtanden iſt, und man ſagt zum König, ich wär' der Mann von der Walpurga — das ging'.“

„Nein,“ rief Hanſei, „das thu' ich nicht, und das thät' meine Frau nicht, und das geht nicht.“

„Ja Bruderherz, da mußt Du eben allein für Dich ſtehen und reden.“

Hanſei war traurig. Er kam ſich vor, wie wenn er in die Welt hinausgeſtoßen wäre, er iſt ja nicht dazu auferzogen und geſchult, mit dem König und der Königin und all den Hofleuten zu reden, und wenn ſie über ihn lachen und ihn ausſpotten, da iſt er in Angſt, was er ihnen anthut, denn das leidet er nicht, man darf ihn vor ſeiner Frau nicht ausſpotten; er iſt doch der Mann und ſie nur die Frau.

„Sei nur nicht ſo verzagt, ein Mann wie Du,“ tröſtete der Gemswirth, da Hanſei ſich die Stirn rieb, als müßte er einen andern Kopf herausſcheuern, „denk' Dir einmal, ich wär' der König. Was willſt Du ſagen?“

„Red' Du zuerſt!“

„Gut!“ Der Gemswirth ſtellte ſich in Poſitur, ſteckte die Hand in den Bruſtlatz, wiegte ſich auf einem Knie, bog ſich etwas zurück und ſagte gravitätiſch:

„Ah', alſo Er iſt der Mann von der — wie heißt ſie? von der Walpurga?“

„Ja, ſie iſt meine Frau.“

„Iſt Er Soldat geweſen?“

„Mit Verlaub, nein.“

„Mit Verlaub, kannſt weglaſſen, aber Majeſtät mußt zuſetzen, alſo ſag': Nein, Majeſtät! Nur immer kurzab. Die hohen Herren haben gar nie Zeit, die ſind immer in Eile, da iſt Alles auf die Minute abgeſpitzt. Aber halt, was wollen wir uns ſchon heut damit plagen? Jetzt müſſen wir die Sache feſtmachen. Du kaufſt mein Haus und meine Aecker, ich geb' Dir's

gewiß billig, und dann wird Dich der König fragen, wie es Dir geht, und da wirst Du sagen: Majestät, es ging' mir schon gut, aber ich hab' noch dreitausend Gulden Schulden auf Haus und Aecker und die machen mir Sorgen — Wenn Du das gesagt hast, wirst sehen, giebt Dir der König gleich die dreitausend Gulden. Wenn Du es aber nicht schuldig bist, könntest Du's nicht sagen; ich kenn' Dich ja, Du bist ein ehrlicher Kerl und kannst nichts sagen, was nicht so ist. Und weißt Du was? Du sagst gleich viertausend oder auch fünftausend; es geht da in Einem hin; Du hast dann noch Geld übrig und kannst bauen, es ist aber nicht nöthig, und kannst Dir Wein einlegen, bis genug."

„Ja, ja, hast schon Recht; aber ich mein', wir sollten doch nur einen Scheinkauf machen, ich darf's doch nicht thun ohne meine Frau; von ihr kommt doch eigentlich das Geld her, und ich weiß ja noch nicht, ob sie wirthen will. Wir machen also einen Scheinkauf, und giebt der König das Geld und ist meine Frau einverstanden, dann ist Alles richtig."

Der Gemswirth hatte den Hansei vorhin schmeichlerisch wegen seiner Gescheidtheit gelobt, jetzt hätte er ihn in Wahrheit loben sollen, aber er schwieg und sagte nach einer Weile nur: „Solang sich der Gescheidte besinnt, besinnt sich der Narr auch. Ich will mir's überlegen."

Sie gingen wieder in die Wirthsstube. Hansei war es heut nicht wohl im Wirthshaus, er kehrte bald heim. Unterwegs grüßte ihn unversehens die alte Zenza; er that, als ob er sie nicht gesehen und gehört, und ging rasch vorüber. Wie froh war er jetzt, daß er nicht

ſchlecht geworden. Wie müßte es ihm jetzt in der Seele ſein! Es bliebe ihm nichts übrig, als ſich im See zu ertränken, bevor ſeine Frau heimkam.

Als er an ſeinem Hauſe ſtand, ſagte er: „Ich kann doch mit gutem Gewiſſen da eintreten, und kann ſie mit gutem Gewiſſen willkommen heißen, Gott Lob und Dank!“ und „Gott Lob und Dank,“ ſagte er noch lang im Bett, bis er einſchlief, und „Guten Morgen, Walpurga!“ ſagte er, als er erwachte. Er ſagte es in die leere Luft hinein, aber er meinte doch, ſie müſſe es hören, ſie iſt ſchon daheim, ſie hat ſo einen guten Boten vorausgeſchickt, der Brief iſt ein Bote, ein Poſtillon, der ſchöne Stücklein bläſt. Hanſei träumte mit hellen Augen in den Tag hinein. Aber heute iſt's ein guter und ein böſer Tag. Er hat ſeinen Kameraden, den Jagdgenoſſen, verſprochen, heute zur Jagd zu kommen. Er ſpürt auf Einmal, daß es nicht mehr ſein ſoll. Er wäre gern davon geblieben, aber er fürchtete die Nachrede des Gemswirths, und wenn's auch weit in den Bergen iſt, er hört hier unten ganz deutlich, wie der Gemswirth oben zu den Jagdgenoſſen ſagt: „Hui, die Frau kommt jetzt heim und die iſt Meiſter; da muß er kuſchen, der Hanſei.“ Er ward grimmig, als hörte er in Wirklichkeit das Lachen der Genoſſen und wie ſie weit in den Wald hineinrufen: „Hanſei kuſch, kuſch Hanſei!“

Der Landgerichts-Praktikant, denn ſo vornehme Kameradſchaften hat Hanſei jetzt, der dicke Landgerichts-Praktikant, der auch mit bei der heutigen Jagd iſt, wird am meiſten lachen und ſpotten, und dann wird

der Gemswirth, um ſich wohl dran zu machen, einen ſchönen Spaß vom Brief erzählen. Gottlob, daß er ihn nicht ſelber geleſen hat, das wär' arg. Wenn ich nur nicht davon geſprochen hätt', aber ich bin doch zu einfältig, ich kann nichts bei mir behalten. Wenn der Gemswirth nichts von dem Brief wüßte, da könnt' ich umkehren und brauchte mich nicht zu ſchämen und hätt' keinen Spott zu ertragen. Aber ich thu's doch, ich gehe nicht mehr mit. Ich bin früher für mich allein geweſen und genug — ich brauch' Niemand, und ſo wird's wieder ſein, wenn ſie wieder da iſt; wir brauchen Niemand. So wirbelte es heute den Morgen durch die Gedanken Hanſei's. Er dachte zurück, wie er die Zeitlang gelebt. Anfangs hatte ihn das Heimweh nach ſeiner Frau nicht im Haus gelitten; kein Eſſen hatte ihm geſchmeckt, kein Trinken und kein Schlaf, alle Arbeit war ihm zu viel; da iſt er eben ins Wirthshaus und da hat man ihm Glück gewünſcht, daß ſeine Frau ihm ſo Großes einbringt, und das war ihm recht. Haben dann die andern Menſchen nicht mehr davon geſprochen, hat er ſelber angefangen, und dann hat ihn der Gemswirth mitgenommen auf Märkte, Schießſtände, Jagden und Luſtpartien, es war ſchön, man muß es ſagen, unterhaltſam; immer hat's geheißen: das iſt der Hanſei, ſeine Frau iſt die Amme vom Kronprinzen, und überall hat man ihm beſondere Ehre erwieſen, und es iſt doch was Schönes, wenn man überall, wo man hinkommt, mit Ehren empfangen wird, und die Wirthin wiſcht noch einmal extra den Stuhl mit der Schürze ab und macht ſich eine Ehre

d'raus. Zuletzt ist dem Hansei ein guter Gedanke gekommen, und das ist und bleibt noch jetzt wahr: Er wäre der Mann dazu, ein Wirthshaus zu halten, und die Frau nun gar, die wäre die erste Wirthin Land aus und Land ein, wie wüßte sie mit den Leuten zu reden und überhaupt, Wirthen — was giebt's denn Schöneres in der Welt?

„Fehlt Dir was? bist Du krank?" fragte die Großmutter in die Kammer hinein, da Hansei so lange nicht aufstand.

„Behüt's Gott, nein, ich komm' gleich," antwortete Hansei, kam bald und sagte besonders freundlich:

„Guten Morgen! Ist das Kind wohlauf?"

„Ja, Alles gut, gottlob!" sagte die Großmutter; sie blieb sich stets gleich, ob Hansei unwirsch und wortkarg, oder redselig und zutraulich war.

Sie hatte ihn während der Abwesenheit ihrer Tochter in Allem gewähren lassen, nur einmal, damals, hatte sie gesagt: Du bist der Mann und der Vater und Du mußt wissen, was Du zu thun und zu lassen hast. Sie erkannte wohl, wenn sie Hansei von seinem Herumlaufen in der Welt und von seinen Kameradschaften abbringen wollte, er dann um so weniger davon lasse, um ja nicht den Schein zu bekommen, daß er sich von der Alten regieren lasse.

„Bist Du heut' Mittag daheim, oder gehst Du über Feld?" fragte sie beim Frühstück.

„Ich bleib' daheim," erwiderte er, „ich will die Stöcke draußen spalten; wir wollen's doch ums Haus herum ein bischen sauber machen, bis sie kommt."

Die Großmutter nickte. Hanſei hätte gern viel geſprochen, aber er meinte immer, ein Anderes müſſe anfangen, und ſo ſaß er da und ſtopfte eine Kartoffel nach der andern in den Mund, wie wenn das lauter Antworten wären, die er bekommen, und bei jeder neuen Kartoffel, der er die Haut abzog, ſchälte er immer Geſcheidteres heraus, daß der König ihm gar nicht entwiſchen konnte; ſechstauſend Gulden ſind ſicher, fünftauſend aber ganz gewiß.

„Wenn der König uns eine gute Pachtung auf einem Schloßgut giebt, oder ſonſt eine Anſtellung, dann ziehen wir weg von hier," ſagte Hanſei endlich laut. Er meinte, die Großmutter müſſe wiſſen, daß er ſich eigentlich gern von der Kameradſchaft losmachen und anderswo ein ander Leben beginnen möchte.

„Ja, ja!" ſagte die Großmutter, und weiter nichts.

„Ich mein', wir müſſen bald Antwort ſchreiben und ich will ihr auch ſchreiben, ſie iſt doch gar ſo traurig."

„Ja, ja, thu' das, ich muß jetzt zum Kind."

Hanſei hatte ſich Schweres aufgeladen, daß er zu ſchreiben verſprochen hatte. Er hätte ſeiner Frau gern viel Gutes geſagt, Tröſtliches und Herzliches, und hätte ſie als Mann auch gern ermahnt, ſich jetzt wegen der paar Wochen nicht abzugrämen und nicht vielleicht einen Vortheil entgehen zu laſſen, der ihr an die Hand kommt; jetzt muß man friſch ſein, jetzt kommt der Zahltag. Das hat er Alles ganz gut im Kopf; und ſie wird Reſpekt haben, wie männlich er iſt; aber vom Kopf aufs Papier kriegen, das iſt eine gar ſaure Arbeit!

Es ist auch nicht nöthig, daß ich ihr schreibe, ich seh' sie ja bald selbst, und da kann ich ihr Alles viel besser sagen — getröstete er sich schließlich.

Als die Großmutter in die Kammer ging zu dem Kinde, blieb Hansei immer noch am Tisch sitzen und aß die ganze Schüssel Kartoffeln aus, und dabei zeigte er dem König, wie er das Forstwesen verstand, bis keine Kartoffel mehr da war. Dann ging er hinaus, nahm Axt, Schlägel und Speidel und zerspellte mit mächtigen Hieben die Baumstümpfe, die vor dem Garten am Wege aufgeschichtet lagen. Er hatte eben den Rock ausgezogen, und es war ihm gar nicht kalt, trotzdem der Frühlingswind scharf blies, da sagte eine Stimme: „So? Bist auch noch da?" Der Gemswirth stand hinter ihm, die Büchse auf dem Rücken und seine beiden Jagdhunde, Dächsel und Mächsel, an der Leine. „Hast Dich gewiß auch verspätet? Wenn wir jetzt den Thalweg nehmen, und hinüber durch den Tobel, da treffen wir unsere Jagdgesellschaft noch. Komm! Hurtig, zieh' Dich an und hol' Deine Flinte!

Als ob's ein Befehl wäre, dem er gehorchen müsse, trug Hansei schnell Axt, Schlägel und Speidel ins Haus, zog sich an, nahm die Flinte und sagte zur Großmutter: „Ich geh' doch noch mit!" Er hätte ihr eigentlich gern gesagt: Ich gehe nur heute noch mit, damit es nicht den Anschein hat, daß ich mich wegen des Briefes von meiner Frau jetzt zurückziehe; aber er schwieg auch gegen die Großmutter. Es ist nicht nöthig, daß man Alles sagt, denn wem man Alles sagt, das redet auch in Alles drein und hat ein Recht dazu; sie

ſoll auch Reſpekt vor mir haben, daß ich Alles aus mir ſelber in die Reihe bringe.

Wohlgemuth ging Hanſei mit zur Jagd und war heute luſtiger als je. . . .

Vierzehntes Capitel.

Einſt wie war's? Wie ſoll's einſt werden?
Liebchen bitte, laß das ſein!
Jetzt nur ſind wir ja auf Erden,
Jetzt auch laß uns ſelig ſein.

Schlage auf die holden Augen,
Blick' mir tief ins Herz hinein,
Laß uns Blumenhonig ſaugen,
Eh' der Winter ſchneit herein.

So ſang Irma mit heller Stimme. Die Welt wird wieder ſchön, draußen wehen noch Frühlingsſtürme und am Tag wird es oft plötzlich finſter von vorüberjagenden Schneewolken, aber ſchon beginnen die Wieſen neu zu grünen, und einzelne Frühblumen ſproſſen aus der Erde.

Irma hatte ſich ſchon nach wenigen Tagen erholt, und auch die Bülletins über das Befinden der Königin verſchwanden aus den Zeitungen. Gunther, der wochenlang im Schloſſe gewohnt hatte, kehrte wieder in ſein Haus zurück.

Die Königin, die ihre Gemächer wieder verlaſſen durfte, weilte viel in dem Wintergarten, wo das letzte Feſt gefeiert worden. Die Bäume und Blumen ſtanden wieder an ihrem ruhigen Ort; die Springbrunnen

plätſcherten, die Fiſche ſchwammen wohlig in den marmornen Schalen und die Vögel hüpften und zwitſcherten in ihren großen Käfigen. Walpurga durfte mit dem Prinzen ſtundenweiſe bei der Königin ſein. Dieſe war von der zärtlichſten Aufmerkſamkeit umgeben, die nicht blos befohlene Unterwürfigkeit war. Irma hatte ſich der Königin ſo aufopfernd bewieſen und dieſe that ihr innerlich Abbitte; ſie hatte oft das Wort auf den Lippen, es laut zu thun, aber ſie hielt es zurück; ſchon ein Verdacht verunreinigt, und die Königin wußte, daß ſie für weichmüthig und ſchwankend galt. Das wollte ſie nicht mehr ſein. Sie erkannte es als Hauptzeichen ſtarken Charakters, die Wandlungen und Entwicklungen im Empfinden und Denken nicht laut werden zu laſſen, ſondern der Welt mit fertigen Ergebniſſen zu imponiren.

Niemand ſollte je erfahren, was ihre Seele ſo ſchwer geängſtigt hatte. Sie wollte ſtark ſein.

Sie hielt Irma viel in ihrer Nähe, und es war ſtiller Burgfrieden des Geiſtes in dem grünenden blühenden Wintergarten. Es wurde geleſen und gearbeitet, geplaudert und geſungen, und die Menſchen waren ſo in ſich begnügt und ſtill gedeihend, wie die Blumen und Bäume um ſie her.

Irma verſtand mit biegſamer Stimme vorzuleſen. Sie las Goethes „Taſſo.“ Das entſprach der jetzigen Stimmung und Irma ſagte einmal:

„Majeſtät gleichen in Vielem der Prinzeſſin Eleonore; Sie haben aber das Glück, in wenigen Wochen zu vollenden, was jener Lebensjahre gekoſtet.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Ich meine, ſolches in die Stube Gebanntſein, behutſames Hegen und Umgeben durch andere Menſchen, erregt leicht in dem Eingeſchloſſenen eine Feinfühligkeit und ein Anderen kaum merkbares Anſprechen des Tones; aber es iſt gut, aus dieſer Warmhausſtimmung wieder herauszukommen ins Freie, wo die Bäume wetterhart im Grunde ſtehen und das friſche Wogen des Aethers Alles erneut.“

Auch der König war oftmals bei der Lektüre und knüpfte Betrachtungen über das Tiefſte und Höchſte an die Lektüre Taſſos. Irma bebte oft, ihr kam jedes Wort, das ſie ſprach, als Frevel vor, ſie darf von nichts Reinem und Heiligem mehr reden; aber der König war ſo unbefangen und heiter. Sie wurde es auch.

„Ihr verwöhnt mich und macht mich ganz ſtolz,“ ſagte die Königin. „Ich habe aber wieder einen neuen Wunſch. Es verlangt mich von den Blumen hinweg, zu den Werken der Kunſt. Ich möchte jetzt oft die Bildergallerie und die Antikenſammlung beſuchen. Wenn wir athmend und ſchauend und uns bewegend unter den Bildungen des Künſtlergeiſtes wandeln, fühlen wir doch am Tiefſten, daß Menſchen, die vor uns lebten, uns das Beſte ihres Seins hinterlaſſen, und Augen, längſt gebrochen, ewig offen auf uns niederſchauen und bei uns ſind in ihren Ewigkeitsblicken.“

Der König und Irma ſchauten bei dem Worte Ewigkeitsblick unwillkürlich einander betroffen an. Das Wort weckte ein anderes. Irma faßte ſich und entgegnete: „Ja, ich kann nichts, als den Wunſch Eurer Majeſtät auch als den meinen ausſprechen. Von den

Blumen und Bäumen hinweg zu den Werken der Kunſt! Von Bildern und Statuen umgeben, athmet die Seele den Duft der Ideen, es blüht ewiges Leben um uns, wir ſtehen im Athem des Genius, der, wenn er auch verathmet hat, doch ewig durch die Welt haucht. Als ich zu der Einſicht gekommen war, daß ich perſönlich keinerlei wirkliches künſtleriſches Talent habe, da beneidete ich die Könige, denen es vergönnt iſt, die Talente und Genie's zu fördern. Das iſt ein hoher Erſatz."

„Wie ſie Alles ſo ſchön deuten kann," ſagte die Königin zu ihrem Gatten gewendet, und es war ein aus Wonne und Schmerz gemiſchter Blick, mit dem der König die beiden Frauengeſtalten betrachtete. Was ging in ihm vor? Er bewunderte und liebte Irma, und verehrte und liebte ſeine Gattin. Er war untreu gegen die Eine und gegen die Andere.

Irma und die Königin gingen durch die Gallerie und den Antikenſaal und ſaßen oft ſtundenlang im Anſchauen der Bilder und der Statuen. Zu allen Betrachtungen der Königin hatte Irma eine andere und doch wieder im Tiefſten zuſtimmende Bemerkung.

„Wenn ich Euch beide ſo ſehe und höre," ſagte der König, „Eure Uebereinſtimmung und Eure Verſchiedenheit, iſt's mir immer, als ſähe ich in Euch die Töchter Schillers und Goethes."

„Seltſam," ſchaltete die Königin ein, und der König fuhr fort:

„Goethe ſah die Welt aus braunen und Schiller aus blauen Augen, und ſo Ihr beide, Du aus Schilleriſch blauen und unſere Freundin aus Goethiſch braunen Augen."

„Das wollen wir aber Niemand wissen lassen, daß wir einander so schmeicheln," lächelte die Königin. Irma sah zur Decke auf, wo die gemalten Engel durch die Luft schwebten: es giebt eine Welt des unbegrenzten Raumes, wo kein Verdrängen des Einen durch den Anderen; nur in der gewöhnlichen Welt ist Ausschließlichkeit . . .

Je mehr die Königin sich erkräftigte, um so mehr ging die Unterhaltung aus der gedämpften Tonart wieder in die helle und heitere über.

Der Wunsch Irmas schien sich zu erfüllen. Die Frühlingskraft, die Bäume und Pflanzen erneut, schien sich auch auf das Menschenleben ausdehnen zu wollen; es sollte vergessen sein, begraben und ausgelöscht, Alles was geschehen.

Am ersten milden Frühlingstage ging man gemeinsam durch den Schloßpark.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß je eine Zeit war, wo wir uns nicht kannten, liebe Irma," sagte die Königin. Sie blieb stehen und schaute Irma freudestrahlenden Blickes in die Augen. „Sie haben mir einmal von einem griechischen Philosophen gesagt" — wandte sie sich zu dem Arzte, der mit dem Schloßhauptmann hinterdrein ging, „unsere Seelen sollen schon einmal eine Existenz vor unserem jetzigen Dasein geführt haben, und das Beste, was wir erleben, sei ein Erinnern an etwas, das wir schon erlebt und vorgeträumt haben."

„Auch ohne diese phantastische Erklärung," erwiderte der Arzt, „kann man Vieles Bestimmung nennen. Ich

glaube, daß Alles, was uns in Wahrheit zu eigen wird, für uns bestimmt war, unser Gemüth; unsere ganze Seelenverfassung ist dazu bestimmt oder gestimmt. Wir sind zu dem bestimmt, wozu wir gestimmt sind. Ich bitte aber, Majestät, es jetzt als Bestimmung anzusehen, daß Sie sich in den Wagen setzen. Wir dürfen den ersten Ausgang nicht so weit ausdehnen."

Die Königin und Irma setzten sich in den Wagen, der in der Nymphenallee ihrer wartete. Der Wagen fuhr im Schritt und die Königin sagte:

„Sie können sich gar nicht vorstellen, liebe Irma, wie bang mir war, als ich hieher kam." Sie erzählte, wie sie in die Augen der vielen Menschen gesehen, die sie umdrängten und wie sie sich gefragt habe: Wer wird dir in Wahrheit zu eigen sein? und wie es sie anmuthete, als ob Irma allein mit ihren warmen braunen Augen zu ihr spräche.

„Und ich habe zu Ihnen gesprochen," erwiderte Irma. „Ich hätte Ihnen gern gesagt: Du holdes Menschenbild, laß Dich dünken, wir kennen uns schon jahrelang, und sei in der ersten Stunde mit mir wie mit einer alten Freundin. Ich glaube, wir fanden uns nur so, weil uns Beiden so bang zu Muthe war. Ich war damals zum Erstenmal am Hof und ich meinte, ich müßte dem Hofmarschall seinen Stab aus der Hand nehmen und mich darauf stützen."

„Wunderbar! Ganz denselben Gedanken hatte auch ich," sagte die Königin, „jetzt erinnere ich mich deutlich und ich weiß noch, wie der Hofmarschall nur immer mich ansah."

Die Herzensneigung der beiden Frauen knüpfte sich an hundert kleine Erinnerungen; der Wagen ging im Schritt, aber die Seelen flogen dahin durch Tage und Monate. Der Wagen hatte gewendet; man war eben an der Stelle, wo die Bildsäule zertrümmert worden war.

„Das war eine böse Nacht," sagte die Königin, „als das hier geschah, und ich finde, Walpurga hat in ihrer Einfalt Recht, es paßt nicht für uns, solche freie Menschengestalten offen auszustellen."

„Majestät gestatten mir, anderer Meinung zu sein," erwiderte Irma. „In die freie Natur gehört nur der freie, warum sollen wir's nicht sagen — der nackte, schöne Mensch; jede Bekleidung ist ein Zeitgeschmack, der Mode und Vergänglichkeit unterworfen, der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kommt, paßt allein in die ewige Natur und zwischen Bäume."

„Sie sind eine freie Seele, viel freier als ich," sagte die Königin. Man stieg aus, Irma geleitete die Königin noch in ihre Gemächer, dann kehrte sie in die ihrigen zurück und hier als sie allein war, streckte sie die Hände empor und rief:

„Nicht die Hölle, nicht der Verdammungsort, wo andere Schuldige neben uns leiden, ist die höchste Strafe! Nein, verdammt sein und neben einer reinen Glücklichen stehen, die in voller Unschuld empfindet, das ist die Hölle der Hölle!"

„Pfüt' di Gott, Irma! Pfüt' di Gott, Irma!" rief plötzlich der Papagei. Irma schrak zusammen.

Fünfzehntes Capitel.

Der Frühling zog ein mit Lerchenſang und Finkenſchlag und mit neuen Pariſer Moden. Die Damen der Reſidenz waren glücklich, an Hut und Shawl und Gewand der ſchönen blaſſen Königin, die ſich jetzt öffentlich zeigte, ihr Kleider-Ideal abnehmen zu können.

Die Königin fuhr aus. Neben ihr ſaß Gräfin Irma, ihr gegenüber Walpurga mit dem Kinde.

„Laß Dich's nur nicht verdrießen," ſagte die Königin zu Walpurga, „wenn Du wieder daheim ſein wirſt."

Irma ſagte lächelnd, ſie ſprach zum Erſtenmal in Walpurgas Beiſein franzöſiſch, daß die Oberhofmeiſterin lehren würde: es hieße die Vornehmheit verleugnen, wenn man ſich um ein Weſen kümmert und danach fragt was aus ihm wird, nachdem es ſeine Dienſte geleiſtet.

Mit einer Kühnheit, die ſelbſt ihre beiden Gönnerinnen ſtutzig machte, ſagte Walpurga: „Das Gute hat's wenigſtens, wenn ich wieder daheim bin, daß man mich nicht zu einem Taubſtummen macht."

„Wie meinſt Du das?"

„Ich mein', daß man daheim in meinem Beiſein nichts ſpricht, was ich nicht verſtehe."

Irma ſuchte ſie zu beruhigen, aber es gelang ihr nicht. Walpurga war bereits in jener heimathloſen Umzugsſtimmung, die ebenſo anſpruchsvoll als ſchwer zu befriedigen iſt. Sie fühlte ſich nirgends mehr daheim. Sie ſah es den Menſchen an, wie ſie bald leben würden ohne ſie und man hatte ſie doch ſo ſehr verwöhnt.

Der Aerger, den das Französischsprechen Irmas jetzt zum Ausdruck gebracht, hatte einen tieferen Grund: Eine Bonne von noch jugendlichem Ansehen aus der französischen Schweiz war in die Hofhaltung des Prinzen eingeführt; sie verstand kein Wort Deutsch, das war Bedingung bei ihrer Annahme; der Prinz sollte zuerst Französisch sprechen lernen.

Walpurga verkehrte mit der Fremden, wie wenn sie Beide stumm wären; sie war nicht wohlgestimmt gegen die große schöne Gestalt mit der französischen Haube, vielmehr im tiefsten Herzen eifersüchtig. Was geht die Wälsche das Kind an? Ja sie war manchmal bös auf das Kind selbst.

„Du wirst auch bald Französisch parliren, daß ich Dich nicht verstehe" — konnte sie zu ihm sagen, wenn sie mit ihm allein war und sah ihn dabei mit bösem Blick an; gleich aber rief sie wieder: „Verzeih' mir! O Gott, es ist doch gut, daß ich jetzt die Tage an den Fingern abzählen kann, bis wann ich heim komme."

Mamsell Kramer erklärte Walpurga, daß nun für den Kronprinzen auch eine Kammer gebildet werde.

„Er hat ja schon Kammern genug," sagte Walpurga.

Immer wieder hatte Mamsell Kramer die schwere Aufgabe, Walpurga die Hofsitten zu erklären und diese ließ sich die Namen mehrmals wiederholen; denn da hieß es: der Kronprinz erhält eine Aja —

„Aja? was ist das für ein Wort? Das kenn' ich nicht."

„Es heißt eben Prinzenerzieherin. Und wenn sie vier Jahre alt sind, bekommen die königliche Hoheit

wieder neue Beamte und ſo immer fort, wie ſie älter werden, und allemal von höherem Rang.“

„Ja, kann mir's ſchon denken,“ meinte Walpurga, „nur immer andere Menſchen und immer andere Schlöſſer! Du armes Kind,“ ſagte ſie zum Prinzen. „Eines iſt doch gut: daß Dir Deine Augen und Deine Glieder angewachſen ſind; ſie thäten Dir ſonſt auch alle paar Jahre andere anſchaffen.“

Walpurga gab ſich indeß zufrieden, als ſie erfuhr, daß Frau von Gerloff, eine Dame vom dienenden Adel, bisher erſte Kammerfrau der Königin, zur Aja ernannt worden ſei. Walpurga kannte ſie längſt und ſagte zu ihr:

„Wenn man mich gefragt hätte, wem man meinen Prinzen übergeben ſoll; da haben Sie meine Hand drauf, es wäre mir auch am liebſten geweſen, daß er in Ihre Hände kommt. Jetzt ſeh' ich wieder, wie gut und geſcheidt unſre Königin iſt; ſie giebt ihre liebſte Freundin von ſich und giebt ſie ihrem Sohn.“

Walpurga glaubte, Frau von Gerloff noch mancherlei Lehren geben zu müſſen, wie der Prinz zu behandeln ſei; die gute Dame nahm die Lehren ohne Widerrede an. Auch als die Königin mit ihrer zweiten Kammerfrau, der Madame Leoni, dazu kam, glaubte Walpurga ihre Befriedigung kundgeben zu müſſen, wie brav das ſei, daß man den Prinzen der Frau von Gerloff übergebe.

„Sie wären auch ganz gut geweſen,“ ſagte ſie zu Madame Leoni, „ganz gewiß! Aber unſre gute Königin kann doch nicht ihre beiden Hände weggeben.“

Madame Leoni lächelte dankend, obgleich ſie ſich

gekränkt und ihre Zurücksetzung als Bürgerliche fühlte; doch das erste Gebot des Hoflebens heißt: nie verdrossen sein!

Der Prinz in seinem Kindesschlummer ahnte nicht, welche Eifersüchteleien sich bereits an seiner Wiege geltend machten.

Walpurga legte sich allmälig ihre Sachen zum Einpacken zurecht und zu manchem Stück sagte sie: Man sieht Dir's nicht an, daß auch Herzblut an Dir klebt.

Der Leibarzt hatte befohlen, daß Walpurga manchmal den Prinzen verlassen mußte, damit er sich allmälig an ihre Abwesenheit gewöhne.

In den ersten Tagen ging Mamsell Kramer mit ihr durch die Straßen, aber dieser Gang wurde der Castellanin sehr schwer, denn Walpurga wollte vor allen Kaufläden stehen bleiben, und wo sie einen Mann oder eine Frau in einer ihrer Heimathstracht ähnelnden Kleidung sah, wollte sie auf sie zugehen und fragen, woher sie seien und ob sie nicht ihren Mann und ihr Kind und ihre Mutter kennten; Mamsell Kramer war dieses Führeramtes bald müde, sie ließ Walpurga manchmal allein gehen und gab ihr die eigene Uhr mit, damit sie zur bestimmten Zeit zurückkomme. Das Hauptvergnügen Walpurgas war, bei der Wachparade zu sein, und das Ziel ihres Weges war meist vor das Thor; da ging sie die Straße hin, die in ihre Heimath führte; das tröstete sie, und sie dachte oft, wie es war, als sie da herfuhr. Wie Jahrzehnte lag ihr die Zeit dazwischen und sie mußte sich immer

zwingen, wieder umzukehren; sie stand oft und horchte, sie meinte, sie höre die Stimme ihres Kindes in den Lüften. Welches Kindes? Ihr Herz war getheilt und sie eilte zurück zu dem Prinzen. Es war doch gut, daß er so ruhig auf dem Arm der Französin saß, aber sie war bös darüber und lachte triumphirend, daß er zu ihr verlangte, sobald er sie gewahrte.

„Ja, Du bist eine treue Seele," sagte sie dann. „Wenn die Mannsleute gut sind, sind sie weit besser als die Weibsleute. Dein anderer Vater, mein Hansei, ist auch gar brav, übermorgen kommt er und Du giebst ihm eine Hand wenn er kommt. So!"

Walpurga merkte wohl, daß die adelige Dienerin außer sich war über ihre Art, mit dem Prinzen umzugehen, und daß Mamsell Kramer viel zu thun hatte, strenge Befehle zurückzuhalten, aber um so toller und übermüthiger spielte sie mit dem Prinzen.

„Also merk' Dir's," fuhr sie fort, „ich hab' Dir mich selbst zum Verschmausen gegeben; die Andern geben Dir doch nur, was aus der Küche kommt; wir Zwei wir sind Eins und ... und übermorgen kommt mein Hansei, dann geh' ich heim, und wenn Du einmal groß bist, mußt Du mich besuchen, und wenn Kirschenzeit ist, brocke ich Dir die schönsten Kirschen und mein Hansei geht mit Dir auf die Jagd und trägt Dir die Flinte, und da schießest Du einen großen, großen Hirsch und ein Reh und eine Gemse, und die braten wir, und dann stecke ich Dir einen Strauß auf den Hut, und dann fahren wir miteinander über den See, und ich geb' Dir einen Kuß, und dann sag' ich Dir Ade!"

Das Kind lachte von ganzem Herzen, als ihm Walpurga so in die Augen hineinsprach, und dann legte es sein Köpfchen an ihre Wangen und Walpurga rief:

„Mamsell Kramer, Mamsell Kramer, er kann schon küssen, er hat mir einen Kuß gegeben! Ja, Du bist ein rechtes Mannsbild und ein Königssohn auch, die fangen beizeiten an.“

Alle Liebe, die sie zu dem Kinde hatte, wollte sie ihm in diesen letzten Tagen noch kundgeben und sie that es in Zuneigung und in Haß, denn sie wollte auch der Französin zeigen, wie unendlich lieb sie und das Kind einander haben; zu solcher Liebe wird es die Wälsche doch niemals bringen, und dann begann sie wieder zu singen:

An dem Weidenbaum
Stehst du, weinest kaum,
Mit der Welle zieh' ich fort.

So lang die Weid' wird grün,
So lang die Wellen zieh'n
Siehst mich nimmer hier am Ort.

Der Knabe plauderte und lachte immer dabei, und Walpurga betheuerte gegen Mamsell Kramer, sie lasse sich darauf köpfen, daß er schon Alles verstehe.

„Und nicht wahr“ — sagte sie dann mit einem zornigen Blicke auf die Französin — „nicht wahr, die Sprache, die kleine Kinder haben, ist doch in allen Ländern gleich; die Franzosen kommen auch nicht mit Welsch auf die Welt?“ Und wieder sang und sprang

ſie und küßte das Kind; es war, als müßte ſie all' ihre Trauer zuſammendrängen und all' ihre Luſt in einen feſtgebundenen Strauß geben.

„Du ſchadeſt dem Kind, Du regſt es zu ſehr auf," ſuchte ſie Mamſell Kramer zu beruhigen.

„Das ſchadet ihm nichts, der hat gute Säfte im Leib, den kann keine Franzöſin mehr verderben!"

Walpurga war in einer widerſpruchsvollen Unruhe. Sie hatte doch ſchon lang gewußt, daß das Verhältniß gelöſt wird und die Löſung ſo oft gewünſcht und gehofft; nun aber, da ſie eintrat, war alles Peinliche, das ſie in dieſem Leben empfunden, nicht mehr da, und ſie meinte, ſie könne nicht mehr allein leben, es würde ihr immer etwas fehlen, auch die Plage und Unruhe, und es iſt ja immer Alles wieder ſo gut geworden. Auch, daß die Anderen ſie ſo leicht ziehen laſſen, thut ihr weh. Und das Kind, das Kind! Warum hat es nicht den Verſtand, daß es plötzlich zu reden anfängt und ſagt: Vater und Mutter, ihr dürft das nicht thun, ihr dürft mir meine Walpurga nicht wegnehmen? Jetzt ſind Andere Meiſter über das Kind. Was werden ſie mit ihm machen? Warum ſoll ſie nicht mehr dreinreden und ſagen dürfen: So und ſo muß es ſein? Sie hat es genährt von ſeinem erſten Lebenstag an, und Tag und Nacht waren ſie beiſammen — wie ſoll's nun Tag und Nacht werden und ſie ſind nicht mehr beiſammen?

Es lag eine tiefe Bitterkeit in den Worten, als Walpurga, nachdem ſie zu Nacht gegeſſen, dem Kinde die leere Schüſſel hinhielt und ſagte:

„Siehst Du? ich bin auch so eine ausgegessene Schüssel."

Und dann wollte sie wieder nicht schlafen; sie wollte keine Minute versäumen, wo sie noch bei dem Kinde sein und es ansehen konnte, und wenn sie doch einnickte, wachte sie plötzlich erschreckt auf; sie hatte im Traum Kinder schreien hören, in der Ferne am See und hier neben sich, und sie meinte, sie stände allein mitten drin und müßte sich zertheilen, dort sein und hier sein, und dazwischen hörte sie die Kuh, wie sie schrie und an dem Stricke riß, wie damals, als sie am Gartenzaun angebunden war; Walpurga sah sie ganz deutlich, und die Kuh hatte so große Augen und schnaubte sie an, so heiß ... Wenn sie sich die Augen gerieben, war Alles wieder still, und sie besann sich, daß sie nur geträumt hatte.

Es war am letzten Tage vor der Abreise. Walpurga bereute es schwer, daß sie Hansei nicht früher hatte kommen lassen; er hätte recht gut einen Tag dableiben können, und sie hatte dann einen Menschen, der ihr die Hand entgegen gestreckt hätte zum Willkommen, während sie jetzt die Hand immer nur zum Abschied zu geben hatte.

Sie ging durch die Straßen und sah hinauf zum blauen Himmel — der stand auch über ihrer Heimath. Sie kam durch die kleine Gasse, in welcher Doctor Gunther wohnte; sie las das Schild am Hause und ging hinein. Ein Diener führte sie in das Wartezimmer des Leibarztes; hier saßen und standen viele Kranke, Männer, Frauen und Kinder. Walpurga sagte dem Diener, wer sie sei; alle Anwesenden schauten sie

ſtaunend an. Sie wurde ſofort außer der Reihe hineingerufen; ſie ſagte, daß ſie blos gekommen ſei, um Abſchied zu nehmen. Gunther gab ihr den Beſcheid, ſie ſolle, bis die Sprechſtunde vorüber ſei, im Garten auf ihn warten. Sie ging hinab. Frau Gunther ſaß auf der Gartentreppe, ſie rief die Bäuerin zu ſich, und als ſie hörte, wer ſie ſei, ſagte ſie, daß ſie hier warten könne. Walpurga ſetzte ſich, Frau Gunther arbeitete weiter und ſprach kein Wort. Sie hatte ein entſchiedenes Vorurtheil gegen die Amme; ihr Mann hatte oft von deren Eigenthümlichkeiten erzählt und Frau Gunther ſah darin viel volksthümliche Koketterie, die aus der Naivetät einen künſtlichen Aufputz macht, und das Ausſehen Walpurgas widerſprach dem nicht.

„Du gehſt wieder heim?“ fragte endlich Frau Gunther; ſie wollte doch nicht unwirſch ſein.

Walpurga erwiderte, wie glücklich ſie ſein werde, wieder daheim zu ſein.

Frau Gunther ſchaute auf. Sie war eine von jenen Naturen, die es als ein Glück betrachten, von einem Vorurtheil erlöst zu werden, und im weiteren Geſpräche fand ſie nun, daß Walpurga ſich allerdings dazu hatte bringen laſſen, ihre ſtarke und eigenthümliche Art noch gewaltſam zu ſteigern, daß aber eben dies ſie auch davor bewahrt habe, ſich in dem neuen Daſein zu verlieren.

Nun ſprach ihr Frau Gunther zu, ſich ja recht im Herzen zu faſſen, und wenn ſie heimgekommen ſei, nicht Alles mit dem Leben im Schloſſe zu vergleichen und ſich dadurch unglücklich zu machen.

„Sind Sie denn auch ſchon einmal in der Fremde

gewesen, daß Sie das Alles so wissen?“ fragte Walpurga.

Frau Gunther lächelte. „Ich kann mich in Dich hinein denken.“ Immer mehr aus dem Herzen Walpurgas heraus sprach sie ihr zu.

Sie führte sie in die Stube, und als Gunther herabkam, traf er Walpurga auf der Freitreppe, wie sie das vaterlose Enkelchen auf dem Schooße hielt.

„Nun kennst Du auch meine Frau,“ sagte Gunther.

„Ja, aber zu spät.“

Auch Gunther redete nun Walpurga zu, sich recht zu fassen in der Heimath, und er als Eingeborner des Gebirges gab ihr im voraus Bilder des Willkommens und wußte sie gar heiter darzustellen.

Gunther sagte, daß er sie noch einmal im Schlosse sehe, und seine Frau reichte Walpurga die Hand mit den Worten:

„Sei wieder gut daheim.“

„Ich will Deiner Mutter auch noch was Gutes schicken,“ schloß der Arzt. „Sag' ihr, sie soll an den jungen Studenten denken, der damals, als sie Braut mit Deinem Vater war, auf der Kirchweih beim Freihof mit ihr getanzt. Ich schicke Dir heut' noch sechs Flaschen Wein, die soll sie zum Andenken an mich trinken, aber nicht zu viel auf einmal.“

„Ich sage Dank für meine Mutter und mir ist jetzt schon, wie wenn ich den besten Wein getrunken hätt',“ schloß Walpurga; „meine Gräfin Irma hat Recht gehabt, die hat immer gesagt: Die Frau Gunther, das wär' eine Frau für dich. Nun wünsch' ich, daß Sie bis zu

Ihrer letzten Stunde so wohl leben mögen, wie Sie mir wohlgethan haben."

Man erwiderte nichts auf die Erwähnung Irmas.

Gestärkt und gehoben kehrte Walpurga ins Schloß zurück.

Sechzehntes Capitel.

Am Abend kam die Königin zu Walpurga und sagte: „Ich nehme nicht Abschied von Dir. Wir wollen nicht vom Weggehen reden. Ich habe Dir nur von Herzen danken wollen für die Liebe, die Du mir und meinem Kinde bewiesen."

„O Königin, wie können Sie mir danken? Das sag' ich keinem Menschen auf der Welt, daß die Königin sich bei mir bedankt hat," rief Walpurga. „Aber Sie sind so gut und wollen mir's leicht machen, und das können Sie mir glauben, jeden Blutstropfen gäb' ich her, jede Ader ließ' ich mir schlagen für Sie und unser Kind. Ach, lieber Gott, unser Kind! Ich darf nicht mehr so sagen, morgen schon nicht mehr, ich muß fort, aber ich krieg' mein eigen Kind daheim."

„Ja, Walpurga, das ist's, was ich Dir sagen wollte. Glaube mir: das Beste, was man auf der Welt haben kann, ist daheim sein; und so viel wirst Du eingesehen haben, daß es eins ist, ob in einem Schloß oder in einer Hütte."

„Da haben Sie Recht, mehr als satt essen und satt schlafen kann man sich nirgends. Morgen früh kommt mein Hansei. Darf ich ihn auch zu der Königin bringen,

daß er ſich bedankt, und auch zum König und den guten Herrſchaften allen?“

„Laß das, Walpurga, das iſt nicht nöthig. Der Arzt hat mir eigentlich verboten, von Dir Abſchied zu nehmen, es kann aber ſein, ich ſag' Dir morgen noch einmal Lebewohl. Du kannſt mir's glauben, es iſt mir auch leid, daß Du fortgehſt.“

„Wenn's die Königin will, bleib' ich da, und mein Mann und das ganze Neſt kommt mit her.“

„Nein, geh' Du wieder heim, das iſt beſſer; und wenn ich einmal in Deine Gegend komme, beſuche ich Dich. Und meinem Sohn will ich auch ſchon ſagen, wie gut Du gegen ihn warſt; er ſoll Dir's nie vergeſſen.“

Walpurga hatte das Kind in die Wiege gelegt und ſie rief:

„Sehen Sie, er ſpricht drein! Wir erwachſenen Menſchen verſtehen nicht, was Kinder ſagen, aber er verſteht uns!“ Nun erzählte Walpurga mit Jubel, daß ihr der Prinz heute einen Kuß gegeben, und ſie redete ihm zu, daß er jetzt auch ſeiner Mutter einen gäbe. Aber das Kind that's nicht.

„Frau Königin,“ ſagte Walpurga, „ich laſſe Ihnen noch was Gutes da; ich hab' was für Sie gefunden.“ Ihr Angeſicht glühte und die Königin fragte:

„Was haſt Du?“

„Frau Königin, ich hab' eine Freundin für Sie, die beſte. Die Frau Gunther, die kann auch wie Sie Einem ſo aus dem tiefſten Herzen heraus reden, aber doch wieder anders. Ich meine, die ſollten Sie recht oft beſuchen und ich meine, es thäte Ihnen auch wohl,

wenn Sie manchmal auf eine gute Stunde in ein gutes Nachbarhaus gehen könnten. Sie kämen allemal viel frischer wieder heim.“

Walpurga war voll Eifer, der Königin das Glück eines Nachbarbesuches zu erklären. Die Königin lächelte, da Walpurga noch immer keine Vorstellung von den Bedingungen des Hoflebens hatte. Sie erklärte ihr indeß, daß sie nur mit Denjenigen Verkehr pflegen könne, die ins Schloß kämen. Walpurga war sehr traurig, daß sie nicht noch zu guter Letzt die beiden Frauen zusammen bringen konnte.

Die Königin zog sich zurück.

„Jetzt ist sie fort,“ sagte Walpurga, „und ich hab' ihr noch gar nichts gesagt, und ich mein', ich müßt' ihr noch so viel sagen.“ Sie hatte das Gefühl, daß sie die Königin nicht verlassen dürfe; sie allein meint es getreu mit ihr und kann ihr beistehen, wenn ihr die Menschen etwas anthun wollen, wer weiß was.

Sie dachte zurück an jene Stunde, da die Königin sie geküßt. Wie viel haben sie seitdem mit einander erlebt! Ist's denn möglich, daß es noch nicht ganz ein Jahr ist?

Sie setzte sich an die Wiege und saß lange zusammengekauert da; dann begann sie leise zu singen:

„Mein Herz trägt eine Ketten,
Die Du mir angelegt,
Und ich wollt' das Leben wetten,
Daß Keiner schwerer trägt.“

Ihre Stimme war heute zitternd. Das Kind schlief. Sie stand auf und sagte zu Mamsell Kramer, daß sie noch

bei Allen im Schlosse Abschied nehmen wolle. Mamsell Kramer widerrieth ihr dies. Nur zur Gräfin Irma ging Walpurga, aber sie traf sie nicht im Schlosse, sie war bei einer großen Gesellschaft im Hause ihres Bruders. Walpurga sagte dem Kammermädchen, daß sie morgen früh abreise, und es thäte ihr wehe, wenn sie der guten Gräfin nicht Lebewohl sagen könnte; einstweilen sagte sie dem Kammermädchen Lebewohl und empfahl ihm, recht Acht zu haben auf die gute Gräfin, daß sie immer gesund bleibe.

Walpurga reichte dem Kammermädchen die Hand, aber sie mußte sie leer zurückziehen, denn jene hielt beide Hände in den Taschen ihrer seidenen Schürze und machte einen halb spöttischen Knix.

„Je vornehmer, je besser sind die Menschen," sagte Walpurga, als sie wieder in ihrem Zimmer war. „Die Königin ist die Höchste und auch die Beste."

Walpurga wurde zur Oberhofmeisterin gerufen. Sie fand sie auf derselben Stelle, in derselben Haltung wie damals, als sie vor bald einem Jahr hieher gebracht wurde. Tagtäglich fast hatte sie die strenge Dame gesehen; sie war nicht zutraulicher geworden, aber immer gleichmäßig gütig. Es schien, daß es in ihrer Art oder vielleicht auch in ihrem Amte lag, Walpurga nun auch ordnungsmäßig zu entlassen.

„Du hast Dich brav gehalten," sagte Gräfin Brinkenstein mit freundlicher Handbewegung. „Die Allerhöchsten Herrschaften sind zufrieden mit Dir. Nun lebe wohl und sei auch fernerhin brav."

Sie stand nicht auf, sie reichte Walpurga keine Hand, sie nickte ihr nur zum Abschied, und Walpurga ging.

Dieſe doch gewiß nicht leutſelige Entlaſſungsweiſe that Walpurga doch innerlich wohl; ſie hatte ein Gefühl, wie wenn ſie einen ehrenvollen Soldatenabſchied bekommen, und ſoldatiſch ſtreng aber auch verläßlich und immer ſich gleich war die Oberhofmeiſterin geblieben; dieſe Beſtändigkeit übte ihren gerechten Einfluß auf das Gemüth Walpurgas.

Im Zimmer Walpurgas ſtanden zwei große Kiſten vollgepackt und geſchloſſen. Sie hatte im Laufe des Jahres ſo viel Sachen bekommen und an Geld eine ſo große Summe, daß man ein mäßiges Bauerngütchen dafür kaufen kann. Sie ſetzte ſich bald auf die eine, bald auf die andere Kiſte, und als ſie ſich endlich niederlegte, blinzelte ſie noch lang hinüber nach ihren Kiſten. Wie umwandelnde Geiſter gingen die Gedanken Walpurgas durch die Gemächer des Schloſſes und dann wieder daheim durch ihre Hütte, durch den Garten, über die Berge und plötzlich erwachte ſie von einem Schrei des Kindes. Sie mußte ſich beſinnen, ob das ihr eigen Kind oder ein fremdes; ſie beruhigte den Prinzen bald, blieb aber an ſeiner Wiege ſitzen. „Der Schlaf ſoll uns keine Minute mehr nehmen, die wir noch beiſammen ſein dürfen," ſagte ſie leiſe.

Es tagte. Walpurga hatte das Kind zum letztenmal an der Bruſt. Eine Thräne fiel auf ſein Haupt; es ſchaute zu ihr auf. Dann ſchlief es wieder an ihrem Herzen und ſie hielt ſein linkes Händchen an ihren Mund und ſprach leiſe Worte hinein.

Sie legte das Kind wieder in die Wiege, heftete noch einen ſchweren Blick auf daſſelbe, dann ging ſie,

mit dem Rücken gegen die Wiege gewendet, dreimal um dieſe herum und endlich ſagte ſie zu Mamſell Kramer:

„Jetzt geh' ich. Jetzt iſt's Zeit.“

Diener kamen und holten die Kiſten. Walpurga war ſo verſöhnlichen Herzens, daß ſie ſelbſt der Franzöſin die Hand zum Abſchied reichte. Sie ſchaute nicht mehr um nach der Wiege, ging hinab und ließ die Kiſten nach einem Wirthshaus in der Nähe des Schloſſes bringen, wohin ſie Hanſei beſtellt hatte; er müßte eigentlich ſchon da ſein, ſie hatte ihm genau die Stunde angegeben, wann ſie ihn dort treffen wollte. Aber Hanſei war nicht da.

Hier im Wirthshaus war ſchon früh ein bewegtes Leben, denn hier kehrten die Hofbedienten ein. Es wurde bereits laut gezecht und einige Livreebediente ſchalten ſehr unehrerbietig auf die Herrſchaften, die heute Nacht auf der Soirée beim Grafen Wildenort die Bedienten im Vorhauſe und die Kutſcher auf dem Bock faſt drei Stunden hatten warten laſſen. Es hieß, Graf Wildenort habe die Allerhöchſte Erlaubniß bekommen, ein Roulette aufzuſtellen, und die Herrſchaften hätten hoch geſpielt; der König wäre auch dageweſen, die Königin aber nicht.

Walpurga ſaß bei der Wirthin im Verſchlag auf ihrer Hauptkiſte. Sie ging vor das Haus, um nach Hanſei zu ſchauen; er kam noch immer nicht. Baum brachte ihr die Botſchaft, ſie ſolle noch zur Gräfin Irma kommen, aber erſt um neun Uhr. Walpurga ging in der Stadt umher wie verirrt: Da rennen die Menſchen aneinander vorüber, Keiner weiß vom Andern

und sie haben auch nicht Zeit zum Fragen. Man sieht um diese Zeit keinen runden Hut auf der Straße, die Stadt hat jetzt nur mützentragende Einwohnerschaft; Bäckerjungen und Metzgerburschen tragen pfeifend Brod und Fleisch aus, an den Ecken stehen Mägde und lassen sich Milch zumessen, und die Marktweiber vom Lande eilen mit Körben und Handkarren nach ihren Standorten.

„Morgen früh ist das Alles wieder so und du bist fort; es geht dich auch heute nichts an," sagte sich Walpurga, während sie dem Treiben selbstverloren zuschaute. Ein großer Buchladen wird jetzt aufgemacht und da hängt ihr Bild hinter der Scheibe — was nützt es sie? Niemand fragt, wie es ihr im Herzen ist.

„Und morgen wird das Bild auch dahängen, und es ist eins, ob du noch da bist oder nicht; es ist überhaupt eins, ob du auf der Welt gewesen bist oder nicht," so schloß Walpurga, als eben ein Leichenwagen vorbeizog und Niemand fragte, wen sie da begraben. Alles zog seinen Weg.

In schweren Gedanken ging Walpurga dahin, und immer wieder zerrte etwas an ihr, nach dem Schlosse zurück, zu dem Kinde. Sie ging vor's Thor, wo Hansei hereinkommen mußte. Er kam noch nicht.

Wenn er gar nicht kommt, wenn das Kind daheim krank, wenn es gestorben ist, wenn — Walpurga wurde sterbensbang vom Ausdenken dessen, was Alles möglich sei. Sie setzte sich auf eine Bank in der Promenade vor dem Thor, Reiter jagten vorbei und ein blinder Invalide spielte einen lustigen Walzer auf seiner Orgel . . .

Es schlug neun Uhr, Walpurga ging in die Stadt zurück nach dem Schlosse. Am Thor stand Hansei und sein erstes Wort war:

„Grüß Gott, Walpurga! Bist endlich da? Wo laufst denn herum? Ich suche Dich schon geschlagene zwei Stunden."

„Komm' mit da herein," sagte Walpurga und führte Hansei in einen bedeckten Gang, „man spricht hier nicht so laut."

Nun stellte sich's heraus, daß Walpurga in ihrem letzten Briefe ihn nach dem Schlosse und nicht ins Wirthshaus bestellt hatte; sie bat um Verzeihung, sie sei beim Schreiben verwirrt gewesen; dann aber sagte sie: „Jetzt laß Dir einen guten Willkommskuß geben. Gottlob, daß Alles gesund ist. Ich brauche jetzt viel Liebe und Gutsein."

Vor dem Zimmer Irmas bat sie ihn, zu warten, und ging hinein. Irma lag noch im Bett, aber sie befahl, daß Walpurga, deren Stimme sie gehört hatte, hereinkomme. Die Gräfin sah schön aus in ihrem weißen Gewande, aber sie war sehr blaß und ihr Haar lag aufgelöst in wilden Strähnen auf den weißen Kissen.

„Ich habe Dir noch ein Andenken geben wollen," sagte Irma, sich erhebend, „aber ich glaube, das Beste für Dich ist Geld. Nimm das dort! Alles, was dort liegt, Alles! Ich will nichts davon! Nimm. Hab' keine Furcht, es ist wirkliches Gold, im ehrlichen Spiel gewonnen, ich gewinne immer, immer!... Nimm Dein Tuch heraus und wickle es hinein!"

So rief Irma, ihre Stimme klang heiser. Es war so dämmerig in dem Zimmer, daß Walpurga sich furchtsam umschaute, als befände sie sich in einem Zaubergemach, und sie kannte doch das Mädchen, sie kannte die Tische, die Stühle, sie hörte den Papagei im Nebenzimmer schreien — sie kannte Alles, aber der Gedanke verließ sie nicht, daß das böses Gold sein könne; rasch machte sie das Zeichen des Kreuzes darüber, dann steckte sie es in ihre weite Tasche.

„Und nun leb' wohl," sagte Irma. „Sei glücklich, sei tausendmal glücklich! Du bist es mehr als wir alle. Wenn ich einmal nicht mehr weiß, wohin in der Welt, komme ich zu Dir. Gelt, Du nimmst mich auf und giebst mir ein Plätzchen hinterm Ofen? Jetzt geh', geh'! Ich muß noch schlafen. Leb' wohl, Walpurga, und vergiß mein nicht! Danke mir nicht! Sprich nichts! Ich komme bald zu Dir, dann wollen wir wieder singen, ja singen — leb' wohl!"

„Ich bitt' Dich, laß mich reden, nur ein einzig Wort!" rief Walpurga und faltete die Hände. „Wir können Beide nicht wissen, wer von uns stirbt und dann wär's zu spät."

Irma drückte mit der Hand die Augen zu und nickte. Walpurga fuhr fort:

„Ich weiß nicht, was mit Dir ist; es geht Dir nicht gut und es kann Dir noch schlechter gehen; Du hast so oft kalte Hände und heiße Backen. Damals, am zweiten Tag nach meiner Ankunft, hab' ich Dir Unrecht gethan, verzeih' mir's. Ich will Dir mit keinem Gedanken mehr Unrecht thun und es soll Dir Niemand Unrecht thun,

es ſoll Dir Niemand was Böſes nachſagen, aber ich bitt' Dich, mach, daß Du aus dem Schloß da hinauskommſt! Geh' auch heim . . ."

„Genug, genug!" wehrte Irma ab. Sie hielt die Hände vor, als wären die Worte Walpurga's Steine, die auf ſie zuflogen. „Genug!" ſchloß ſie. „Leb' wohl! Vergiß mein nicht!"

Sie ſtreckte ihr die Hand entgegen, die Walpurga küßte; die Hand war fieberiſch heiß.

Walpurga ging. Draußen im Vorzimmer rief der Papagei noch: „Pfüt Di Gott, Irma!" Walpurga erſchrak bis ins Herz hinein und eilte wie gejagt davon.

Siebzehntes Capitel.

Als Walpurga wieder zu Hanſei herauskam, fragte er:

„Soll ich auch hinein?"

„Nein, wir ſind fertig."

„Ich mein' aber, ich ſollte noch zum König und zur Königin, ich hab' ihnen viel zu ſagen."

„Das geht nicht."

„Warum nicht? Ich kann ſchon mit ihnen reden."

Er hatte ſich's immer vorgeſagt, wie er mit dem König und der Königin reden wollte; er wird's ihnen ſchon zu wiſſen thun, daß er noch was Beſonderes verdient hat, weil er ſeine Frau ſo lange hergegeben.

Es ward Walpurga ſchwer, ihm klar zu machen, daß ſich das nicht zwingen laſſe; Hanſei wollte nicht

davon abſtehen und beſonders ſchämte er ſich, daß er dem Gemswirth bekennen ſollte, er habe den König und die Königin gar nicht geſehen, viel weniger mit ihnen an der Tafel geſeſſen.

Walpurga bedurfte ſelbſt der Aufrichtung und mußte nun doppelte Kraft aufbieten, um den unwirſchen Hanſei zu beſchwichtigen.

„Aber Deinen Prinzen darf ich doch ſehen? Da haſt Du doch noch Macht, daß Du mich hinbringſt?“ fragte Hanſei.

„Ja, ja,“ erwiderte Walpurga, „das können wir.“ Es war ihr ſelbſt lieb, das Kind noch einmal zu ſehen, nun hatte ſie eine gute Ausrede; und was liegt daran, wenn Mamſell Kramer, Frau von Gerloff und die Franzöſin über Hanſei ſpotten? Uebermorgen gehen dich alle dieſe Menſchen nichts mehr an und du ſie nichts! Mit einer Haſt, die ihr die Wangen erglühen machte, ging ſie mit Hanſei nach den Gemächern des Prinzen. Hier begegnete ihr vor der Thüre Mamſell Kramer und als Walpurga ihren Wunſch vorbrachte, hieß es:

„Nein, das geht nicht, Du darfſt nicht mehr hinein. Der Hofarzt iſt da, das Kind weint und ſchreit entſetzlich. Geh' Du nur in Gottes Namen!“

Mamſell Kramer verſchwand hinter der Thüre. Walpurga hörte das Kind weinen und durfte nicht hinein, ihm zu helfen; ſie war ausgeſtoßen, ausgeſchloſſen. Scham vor Hanſei und Aerger über die undankbaren harten Menſchen kämpften in ihr, und ſie ſagte endlich:

„Komm', Hanſei, man muß ſich nicht unwerth machen.“

„Ja wohl," ſagte Hanſei, „ich ſeh' ſchon, ſo ſind ſie, wenn ſie Einen nicht mehr brauchen."

„Und wir brauchen ſie auch nicht mehr. Gottlob, daß Alles vorbei iſt!" endete Walpurga.

Sie verließ mit Bitterkeit das Schloß und Hanſei knurrte immer vor ſich hin, wie wenn er den nächſten Beſten, der ihm in den Weg käme, tüchtig durchwalken wollte.

Sie kehrten miteinander in das Wirthshaus zurück, wo die gepackten Kiſten ſtanden. Hier trafen ſie auch Baum, und Hanſei ſagte wieder:

„Ich möcht' darauf ſchwören, das iſt Niemand anders, als der Jangerl von der Zenza."

„Der iſt ja in Amerika," herrſchte Walpurga. „Ich bitt' Dich, kümmere Dich jetzt um nichts Anderes und mach', daß wir fortkommen."

„Ich hab' mich darauf eingerichtet, daß wir noch einen Tag hierbleiben. Ich möcht' einmal Alles ſehen und möcht' auch einmal ins Theater und dann — —"

„Ein andermal, jetzt will ich heim zu meinem Kind."

„Biſt ſo lang fortgeweſen, wirſt Du's wohl auch noch einen Tag aushalten."

Walpurga hielt an ſich, Hanſei mußte ihr dennoch willfahren.

„Was ſiehſt mich immer ſo an?" fragte Hanſei. „Gelt, Du kennſt mich kaum mehr?"

„Du haſt ſo getreue blaue Augen; ich hab's gar nicht mehr gewußt."

„So? Alſo ſo wenig bin ich Dir in Gedanken geweſen, daß Du nicht einmal mehr weißt, wie ich ausſehe?"

„Sei ruhig, ich hab' immerfort an Dich gedacht. Was hat denn unſer Kind für Augen?"

„Helle, geſunde, es hat noch nie etwas daran gehabt."

Walpurga wollte wiſſen, von welcher Farbe die Augen ſeien, ob ſich wie beim Prinzen die Farbe auch verändert habe. Aber Hanſei wußte es nicht, und war ſeiner Frau bös, weil ſie ihn etwas fragt, was er nicht wiſſen kann.

Endlich ſtieg man auf.

Der Wagen fuhr nochmals am Schloſſe vorüber, und mitten im Raſſeln des Wagens auf dem Steinpflaſter war es Walpurga, als höre ſie oben im Schloſſe den Prinzen weinen.

„Ich muß mich auch entwöhnen," ſagte Walpurga, und weinte ſtill.

Schon draußen vor dem Thor ſchimpfte Hanſei auf den Hof: „Man hätte uns wol in einer Kutſche heimbringen können, aber ſo iſt's, holen thun ſie die Weiber lieber als bringen." Hanſei ſchaute immer neben hinaus bei Allem, was er ſagte, als ob ihm ſeine Zechkameraden dabei zunicken müßten. „Mindeſtens zwei Pferde hätten ſie uns mitgeben müſſen, ja, ſie hätten ſie uns ganz laſſen können, ſind überzählige genug im Marſtall," fuhr er fort.

Walpurga hatte ſo oft und Jedem davon erzählt, wie ihr Mann ſie mit einem Wagen abholen würde, ſo daß keinerlei Anordnungen für ihre Heimbeförderung getroffen wurden. Als nun Hanſei fort und fort nach ſeiner Weiſe über dieſe Rückſichtsloſigkeit ſchimpfte,

erinnerte sich Walpurga ihres Fehlers, und sie suchte, ohne denselben einzugestehen, Hansei zu beruhigen.

„Ich bitt' Dich um Alles in der Welt," schloß sie, „sag' nur nichts gegen den Hof, sie können ja nichts dafür. Die Königin und auch der König, wenn sie von solchen Sachen wüßten, thäten sie ja Alles gern; aber Du glaubst gar nicht, was das für Menschen sind, die wissen vom Tausendsten nichts und meinen, die Wagen fahren allein. Du glaubst gar nicht, wie die Königin so gar arg wenig von der Welt weiß; so was Geld kostet und was man kaufen und erwerben und bezahlen muß, davon hat sie Dir gar keinen Verstand. Schau, die ist eben wie die Engel, die können auch kein Geld zählen und haben auch nichts mit Geld zu thun, und sie ist so lieb wie ein Engel und nimmt Einem die Worte aus dem Herzen heraus und thut Einem wieder so gute hinein."

Als sie nun innehielt und Hansei nichts darauf erwiderte, biß sie sich auf die Lippen: wenn sie so was im Schloß gesagt hätte, zur Gräfin Irma oder zur Mamsell Kramer, wie wär' sie da gelobt worden! Aber der da, der thut, als wenn's gar nichts wäre, was sie gesagt hat. Es stieg etwas in ihr auf, es wälzte und krümmte sich — aber sie drückte es nieder. Ja, du mußt dich eben jetzt auch entwöhnen, dachte sie wieder, es ist vorbei, daß man dir Alles so beruft. Sie saß lange still. Sie fühlte, daß es vorbei ist, sich in lebensgroßen Spiegeln zu betrachten, und man rollt auch noch einen Spiegel auf die andere Seite, daß man sich auch von hinten sehen kann. Das Wort der Königin

kam ihr zuletzt in den Sinn: Wenn du heimkommſt, ſei recht geduldig mit den Deinigen, das giebt den Frieden auf der Welt, wenn man Geduld miteinander hat und Eines dem Andern Gutes thut und nichts dafür will; wenn man nichts dafür will, da kriegt man's ſiebenmal bezahlt. — Und wie damals die Mutter ihr ein Stück Brod aus der Schublade mitgegeben, daß es ihr das Heimweh tödte im Schloß, ſo hat ihr nun die Königin Worte und Gedanken mitgegeben, die ſind ſo gut wie Brod, da kann man auch dran zehren und lange, und die zehren ſich nicht auf.

Ein Strahl aus dem ſonnenhaften Weſen der Königin lag auf dem Angeſicht Walpurga's. Sie wurde ſtillgefaßt und fromm in ſich. Sie ergriff plötzlich die Hand ihres Mannes und ſagte:

„So, gottlob, jetzt halten wir wieder einander feſt, und hab' Du nur rechte Geduld mit mir, ich bin eben in der Fremde geweſen, wirſt aber ſchon ſehen, ich bin wieder gut daheim."

„Ja, ja, iſt recht," ſagte Hanſei.

Wo man einkehrte, ſagte Hanſei überall zu den Wirthsleuten:

„Das iſt meine Frau, ſie iſt Amme vom Kronprinzen geweſen und, Gott Lob, wir können's jetzt ſchon."

Er war prahleriſch geworden, Walpurga aber war immer ſtill vor den Leuten; erſt wenn man wieder auf dem Wagen ſaß, wurde ſie geſprächig. Sie fragte viel und Hanſei erzählte viel, aber ſie hörte wenig, ſie ſah immer nur ihr Kind vor ſich, das tanzte da oben auf den Bergſpitzen immer mit, wie man weiterfuhr, wie

der Mond, der am hellen Tag am Himmel ſtand und auch immer mitgeht.

„Und blaue Augen hat es?“ fragte ſie plötzlich, während Hanſei eben genauen Bericht gab, daß die eine Kuh wieder friſchmelkig ſei.

„Was das Kalb für Augen hat, weiß ich nicht,“ lachte Hanſei.

„Ach, nimm mir's nicht übel, ich hab' nicht auf Dich gehört. Ich denk' nur an unſer Kind. Wenn ich meine Gedanken vorſpannen könnte, wir wären daheim in einem halben Hui, wie der Schneider Schneck immer ſagt.“

Sie hielt lächelnd inne und fuhr nach einer Weile fort: „Ach, wie iſt's denn möglich, daß ich ſo lang von Dir weggeweſen bin? Es iſt nicht wahr, ich bin immer daheim geweſen, und jetzt komm' ich. Ich komm' zu Dir, mein Kind! Haſt Du nicht was ſchreien hören, Hanſei?“ unterbrach ſie ſich umſchauend. „Ich höre was ſchreien, wie ein Kind.“

„Sei doch ruhig, Du kannſt Einem ganz bang machen, daß man nicht mehr weiß, hat man ſeinen Verſtand noch oder nicht.“

Oft noch ſchaute Walpurga hinter ſich, denn immer wieder war es ihr, als höre ſie ein Kind weinen.

Dort in der Stadt weint ein Kind, und die Menſchen mit ihren Diamanten, ihrem Gold und ihren Soldaten — es nützt Alles nichts, das Weinen eines Kindes können ſie damit nicht ſtillen. Hinter ſich und vor ſich hörte Walpurga ein Kind weinen.

„Warum hältſt Dir die Augen zu?“ fragte Hanſei.

„O," erwiderte Walpurga, „mir iſt's, wie dem Vater vom Spinnerwaſtl; wie der von ſeiner Blindheit geheilt worden iſt, da hat er erzählt, wie die Bäume auf ihn zugekommen ſind, und Alles iſt ſo glanzig. Ich mein', ich hätt' auch die ganze Zeit nichts geſehen. Schau, da iſt der erſte Mann mit dem grünen Hut und er hat den Waidſack auf dem Rücken, und die Bäume ſind allein gewachſen, und ich bin fort geweſen. Ich weiß gar nicht, wie ich das Alles erleben ſoll und nicht ſterben, und ich möcht' jetzt nicht ſterben, nur jetzt nicht; ich will mein Kind ſpazieren führen unterm freien Himmel — o, guter Hanſei, gieb ihm keine Stiefmutter."

„Frau, Frau!" beſchwichtigte Hanſei, „Du machſt Dich und mich närriſch. Glaub' mir, das kommt davon, weil Du heut' noch nichts Ordentliches gegeſſen."

Er that's nicht anders, am nächſten Wirthshaus wurde wieder gehalten, und Walpurga mußte Wein trinken. Sie hatte zwar Wein in der Kiſte, die ſechs Flaſchen mit ſilbernen Kapſeln, die der Leibarzt noch nachgeſchickt, aber den wollte ſie der Großmutter mitbringen.

Walpurga ſchlief auf dem Wagen ein, obwohl es heller Tag war, und als ſie erwachte, faßte ſie die Hand ihres Mannes und hielt ſie lange ſtill. — Im letzten Städtchen vor dem Dorfe wurde nochmals eingekehrt, ſo ſehr auch Walpurga Einſprache erhob. Hanſei behauptete, daß die Mutter ſie erſt morgen erwarte; man würde daheim nichts zu eſſen finden. Er ließ tapfer auftragen, als wollte er ſich auf mehrere Tage verſorgen; auch Walpurga mußte ordentlich zulangen,

und zuletzt vergaß man sich fast ganz, denn der Doctor Kumpan kam ins Wirthshaus. Er war sehr freundlich gegen Walpurga und trank tapfer mit Hansei; dann nahm er ihn beiseite und schärfte ihm ein, seine Frau jetzt ja recht sanft zu behandeln.

Als man endlich wieder aufstieg, war das halbe Städtchen vor dem Wirthshaus versammelt, um die Amme des Kronprinzen zu sehen. Doctor Kumpan befahl dem Postillon, der ohne Uniform den Wagen führte, ein Posthorn mitzunehmen, und der Postillon, ein schöner brauner lustiger Bursch, blies durch das Städtchen und auf dem ganzen Weg; es war helles Klingen von den Bergen und durch die Wälder. Walpurga schämte sich fast, so zu fahren, wo die Leute auf den Feldern neben der Straße arbeiteten; Hansei aber hatte kindliche Freude an dem Blasen.

Endlich blinkte der See auf; es begann bereits Abend zu werden.

„Das sind schon die Schwalben von daheim," sagte Walpurga. „Von jetzt an ist ja kein Dorf mehr als unseres, ich seh' die Kirche und — horch! ich höre die Glocken, ich höre sie mit dir, mein Kind, und bald hörst du sie auf meinem Arm, und deine Stimme, deine Stimme — Kutscher, fahr' schnell! Nein, fahr' ruhig! Fahr' ganz wie Du willst, daß wir nicht umwerfen. Halt da! Da steigen wir ab. So haltet doch!" Sie stieg aus. Aber auf dem Boden stehend rief sie: „Nein, ich steig wieder auf, wir kommen doch schneller heim, wenn wir fahren. Warum kommt mir denn aber die Mutter nicht entgegen mit meinem Kind?"

„Sie meint, wir kämen erſt morgen," erwiderte Hanſei.

„Dann iſt ſie vielleicht gar nicht daheim und iſt mit dem Kinde zu einer Nachbarin gegangen?"

„Kann ſchon ſein, aber ich glaub' nicht."

„Siehſt Du nicht ein Kind dort, das läuft über den Weg . . . iſt das . . . iſt das?"

„Nein, das iſt nicht unſer Kind, das kann ja noch nicht laufen; aber rutſchen kann es wie ein junger Hund."

„Wer hat die Steinlinde da umgehackt?" fragte Walpurga plötzlich.

„Niemand, im Frühjahr hat ſie der Sturm umgeriſſen."

Walpurga fragte, und hörte nicht was ſie fragte und nicht, was ihr geantwortet wurde; ſie ſprach und wußte nichts davon.

„Schau, wie der Bach ſo hell iſt und ſo ſchnell geht; ich mein', er wär' nie ſo ſchnell gegangen. Und da haben ſie ja ein neues Haus gebaut und dort den Wald geſchlagen, und ſchau da die ſchönen Bachſtelzen — ſo ſchön und groß ſind ſie doch nirgends als bei uns."

Ein Knabe kam des Weges auf einer Schimmelſtute, die er zur Schwemme ritt.

„Das iſt des Gruberſepp's Waldl," ſagte Walpurga. „Das wird ein ſtarker Bub."

„Und das iſt ein guter Angang, daß uns zuerſt ein Bub begegnet von Allen im Dorf," ſagte Hanſei. „Waldl!" rief er dem Knaben zu, „komm' heut' Abend zu uns, ich geb' Dir Kirſchen."

Der Knabe antwortete nichts und ritt weiter.

„Die zwei Kühe, die dort grasen, mit dem kleinen Mädchen dabei, das sind unsere Kühe," sagte Hansei.

Alles kommt, Alles, nur die Mutter und das Kind nicht.

„Die Mutter ist daheim!" rief Walpurga plötzlich. „Die Mutter ist daheim! Ich seh's, aus unserm Kamin steigt Rauch auf! Und da steht sie am Feuer und hat das Kind auf dem Arm. O Mutter! O Kind! Wie ist's nur möglich, daß ihr nichts merket? Ich komm', ich bin da! Ich bin daheim, ich komm'!"

Jetzt hielt der Wagen am Hause.

„Mutter! Kind!" schrie Walpurga aus tiefster Seele. Mit dem Kind auf dem Arm kam die Mutter aus dem Haus.

Walpurga umhalste ihre Mutter, küßte ihr Kind. Aber das Kind schrie und wollte nicht zu ihr.

In der Stube auf der Bank am Ofen saß nun Walpurga und hielt die Hände im Schooß gefaltet und weinte. Sie schaute sich um wie in einer fremden Welt.

„Laß sie nur allein ein wenig verschnaufen," sagte draußen die Großmutter zu Hansei, der indeß in Gemeinschaft mit dem Kutscher die Kisten abgestellt hatte.

Nur kurze Weile saß Walpurga drin in der Stube von schweren Gedanken gefangen; die Sonne stand über den jenseitigen Bergen und durchleuchtete den Grasgarten, daß jeder Halm golden schimmerte; die Berge gegen Abend glänzten hell und die jenseitigen Höhen warfen bereits dunkle Schatten bis über den halben See. Walpurga war den ganzen Tag aufgeregt und bewegt gewesen. Jetzt war die Erfüllung da, nun geschieht nichts mehr. Sie meinte, sie müßte wieder fort, etwas thun, mit Allem etwas machen, und wie das

Bewußtsein einer Sünde stieg es in ihr auf, daß sie da allein sitzt und draußen ist ihre Mutter und ihr Kind, und sie läßt einen Augenblick vergehen, ohne sie zu sehen.

Sie ging hinaus in die Küche; da stand die Großmutter mit dem Enkelchen auf dem Arm am Herde, wo das Feuer hell brannte.

„Ißt mein Kind schon brav Brei?“ fragte Walpurga. Das Kind, von der Stimme angezogen, schaute sie groß an, aber sobald Walpurga den Blick auf dasselbe richtete, versteckte es sich wieder am Halse der Großmutter.

„Ja freilich, es ißt schon von Allem und ist gerad wie Du, so hast Du es auch gemacht; es möcht' schon den Löffel nehmen und selber essen, aber es findet den Mund nicht. — Ich koch' Dir eben auch eine Supp', Du mußt was Warmes in den Magen kriegen.“

Die Mienen Walpurga's wurden wieder heiter. Die Großmutter brachte bald die Suppe in die Stube, Walpurga aß und sagte:

„Ach Gott, Mutter, die erste Heimsupp'! So schmeckt doch nichts auf der Welt, so können sie im Schloß doch keine kochen, so eine Heimsupp'.“

Die Großmutter lächelte und strich wie segnend Walpurga mit der Hand über den Kopf; sie fühlte es mit, wie Walpurga in Alles das wohlige Daheimsein einbrockte.

„Die Heimsupp' — ja,“ sagte sie endlich und lächelte, und von den Mienen der Großmutter angezogen lachte auch das Kind.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Ein leiſer Morgendämmer ſchimmerte durch den herzförmigen Ladeneinſchnitt in das kleine Gemach. Die Waſſeramſel im Röhricht verſuchte ihren erſten Ton. Walpurga erwachte und horchte hin, ſie hörte den Athem ihres Kindes, den Athem ihres Mannes — dreifacher Athem iſt ihr Leben! —

„Guten Morgen, Tag, ich bin daheim!“ ſprach ſie leiſe und es war ihr ſo wohlig im eigenen Bett. Plötzlich faltete ſie die Hände:

Ich danke Dir, lieber Gott! Jetzt weiß ich, wie es ſein muß, wenn man in der Ewigkeit erwacht, und iſt erſt recht daheim und hat Alles bei ſich und muß Niemand verlaſſen und bleibt ewig beieinander; und jetzt wollen wir noch ſchön mit einander leben, gut leben und brav leben. Laß mir nur Alles geſund und laß Alles dahinten ſein, was nicht gut und gerad iſt . . .

Sie ſchloß wieder die Augen und dachte zurück. Geſtern in der Nacht hatte ihr die Mutter gewinkt, war mit ihr in den ſtillen Grasgarten hinter dem Hauſe gegangen und hatte geſagt: „Schau dort oben

die Sterne, ſieh' hinauf und ſag': kannſt Du Deinen Mann und Dein Kind mit reinem Munde küſſen? Wenn — was Gott verhüte — es nicht wäre — —"

„Mutter," hatte Walpurga gerufen, „Mutter, ich kann. Da heb' ich meine Hand auf; ich bin noch ſo, wie ich geweſen, als ich von da weggegangen."

„So," ſagte die Mutter, „das thut gut; jetzt ſterbe ich gern."

„Nein Mutter, wir wollen noch gut miteinander leben."

„Iſt mir auch recht. Jetzt laß Dir was ſagen und da folg' mir: Schau, Du biſt faſt ein Jahr in der weiten Welt geweſen und biſt in Kutſchen gefahren und derweil habe ich hier gelebt, in dem Häuschen und in dem Garten, und hab' Dein Kind auf dem Schooß gehalten und bin in Gedanken auch in der Welt herumgekommen, weit, weit, und drüber hinaus, wo man nicht vierſpännig hinkommt. Jetzt hör' mich getreu an und folg' mir."

„Ja Mutter, von Herzen gern."

„Alſo folg' mir: gönn' Dir Zeit, Dich wieder einzugewöhnen; verlange nichts, was unnatürlich iſt. Schau, Du kannſt nicht von Deinem Kind' verlangen, daß es Dich lieb hat, Du biſt nicht bei ihm geweſen die lange Zeit, es kennt Dich nicht, es iſt Alles auseinander gewachſen; und ſo nimm's auch an mit allem Andern. Will nicht, daß Alles ſo ſei, wie wenn Du geſtern dabei geweſen wärſt, und weil Du brav biſt, ſo zeig's an Anderen. Dein Mann hat's ſchwerer gehabt als Du, faſt ein Jahr lang allein."

Mutter und Tochter wurden hier unterbrochen. Hansei rief aus dem Stubenfenster, was sie denn noch draußen zu thun hätten in der Nacht.

„Und jetzt schlaf!“ schloß die Mutter. „Ich hab' Dir Dein Bett drei Tage lang gesonnt. Schlaf gut! Gute Nacht!“

Die Mutter führte die Tochter an der Hand wie ein kleines Kind, und als sie über die Schwelle getreten, fiel sie dem Kinde um den Hals und herzte und küßte es in der Dunkelheit . . .

So hatte jetzt Walpurga die Augen geschlossen. Was in der vergangenen Nacht geschehen war, stand vor ihr, Alles war doppelt, wie in der Nacht die Sterne im See wiedergeschienen und ein doppelter Himmel war, ein Himmel droben und einer unten im See.

Beim Gedanken an den See richtete sich Walpurga auf, kleidete sich still an, beugte sich über das Kind und über ihren Mann und ging, leise die Thür öffnend, hinaus aus der Stube, aus dem Haus. Sie ging durch den Garten, der Hollunder an der Hecke duftete stark und der Fink schlug hell auf dem Kirschbaum, sie hätte ihm gern zugerufen: Sei still, wecke Niemand, bis ich wiederkomme.

Sie ging weiter. Aus dem Röhricht am See, wo die Wasseramsel sang und der Rohrsperling plauderte, flog ein Volk wilde Enten auf und zwitscherte im Fluge.

Die Sonne ging auf und der ganze See war wie ein wallender, weithin gebreiteter goldener Mantel.

Walpurga schaute um und um, dann plötzlich mit einem Ruck war sie entkleidet und sprang in den See.

Sie tauchte unter und wieder auf und ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht und plätſcherte glückſelig wie ein Fiſch auf dem Grunde. Der Goldmantel des Sees wurde zu Purpur und Walpurga ſchaute auf zu der purpurnen Sonne und über den roth durchglühten See. „So iſt's und ſo iſt's recht, ich bin wieder da und wieder Dein und Alles iſt von mir herunter. Ich bin nie fortgeweſen.“ Unter den dichten Weiden kleidete ſie ſich raſch wieder an und ſie mußte ſich zurückhalten, nicht laut aufzuſingen, ſo wohl und frei war es ihr im Gemüthe. Blaugrüne Libellen ſchwebten über dem Waſſer. Jetzt flogen die Schwalben über den See und tauchten ihre Schnäbel in die allmälig verblaſſende Fläche, und drüben vom Walde rief der Kukuk. Ein Storch ſtand im Röhricht und ſchaute Walpurga zu, wie ſie ſich wieder ankleidete; ſie winkte abwehrend, als ſie den Vogel gewahrte, der mit ſeinem großen Schnabel klapperte. Sie ging raſch zurück nach ihrem Hauſe. Der Fink ſchmetterte noch ſeinen Morgenſang vom Kirſchbaume, die beiden Kühe im Stalle brummten, ſonſt aber war Alles noch ſtill. Walpurga ſtand lange vor dem Blumenbrett am Stubenfenſter und roch mit Entzücken an Nelken und Rosmarin. Dieſe Blumen hatte ſie in ihrer Kindheit gepflanzt, damals, als ſie noch kein eigen Gärtchen beſaß; nur ſo viel Erde als in den Töpfen iſt, konnte ſie ihr eigen nennen; jetzt kann ſie viele Ackerbreiten kaufen, aber wer weiß, ob ſo viel Freudenduft daraus emporſteigen wird, wie jetzt aus dieſen henkelloſen rußigen Töpfen.

Die Nelken ſchienen es auch darauf abgeſehen zu

haben, zur Heimkehr derer, die sie gepflanzt und gepflegt, aufzublühen, es waren fast keine Knospen mehr da und auch diese wenigen streckten schon rothe Zünglein heraus. Immer wieder roch Walpurga an ihren Nelken und konnte sie gar nicht satt bekommen. Plötzlich lachte sie in sich hinein, sie gedachte einer alten Geschichte, die ihre Mutter erzählt von der seligen Suse, die immer davon satt wurde, wenn sie an einer Blume roch. Ja, aber die Meinigen werden davon nicht satt, lächelte sie und ging ins Haus.

Mutter, Mann und Kind schliefen noch. Eine kleine Weile saß Walpurga bei der Wiege ihres Kindes, dann ging sie hinaus in die Küche und mit reinen Händen entzündete sie das erste Feuer auf ihrem eigenen Herde. Sie schaute still in die aufsteigende Flamme und droben am See läutete die Morgenglocke. Sie hielt beide Hände fest auf das Herz gepreßt, als könnte sie damit die überquellende Glückseligkeit in sich beschützen und behüten.

Zweites Capitel.

„So? bist schon fleißig?“ sagte Hansei, da er in die Küche trat; er hatte das Kind auf dem Arm, das nur mit dem Hemdchen bekleidet war.

„Guten Morgen, guten Morgen miteinander,“ rief Walpurga glückselig, und in jedem Ton und jeder Silbe lag ein Ausdruck, als ob sie Alles mit Liebe speisen und sättigen könnte.

„Guten Morgen, mein Kind!“ rief ſie. Das Kind ſtreckte ihr die Arme entgegen, aber ſobald ſie nach ihm griff, wendete es wieder das Geſicht und legte ſich an die Schulter des Vaters.

„Hab' Geduld mit ihm, es kennt Dich noch nicht recht,“ ſagte Hanſei. „So ein jung' Kind iſt eigentlich nur erſt ein Stückle Vieh; das kennt die Mutter nicht, wenn ſie nicht bei ihm blieben iſt.“

Als wollte das Kind die erniedrigende Weisheit des Vaters widerlegen, wendete es ſich wieder um, ſtarrte in das Feuer, rundete ſeinen kleinen Mund und blies, wie wenn man Feuer anbläſt.

„Die Großmutter hat's das gelehrt,“ ſagte Hanſei. „Es kann noch viele Kunſtſtücke. Die Großmutter hat noch nie ſo lang geſchlafen, wie heute; es iſt, wie wenn ſie ſpüren thät, daß ſie nicht mehr den ganzen Karren ziehen muß. Es iſt ihr zu gönnen. Ja, Deine Mutter, braver hat's noch keine Frau auf der weiten Welt gegeben.“

„Hat's gegeben? Giebt's denn nicht mehr?“ Walpurga erſchrak bis ins Herz von dieſem Worte.

Die Mutter war geſtern ſo glückſelig über die ganze Welt hinaus geweſen, wer weiß, ob nicht die Freude ſie getödtet hat. Das Glück iſt ſo groß, wer weiß, ob nicht was Schlimmes geſchehen muß, denn es iſt nie etwas ganz auf der Welt.

Dieſe Gedanken überflogen Walpurga raſch und ſie zitterte.

„Ich will nach der Mutter ſchauen,“ ſagte ſie, und ging nach der Kammer. Hanſei folgte ihr mit dem

Kinde. Als die Mutter jetzt erwachte, sagte sie: „So? Also wecken muß man mich? Bin ich denn noch ein junges Mädchen, das, wenn der Hollunder blüht, lang schläft und träumt? Ja, jetzt fällt mir ein, was ich geträumt hab': ich bin wieder jung gewesen und Magd auf dem Freihof drüben über den Bergen, und Dein Vater ist gekommen und es ist Sonntag gewesen. Wir sind miteinander hinauf zu meinem Bruder in der Pechhütte, unterwegs haben wir gesungen, und wie wir da am Bach sind, wo der Hollunder blüht und der Vater mir von drüben die Hand giebt, daß ich gut herüberspringen kann, da habt ihr mich geweckt. Ich spüre seine Hand noch in der meinen."

„Gottlob, daß Ihr aufgewacht seid," schaltete Walpurga ein. Die Mutter lächelte und fuhr fort:

„Jetzt Walpurga, bitt' ich Dich nur um Eins. Wenn Dir's nicht zu viel ist, gieb mir ein paar Gulden, ich möcht' noch ein einzigmal heim, wo ich auf die Welt gekommen bin und gedient hab', und wo mein Bruder wohnt, und möcht' ein paar Groschen haben, um sie armen Leuten zu schenken, die noch dort sind."

„Ja, Mutter, das sollt Ihr haben, so viel Ihr begehrt. Wir haben's ja, gottlob."

„Ich möcht' nur wissen," sagte die Mutter, „warum ich heut' Nacht von meiner Heimath geträumt hab'?"

„Das ist leicht zu wissen," sagte Hansei, „vor ein paar Tagen ist ja davon die Rede gewesen, der Holzschnitzer aus Eurem Ort hat's erzählt, daß der Freihofbauer sein Anwesen verkaufen möcht'. Ja, wer das kaufen könnte!"

„Siehſt Du?“ ſagte die Alte, „ſiehſt Du, Walpurga, was Dein Mann für ein Ketzer und Traumdeuter geworden iſt? Das hat er Alles vom Gemswirth gelernt. Jetzt machet aber, daß Ihr hinaus kommt und gebt mir mein Kind! Komm', Du Gemſenzicklein! Hopſa, tanz einmal!“

Sie ſang dem Kinde zu, und wie ein Vogel wohlig ins Neſt fliegt, ſo ſtreckte ſich das Kind vom Arme des Vaters zu der Großmutter.

Die Eheleute gingen hinaus und das Kind lag bei der Großmutter und die Beiden waren glückſelig mit einander.

„Jetzt will ich die Kühe melken,“ ſagte Hanſei draußen.

„Du?“

„Ja, wer ſonſt? Die Mutter kann nicht Alles.“

„Nein, laß jetzt mich das.“

Walpurga ging mit ihrem Mann in den Stall. Sie wollte ihm das Geſchäft abnehmen, aber es ging nicht, und Hanſei ſagte:

„Iſt auch nicht nöthig, jetzt wird die Sache anders. Wenn Du Wirthin biſt, haben wir wenigſtens zwei Mägde, und die können melken, und noch ſechs Kühe kann man zu den unſeren einthun, und noch eben ſo viel auf die Vogelfang-Alm, dazu haben wir das Recht, und da kannſt Du buttern und käſen und machen was Du magſt.“

Hanſei ſprach dieſe Erklärung in die Kuh hinein, während er molk. Er wollte vorerſt nicht ſehen, was ſeine Frau für ein Geſicht dazu macht, und gehört hat ſie nun die Sache; ſpäter läßt ſich ſchon weiter davon reden.

Walpurga wollte eben etwas darauf ſagen, da öffnete ſich die Stallthür, ein Mädchen, das einen Kuchen auf einem großen Brette trug, trat ein, that das Tuch ab und ſagte:

„Einen ſchönen Gruß von meinem Meiſter, dem Gemswirth, und da ſchickt er das als Willkomm für die Frau.“

„Einfältiges Ding!“ rief Hanſei und ſtand raſch auf, er ſah wunderlich aus mit dem angeſchnallten Melkkübel. „Einfältiges Ding! den Kuchen trägt man nicht in den Stall, trag' ihn in die Stube und ſag' daheim ſchön Dank, und der Herr Gevatter ſoll uns bald die Ehre geben, oder auch wir kommen zu ihm, vielleicht noch Vormittags. So, jetzt geh'!“

Walpurga gedachte der Mahnung ihrer Mutter, die Dinge nicht auf einmal ändern zu wollen. Sie nahm ſich vor, zuerſt Alles ohne Dreinreden an ſich kommen zu laſſen und davon Einſicht zu nehmen; es wird ſich dann zeigen, was man thun will.

Hanſei molk weiter und Walpurga ſprach nichts.

Die Welt bleibt nicht ſo ruhig und allein, wie am Morgen im See, man muß aber auch bei ſich ſelber bleiben, wenn's um Einen herum lärmend hergeht.

Als Hanſei gemolken hatte und die beiden Kübel rechts und links in Händen hielt, ſagte er zu ſeiner Frau:

„Was ſagſt Du dazu?“

„Das iſt viel und ſchöne Milch.“

„Ich meine, was ſagſt zum Gemswirth?“

„Es iſt recht anſtändig, ich erkenn's dankbar; wir wollen ſehen, daß wir's wettmachen.“

„Ist nicht nöthig, den Kuchen müssen wir schon theuer bezahlen. Aber wir sind auch nicht dumm, wirst schon sehen, Walpurga, ich weiß auch, wo Bartel den Most holt.“

„Und hast bis jetzt nur kein Gefäß gehabt, um zu schäpfen,“ entgegnete Walpurga lachend.

„Du bist aber gescheidt!“ stimmte Hansei in das Lachen. „Nein, was sie gescheidt ist!“ sagte er zu den Kühen gewendet; er mußte vor Lachen die Milchkübel abstellen; wenn man ihn wie einen Kreisel um und um gedreht, es hätte ihm nicht wirbeliger sein können. Solch ein Sprichwort ist wie ein Stock in der Hand, und ist's nicht wunderlich, wenn der plötzlich Zweige bekommt?

Daß Walpurga an das gewohnte Wort etwas Neues anknüpfte, gab ihm eine Ahnung, wie seine Frau in der Fremde eine Andere geworden. Endlich sagte er:

„So ist's, jetzt hab' ich die Melkkübel. Ja, wenn ich mit dem König hätte reden können, da hättest Du bald erfahren, daß der Hansei auch nicht gerad' Einer von den Dümmsten ist.“

„Das weiß ich schon lang, da brauch' ich keinen König dazu.“

Beim Frühstück war Walpurga glücklich, als das Kind sich einige Löffel Brei von ihr reichen ließ; auf ihren Schooß aber ging es noch nicht, es schrie und jammerte, wenn sie es nehmen wollte.

„Hast Du zusammengerechnet, was wir eigentlich Alles in Allem besitzen? Von dem Geld, was Du

geſchickt haſt, iſt kein Groſchen weggekommen, heißt das, fünfzehn Gulden hab' ich doch davon genommen, ich hab' mir eine Jagdflinte gekauft."

„Iſt ganz recht," ſagte Walpurga, und mitten in aller Traulichkeit faßte ſie den Gedanken, daß ſie das Gold, das ſie zuletzt von Irma bekommen, Hanſei nicht übergeben wolle. Sie wußte nicht, warum ihr das in den Sinn kam, ſie hatte eine gewiſſe Bangigkeit vor dem Golde, das ihr ſo wunderlich zugekommen war; ſie hatte es ſelbſt noch nicht angeſehen. Ueberdies hatte ſie das Gefühl, daß ſie in trockenen Zeiten vielleicht noch etwas bringen müſſe. Es kann gut ſein, wenn nicht Alles gleich da iſt. Sie verſprach, noch vor Mittag Alles zuſammen zu rechnen und jammerte, daß ſie keinen Schrank habe, wohin ſie all die ſchönen Sachen packen könnte, die ſie in der Kiſte mitgebracht.

„Ich meine, Du packſt gar nicht aus," ſagte Hanſei, „das thuſt Du erſt, wenn wir in unſerm Wirthshaus ſind; da ſind Kiſten und Kaſten genug."

Walpurga ſchwieg. Hanſei ſah ſie ſcharf an, aber Walpurga ſchwieg beharrlich.

„Warum ſagſt Du gar nichts zu der Sache?" fragte er endlich.

„Weil Du ſie mir noch nicht ordentlich geſagt haſt. Jetzt gieb her, was meinſt Du eigentlich?"

Hanſei berichtete, wie alle Menſchen ſagten, es ſei das Geſcheidteſte, wenn er vom Gemswirth das Wirthshaus kaufe; eine beſſere Wirthin könnte es ja auf der Welt nicht geben, und eine Einkehr werde man haben, dergleichen es landaus landein nicht gäbe, und das

Schild wolle man umändern, das sei ein kluger Streich, der zieht am meisten, es heißt nicht mehr: „Zum Gemsli," sondern „zur Königsamme" oder zur „Prinzenamme;" es sei schon ein Maler da, der wolle Walpurga auf das Schild malen, wie sie den Prinzen auf dem Arm hat. Das werde ein Geläufe geben, man werde nicht Tische und Stühle genug haben, und von allen Seiten werde es Geld regnen. Der Kauf sei billig, der Gemswirth habe einen anständigen Preis gemacht. „Das sagen alle Menschen," schloß Hansei, „jetzt red' auch Du, Du hast zuerst da mit zu reden."

„Ich frage nichts danach, was alle Menschen sagen," begann Walpurga, „sag' mir ehrlich: hast Du den Kauf schon fest abgeschlossen? Wenn das ist, hab' ich nichts mehr zu reden. In Unehren werd' ich Dich nicht hinstellen. Du bist der Mann, Dein Wort gilt."

„Das ist brav! Das ist rechtschaffen! Wenn nur das alle Menschen gehört hätten."

„Was liegt Dir dran, was die Menschen hören?"

„Ja, die dummen Menschen meinen, ich müßte jetzt unterducken, weil das Geld von Dir herstammt. Also ehrlich gesagt, der Kauf ist noch nicht abgeschlossen; ich hab' Alles drauf ankommen lassen, ob Du auch Willens bist."

„Und wenn ich Nein sage, wärst Du bös? Sag', gieb Antwort! Warum redest Du jetzt nichts?"

„Schau, grausam verdrießen thät's mich doch."

„Ich sag' nicht Nein," beruhigte die Frau. „Von wem das Geld herstammt, das wollen wir jetzt gleich ausmachen, davon wird nicht mehr geredet, nie und nimmer. Du hast auch dafür leiden müssen, so lang

allein, das vergeſſ' ich Dir nicht, da ſei ſicher. Aber wie geſagt, ich ſag' nicht Nein. Wir ſind Mann und Frau und bereden und beſchließen Alles mit einander. Schau, wenn das Geld uns Unfrieden bringen ſollte, möchte ich lieber Alles in den See werfen und mich hinterdrein ſtürzen."

Walpurga weinte und Hanſei ſagte ſtotternd:

„Um Gotteswillen, wein' jetzt nicht! Es drückt mir das Herz ab, wenn Du weinſt. Verſündige Dich nicht. Zehn Wirthshäuſer ſind es nicht werth, daß Du weinſt. O lieber Gott! Am erſten Morgen weinen! Da haſt Du meine Hand drauf; es geſchieht nichts, wo Du nicht mit gutem Willen dabei biſt."

Walpurga reichte ihm die eine Hand, und mit der andern trocknete ſie die Thränen, die ihr das übervolle Herz erleichtert hatten. Man hörte draußen Beſuch kommen. Walpurga ging ſchnell in die Kammer, Niemand ſollte davon merken, daß ſie geweint hatte. Drin in der Kammer that ſie das Gold Irmas in einen Kiſſenüberzug und verſteckte es. Ein Goldſtück war daneben gefallen, ſie hob es vom Boden auf und betrachtete das geprägte Bild des Königs. Solch ein König iſt doch mit ſeinem Kopf überall. Wenn er nur auch mit ſeinen Gedanken überall ſein und Alles ſchlichten könnte! Das kann aber kein Menſch, das kann nur Gott ... Wie leben die jetzt dort im Schloſſe? Was wird aus ihnen Allen? Iſt denn ſeit geſtern nur ein einziger Tag?

Lange ſaß Walpurga traumverloren, bis ſie ſchwer aufſeufzend inne wurde, daß Niemand auf der Welt

dem Andern in Gedanken immer nachgehen kann. Sie mußte jetzt auch für sich sorgen.

Es kamen nach und nach viele Nachbaren und Freunde, Alle wollten Walpurga bewillkommnen. Hansei sagte mit Unruhe, sie käme gleich, sie sei nur in der Kammer. Endlich trat Walpurga ein, strahlend von Freude und Wohlsein.

Jedes bewunderte ihr gutes Aussehen, pries ihren großen Namen und betheuerte, daß man sich mit ihrem Glücke freue, wie wenn es ein eigenes wäre.

Walpurga dankte von Herzen. Der große Kuchen des Gemswirths war bald verzehrt, denn sie wartete Jedem auf.

„Wie geht's denn der alten Zenza?" fragte Walpurga.

„Schau einmal, wie gut die ist! Denkt sie an die alte Hudlerin! Ja an der und an ihrem Früchtl hast Du Deine Gutheit verschwendet," hieß es hin und her und es wurde berichtet, daß die Zenza mit ihrem Sohne und der schwarzen Esther aus der Gegend weggezogen sei, man wisse nicht recht wohin, die Wurzhütte oben auf der Windenreuthe stehe leer.

Nun kamen auch Bettler aus dem Dorfe und von weit umher. Es mußte sich schnell verbreitet haben, daß Walpurga zurückgekehrt sei, und eine ganze Kiste voll Gold mitgebracht habe.

Walpurga vernahm staunend, wie zahlreiche Verwandte sie in der Gegend habe. Da waren viele mit ihrem Vater verwandt, nur den Grad konnte man nicht genau angeben, und die Bettler zankten mit einander, denn der Eine bestritt dem Andern die Verwandtschaft.

Walpurga vertheilte an Alle kleine Gaben. Sie gingen mißmuthig davon. Dieſe Gabe war ja kaum des Weges werth, und auf Straßen und Waldwegen wurde viel geſchimpft auf Walpurga, die ſei jetzt ſtolz und geizig; aber bald waren wieder neue Bettlerſchaaren da, es war, wie wenn man Weizen unter Sperlinge wirft, es kommen immer wieder neue hinzu.

„Nimm die Peitſche," rief plötzlich eine laute Stimme von der Straße her, „nimm die Peitſche und jag' das Bettelpack davon!"

Der Gemswirth kam, geleitet von ſeinen beiden Jagdhunden Dächſel und Mächſel, und dieſe gaben auch ihre Stimme zu dem Ausruf ihres Herrn, bis ein Bettler dem einen Hunde einen Tritt gab, daß er laut aufwinſelte. Der Gemswirth fluchte nun noch mehr, aber Walpurga ging hinaus, bat ihn mit ziemlich entſchiedenem Tone, die Leute hier bei ihr gewähren zu laſſen und vertheilte an alle Anweſenden doppelte Gaben. Sie entging auch dadurch der erſten zutraulich gönneriſchen Begrüßung des Gemswirths. Sie wußte noch nicht recht, wie ſie ſich zu ihm ſtellen ſolle. Er war offenbar der Verführer Hanſeis. War ſie ſofort böſe mit ihm, konnte das zu vielen Widerwärtigkeiten führen und ſie verlor jeden Einfluß; ſich aber zur Freundlichkeit zwingen, ward ihr ebenfalls ſchwer.

Drin in der Stube fragte der Gemswirth Hanſei:

„Haſt Du ihr Alles geſagt?"

„Ja freilich."

„Und iſt ſie einverſtanden?"

„Sie ſagt, was ich thue, iſt ihr recht."

Walpurga trat in die Stube, und der Gevatter rief, ihr die Hand entgegenſtreckend, jetzt nochmals:

„Willkommen! und meinen Glückwunſch zur Gemswirthin dazu!“

„Für das Erſte dank' ich, das Zweite kann ich noch nicht annehmen; zuerſt muß mein Mann Gemswirth ſein.“

„Hui!“ rief der Gevatter, „geſcheidt! ausſtudirt! vornehm! manierlich! Siehſt Du, Hanſei? hab' ich's nicht immer geſagt: Du haſt eine Frau, die könnte Königin ſein?“

„Wenn mein Mann König wär', warum nicht?“

Der Gemswirth ſchlug auf den Tiſch und lachte ſo laut über den prächtigen Witz, daß die beiden Hunde bellten und ſein Lachen mit ihrem Beifall begleiteten. Der Gemswirth zeigte den andern Beſuchern, daß man nicht überläſtig ſein dürfe. Er ging bald davon, die Andern mit ihm.

Drittes Capitel.

„Und für Deine Mutter baue ich nach dem Garten zu ein ſonniges Stüble, da ſoll ſie's gut haben; ich hab's ſchon vordem, aber das Jahr, wo Du fort geweſen, doch erſt recht geſehen, was wir an ihr haben. Wenn ſie nur unſer Herrgott uns noch lang läßt. Ja, die beſte Stube im Haus gehört Deiner Mutter!“

So ſprach Hanſei und ſah ſeine Frau ſtrahlenden

Antlitzes an. Walpurga fragte: „Wo willst Du denn bauen?“

Hansei schaute um, was denn da noch zu fragen sei. Er hat seiner Frau freilich zugestanden, daß nichts ohne ihren Willen geschehe; dabei ist's nun aber auch genug, jetzt macht man die Sache fertig, wie sie im Gang ist.

Mit großer Selbstbeherrschung sagte er:

„Natürlich, an der alten Baracke da baue ich nicht; droben an unserm Wirthshaus. Ich hab' aber schon gesagt: sie dürfen mir beim Bau dem Nußbaum nichts thun. Du wirst staunen, wie voll der ist, drei Malter Nüsse kriegen wir dies Jahr, und ein Nußjahr ist ein gut Bubenjahr.“

Walpurga hielt ihm die Hand vor den Mund und sagte vor sich niederschauend: „Du bist ein herzguter Mensch. Glaub' mir, ich kenn' Dich besser als Du Dich selber. Recht so, daß Du jetzt viel schneidiger bist; ich hab' Dir's immer gesagt: sei nicht so verzagt, stell' Dich nicht immer hinten hin; Du hast so viel Verstand, ja noch mehr als die Anderen. Wenn Du nur einmal hinter der Thür gestanden hättest, wie ich der Königin von Dir erzählt habe; und das nächste Jahr, wenn die Königin ins Gebirg kommt, besucht sie uns, sie hat mir's in die Hand hinein versprochen.“

Hansei schluckte behaglich an den guten Worten, die ihm seine Frau gab, er schmunzelte lang vor sich hin.

Die beiden Eheleute lobten und erhoben einander gegenseitig, was sonst nicht der Brauch sein soll, am

wenigſten unter Bauersleuten, die ſich deſſen ſchämen würden, wenn ſie davon wüßten. Aber es war unter ihnen nach der langen Trennung wie neues Freiwerben und neue Hochzeit. Sie wurden ſich dieſer Verfremdung und gewaltſamen Einigung nicht bewußt, denn zunächſt ſtand der Wirthshauskauf in Frage, und dabei handelte ſich's um ihren ganzen ehelichen Frieden.

„Alſo Du biſt einverſtanden, daß wir wirthen droben im Gemsli?“ fragte Hanſei.

„Hab' Dir ſchon geſagt, wir wollen's berathen. Alſo Du meinſt, Du ſeiſt tauglich zu einem Wirth?“

„Freilich nicht ſo, wie Du zu der Wirthin, das ſagen alle Leute, und die Wirthin iſt auch immer die Hauptſache. Du wärſt die beſte Wirthin, Du kannſt Dein Brod mit dem Maul verdienen, wie der Pfarrer. Du kannſt ſo gut reden mit den Leuten, und da kann man den Wein ſchon um ein paar Groſchen theurer geben und Alles. Schau, Du haſt die Art, Du kannſt Dich ſo in alle Leute hineindenken und ihnen Alles abnehmen und wieder dafür geben; das iſt das beſte Zeichen, daß Du zur Wirthin wie geformt biſt.“

Es war Hanſei unfaßlich, wie Walpurga noch zögern konnte. Das höchſte Ideal eines jungen Gebirgsbewohners iſt, Wirth zu ſein: die Welt ſpeiſen und tränken und davon ſelber ſeine Nahrung haben, Luſtbarkeiten geben und dabei ſelber am luſtigſten ſein, und wo die Andern Geld ausgeben, einnehmen und überhaupt in ſeinem Hauſe der Sammelpunkt des zerſtreuten Lebens, der Helfer, der Berather Aller zu ſein, mit dem ſich Jeder gut halten muß, der von

Allem weiß, von Kauf und Lauf, und von jeder Kuh und jedem Acker und jedem Haus, die in andere Hände übergehen, auch ſeinen Vortheil hat, faſt wie ehedem der Gutsherr, und was andere Leute eſſen und trinken, das ſchmeckt ihm auch und er wird nicht mager davon. Und dann wieder, wie der Pfarrer von Taufen, Hochzeiten und Todesfällen immer eine ſchöne Abgabe ziehen, und erſt gar die Fremden im Sommer, die dem Wirth eine Steuer geben müſſen, weil die Berge ſo hoch und der See ſo tief, und ſie das Alles anſehen dürfen. Ja, ſo eine Wirthſchaft iſt der große See, da fließen alle die Bächlein von den einzelnen Bergrinnſen zuſammen.

Walpurga ſah ihren Mann mit großen Augen an, da er ihr die ganze Glückſeligkeit und den Vortheil eines Wirthshauſes ſo lebhaft und ausführlich ſchilderte. Es muthete ſie faſt ſelbſt an, ſie ſagte ſich: Das iſt doch wol das Geſcheidteſte, denn in das alte kleine Leben findeſt du dich doch nicht mehr ganz, du biſt auch anders geworden und mußt was Anderes haben. Sie betheuerte daher nochmals und mit aufrichtigem Tone, daß ſie nichts gegen die Sache habe, man müſſe ſie nur bedachtſam in die Hand nehmen.

„Und weißt Du,“ ſchloß Hanſei, „was noch das Beſte iſt? Eine Poſt bekommen wir hierher, der Landrichter ſelbſt ſagt's; und wenn's doch noch fehlen ſollte, kannſt Du das ja leicht machen, und Du machſt unſern ganzen Ort berühmt und machſt eine Stadt daraus und die Häuſer werden das Doppelte werth.“

Er wollte ſofort mit ſeiner Frau in das Dorf

hinaufgehen und das Wirthshaus einsehen, aber Walpurga sagte:

„Laß mich erst zur Ruh' kommen in unserem alten Haus, das Wirthshaus läuft uns nicht davon. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie wohl mir ist in unserm Haus, ich möcht' mich immer von einem Stuhl auf den andern setzen. Es ist Alles so gut daheim. Ich meine, jeder Stuhl und jeder Tisch hätt' Augen und schaut mich so getreu an und sagt: Ja, wir kennen Dich noch und haben auf Dich gewartet. Jetzt bitt' ich Dich, laß mich noch in Ruh' da."

„Ja, ja, bleib' nur," entgegnete Hansei und ging in der Stube auf und ab. Plötzlich, als ob er gerufen worden wäre, ging er hinaus und spaltete noch einige Stöcke, die er bei Seite gestellt hatte.

Walpurga kam heraus und sah ihm vergnüglich zu.

„Ja," sagte er, „geschafft wird vor wie nach. Ich werde kein faullenzerischer Wirth, da kannst Du ruhig sein, und ans Trinken gewöhne ich mich auch nicht. Gehst jetzt mit mir ins Dorf?" fragte er endlich.

„Ja, komm' nur herein."

Hansei war bald zuweg, und er war nicht wenig stolz, jetzt mit seiner Frau ins Dorf hineinzugehen. Am großen Röhrbrunnen beim Rathhause standen Frauen und Mädchen mit ihren Kübeln; sie kamen auf Walpurga zu, begrüßten sie und wünschten ihr Glück.

Die Kinder kamen eben aus der Schule. Walpurga rief das eine und andere an, gab ihm die Hand und trug ihm Grüße an die Eltern auf. Sie hörte mit schwerem Herzen vom Tode dieses und jenes. Die

anderen Kinder ſtanden in Gruppen bei Seite und ſchauten ſie ſtaunend an; die Abholung der Walpurga ins Schloß war für die Dorfkinder ein Märchen geworden, und jetzt ſtand das Märchen am hellen Tag da und ſprach wie andere Menſchen.

Als Walpurga endlich fortging, riefen ihr die Kinder nach: „Walpurga!“ Sie wollten beweiſen, daß ſie ſie noch kennen.

Im Weitergehen mit ihrem Manne ſagte dieſer leiſe, auf das Rathhaus deutend:

„Schau, da hinauf komm' ich auch bald; es iſt ſo gut wie gewiß, daß ſie mich zum Gemeinderath wählen. Ich könnte Bürgermeiſter werden, aber das nehme ich nicht an; das bringt einem Wirth manche Ungelegenheiten.“

Walpurga merkte, daß der Wirthsgedanke ſchon nach allen Seiten Wurzel geſchlagen; ſie erwiderte nur: „Ich ſeh', Du haſt Dich in dieſem Jahr viel in der Welt umgeſehen. Du haſt aber gewiß auch gelernt: Jeder muß zuerſt an ſich und die Seinen denken, und wenn man nichts hat, oder in einen Unſchick fällt, hilft einem kein Menſch.“

„Wohl, wohl, aber gottlob, wir brauchen jetzt Niemand; im Gegentheil.“

Man kam am Hauſe des Großbauers Gruberſepp vorüber. Der Großbauer, der Reichſte in der Gemeinde, ein langer, hagerer Mann mit allzeit verdroſſenen Mienen, ſtand auf der Vortreppe ſeines Hauſes. Hanſei grüßte ihn zuvorkommend, aber der Gruberſepp kehrte ſich mit raſcher Wendung um nach

ſeinem Stall. Es ſchickt ſich nicht für einen Großbauern, ſolch ein Taglöhnerkind, wie die Walpurga, zu bewillkommen; das ganze Dorf mag an ihr zum Narren werden, was ein Großbauer iſt und weiß, was er zu bedeuten hat, der thut da nicht mit; das wär' ſchön, wenn man ſich jetzt um ein Geſchöpf kümmerte, das früher froh geweſen iſt, wenn man ihm ein Paar Schoppen Milch auf Borg gegeben hat.

Hanſei rief laut: „Grüß Gott, Gruberſepp, meine Frau iſt wieder da.“

Gruberſepp that, als ob er's nicht gehört hätte, und ging in den Stall.

Wie herzensfroh war Walpurga geweſen von den Begrüßungen im Dorfe, aber all' das that ihr nicht ſo wohl, als ihr jetzt dieſe Geringſchätzung wehe that. Freilich iſt das nur ein einfältiger verkniffener Bauer in ſeinem dummen Bauernſtolz, der ſich ſo benimmt, und der König hat ja mit Dir geſprochen und mit ſo einem Klotz nicht; aber was hilft das? Der Mann iſt der Erſte im Dorf und ſeine Mißgunſt und Wegwerfung läßt ſich nicht ſo wegblaſen.

„Für Dich, Du Gabelſtock,“ ſagte Walpurga gegen das Haus gewendet, „für Dich wirthe ich nicht; Dir ſchänke ich keinen Schoppen ein und ſage geſegne's Gott!“

„Was ſagſt Du?“ fragte Hanſei, da Walpurga dieſe Worte nur in ſich hineinmurmelte.

„Wenn wir dem einfältigen Gabelſtock da ſein Gut abkaufen könnten, das wäre mir lieber als das Wirthshaus,“ antwortete ſie.

„Das wär' freilich noch schöner, aber dazu haben wir das Geld nicht, und wenn wir's auch hätten, der Gruberſepp verkauft nicht; im Gegentheil, wo ein Armer zu einer Wieſe kommen will, da ſpringt er herzu und nimmt's ihm weg."

Als die beiden beim Wirthshaus ankamen, fanden ſie ſchon viele Leute, die am Freitrunk des Weinkaufs theilnehmen wollten.

„Ah! Da kommt die neue Wirthin," hieß es.

„Dank' ſchön," ſagte Walpurga, „mein Mann hat den Kauf noch nicht abgeſchloſſen."

Auch der Jäger von Zell war da, und Walpurga überſah raſchen Blickes, wie ihr Mann in ein ganzes Netz von Schmeichlern eingefangen war. Sie machte ſich bald aus der Stube. Der Wirth und ſeine Frau begleiteten ſie und Hanſei durch alle Zimmer und durch den Keller. Walpurga fand Alles ganz gut, nur ſagte ſie immer, daß man bauen und neu herrichten müſſe.

„Du biſt verwöhnt," wendete der Gemswirth ein. „Bei uns auf dem Land iſt es anders, wie in Deinem Schloß; das weißt Du nur nicht mehr; in dem Haus braucht man in fünfzig Jahren keinen Nagel einzuſchlagen."

Walpurga ließ ſich auf keine Erörterungen ein, ſie ſagte auf dem Heimweg nur ihrem Manne, daß man das Haus von einem Bauverſtändigen unterſuchen laſſen müſſe, denn ſie Beide verſtänden nichts Rechts davon, und vom Gemswirth etwas erwerben, das heiße doch der Katz' den Speck abkaufen.

Hanſei war eigentlich unwillig, daß die Sache

nicht gleich ins Reine gebracht wurde; er meinte, er könne keine Stunde mehr im alten Hause bleiben. Walpurga wollte indeß die Sache einstweilen nur hinziehen. Daneben hatte sie in der That auch viele gerechte Bedenken, das mußte Hansei doch auch eingestehen, und er ward ruhiger.

Am Nachmittag stellte Walpurga ihr Besitzthum und ihr Erwerbniß sauber auf ein Blatt zusammen, es war eine schöne Summe; das Gemswirthshaus mit dazugehörigem Ackerland, Wiesen und Wald konnte fast ganz bezahlt, und was noch darauf stehen blieb, in einem oder zwei guten Jahren abgetragen werden.

Viertes Capitel.

Es war am Abend. Die Großmutter war in der Kammer und sang mit bewegter alter Stimme ihr Enkelchen in Schlaf; auch sie sang das Lied:

„Wir Beide sein verbunden
Und fest geknüpfet ein."

Walpurga und Hansei saßen allein am Tisch, und so schnell aß er nicht die Kartoffeln, als Walpurga sie zu schälen verstand, und immer die besten und schönsten legte sie ihm vor. „Schau, Hansei," sagte sie, und sah gar froh dabei aus, „schau, Mann, der König und die Königin haben die besten Sachen von der Welt auch nicht besser als wir. Da ist zuerst der Schlaf und das Sonnenlicht und das Wasser und Eier und gesottene

Kartoffeln und Salz, die sind im Schloß und in der Hütte immer gleich, und das Beste ist auch gleich — weißt Du, was das ist?"

„Ja, ein guter Kuß, der schmeckt von der Königin nicht besser als von Dir, und da bin ich auch dem König gleich, besonders wenn mir der Bart gut rasirt ist wie heut'," setzte er hinzu, und führte die Hand seiner Frau über sein glattes Kinn.

„Hast Recht, aber ich hab's anders sagen wollen: die Liebe ist auch gleich, die können sie da droben auch nicht anders haben als wir."

„Ich weiß gar nicht, wie's mit Dir ist," sagte Hansei, „ich hab's gar nicht gewußt, daß Du so eine Hexe bist; gescheidt und schneidig wie der Tag. Es ärgert mich, daß die Menschen noch Du zu Dir sagen und so thun dürfen, als ob Du noch die alte Walpurga wärst."

„Sei froh, daß ich die noch bin, sonst wär' ich ja nicht mehr Deine Frau."

Hansei hielt die Kartoffel im Munde und zerkaute sie nicht, er schaute seine Frau starr an; endlich sagte er, die fast unzerkaute Kartoffel schnell hinabwürgend: „Jetzt, der Spaß, der gefällt mir nicht; über so etwas darf man keinen Spaß machen!" Beide schwiegen.

Drin sang die Mutter:

„Mein Herz trägt eine Ketten,
Die Du mir angelegt,"

und jetzt, da sie schwiegen, traf die Beiden das Lied.

„Ich muß Dir noch was sagen," begann Hansei

wieder, „es ist meine Gewohnheit, ich hab's die ganze Zeit so gehalten, allemal nach dem Nachtessen bin ich noch ein wenig zum Gemswirth hinauf, besonders am Samstag Abend. Manchmal hab' ich noch was getrunken, manchmal auch nicht. Jetzt heut' ist Samstag, da sind Alle da, und da mein' ich, ich geh' noch hinauf, ich thu's Dir zulieb."

„Warum mir zulieb?"

„Weil die Leut' sonst sagen: jetzt muß er unterducken, weil seine gnädige Frau daheim ist."

„Was geht's Dich nur immer an, was die Leute sagen? Und im Gegentheil, die Leute werden sagen: was ist das für ein Mann, der am zweiten Abend, wo seine Frau nach einem Jahre wieder daheim ist, ins Wirthshaus lauft?"

Hansei sah sie starr an, auf diese Drehung wußte er nichts zu sagen; endlich aber brachte er vor: „Ich mein', ich geh' doch noch. Nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel?"

„Geh' Du nur!" erwiderte Walpurga, und Hansei ging rasch davon. Walpurga sah ihm nach und Thränen drangen ihr ins Auge. „Also das ists, wonach Du Dich gesehnt hast, und jede Minute war Dir zu lang und Du hättest die Stunden gern gejagt, daß sie schneller laufen?"

Die Mutter kam herein, legte leise die Thür an und sagte: „Es schläft prächtig."

In Walpurgas Antlitz glänzte der Widerschein des Abendroths ganz anders als heute der Schein der Morgenfrühe, da diese Sonne aufstieg.

Das Kind ſchrie nochmals in der Kammer, die Großmutter ging zu ihm, und raſch, als ob ſie etwas geſtohlen hätte, verließ Walpurga die Stube und eilte nach dem See. Es war Nacht, die Wellen ſchlugen leiſe an das Geſtade, der Rohrſperling plauderte noch gar emſig, die Waſſerhühner zwitſcherten, auf den Bergen hoch oben bei den Almen brannten helle Feuer, die Almerinnen erwarteten heute zur Samſtagnacht ihre Liebſten, und jetzt ſtieg der Mond über der Gamsbühelkuppe herauf und blinkte in den See. Walpurga ſtarrte geraume Zeit wie verloren in den See, dann kehrte ſie wieder ins Haus zurück, aber ſie ging nicht in die Stube, ſondern ſchlich leiſe nach dem Keller. Mit übermächtiger Kraft rollte ſie die ſteinerne Krautbütte von ihrem Platze, grub die Erde auf, legte das Gold hinein, das ſie von Irma bekommen, und rollte die Krautbütte wieder darauf.

Sie ſtand noch am Brunnen und wuſch ſich die Hände, als ſie ſah, wie die Mutter drin in der Stube Licht anzündete. Sie ging zu ihr und ſtarrte in das Licht.

„Was ſiehſt Du ſo ins Licht?“ fragte die Mutter.

„Ja, Mutter, ich bin ſo ein einzig Licht nicht mehr gewohnt; im Schloſſe, da ſind immer ſo viel.“

„Aber mehr als zwei Augen haben die Menſchen dort auch nicht,“ entgegnete die Mutter. „Nein Kind, das iſt's doch nicht, warum Du ſo verſtört ausſiehſt. Sag' ehrlich, was iſt's?“

Walpurga geſtand, wie es ihr das Herz abſtoße, daß ihr Mann ſchon am zweiten Abend es nicht daheim aushalte und ins Wirthshaus müſſe.

„Gieb mir die Hand," ſagte die Mutter. „Ja, über Deine Hand habe ich nachgedacht, ich hab's ſchon gemerkt, Du waſcheſt Dir ſo oft die Hände, ſobald Du was angerührt haſt; iſt ſchön, aber bei uns geht das nicht. Schau, Deine Hand iſt fein und weich geworden dies Jahr über, und die meine iſt rauh wie Leder und Du mußt auch bald wieder eine rauhe Hand kriegen. Mach' um Gotteswillen Deinen Mann nicht kopfſcheu und gieb ihm ja kein Unwort. Glaub' mir, es hat ihn wie mit ſechs Roſſen hingezogen, zumal heut', am Samſtag Abend. Er hat ſich daran gewöhnt, und Gewohnheiten ſind ſtark, das kann man nicht nur ſo wieder umbiegen; und ſchlecht iſt er nicht, das weiß ich. Laß ihm nur jetzt ſeinen Lauf, wie er's gewohnt iſt, er kommt ſchon von ſelbſt wieder ins alte Geleis."

Walpurga antwortete nichts. Sie ſchälte auch der Mutter mit großer Behendigkeit Kartoffeln, und dieſe ſagte:

„Nicht wahr, was eigentliche Gottesgaben ſind, die haben ſie im Schloß auch nicht beſſer?"

„Da haben wir eine arme Seele erlöſt," erwiderte Walpurga lächelnd; „ganz das Gleiche habe ich vorhin meinem Mann geſagt."

Mutter und Tochter hatten die Kartoffeln zum morgenden Tag gerichtet und die Mutter ſagte:

„Weißt Du was? Wir ſchließen die Vorderthür und ſetzen uns hinten im Grasgarten auf das Bänkchen, wo Dein Vater auch immer ſo gern geſeſſen. Da können wir ruhig mit einander reden, es kommt Niemand mehr, wenn ſie kein Licht ſehen, und wir wollen

auch keinen Beſuch, wir brauchen keinen fremden Menſchen, wir Beide ſind uns allein genug."

„Ach Gott, wenn's nur auch mit meinem Mann ſo wäre!"

„Laß jetzt Deinen Mann ruhig im Wirthshaus. Gottlob, daß wir Zwei jetzt allein beieinander ſind. Thu nur nicht als wärſt Du eine abgeſetzte Königin, Du thuſt Dir am weheſten damit."

Mutter und Tochter gingen durch das Haus nach der Hinterthür, die auf den kleinen Grasgarten führte. Hier ſtand vor dem Stallfenſter an der Wand eine Bank. Sie ſetzten ſich und ließen die Hinterthür offen, damit man das Kind höre, wenn es etwa ſchreie; man hörte aber nichts, als das ruhige Freſſen der beiden Kühe im Stall. Der Mond war voll heraufgekommen und ſtrahlte glitzernd in den See; von fern hörte man manchmal ein Jodeln, das Bellen eines Hundes und einen Ruderſchlug von einem Kahn, der noch über den See fuhr.

„Wenn nur ſchon die erſten vierzehn Tage vorüber wären," klagte Walpurga, „dann wäre ich doch ſchon eingewöhnter."

„Wünſch' Dir keine Zeit herum, ſie kommt und geht allein."

„Ja, Mutter, befehlet mir immer Alles, was ich thun ſoll, ich will jetzt gar keinen eigenen Willen haben."

„Das geht nicht; ſobald man allein laufen gelernt hat, muß man auch allein fallen.

„Ich will mich recht zuſammennehmen."

„Gut, erzähl' mir auch was. Wie iſt's um dieſe Zeit im Schloß?"

„Um dieſe Zeit? O lieber Gott, ich mein', ich wär' ſchon zwei Jahr' fort. Jetzt ſind ſchon lang in allen Gängen Lichter angezündet und drunten bei den Herrſchaften ſtehen ſie jetzt von der Tafel auf, davon wiſſen wir aber nichts. Die Mamſell Kramer lieſt in ihrem Buch, ſie lieſt jeden Tag ein ganzes Buch aus, und mein Prinz — o du armes Kind —" fing Walpurga plötzlich an zu weinen. Im ſelben Augenblick ſchrie ihr eigenes Kind drin im Hauſe. Die beiden Frauen gingen hinein.

„Es hat nur geträumt," ſagte die Mutter leiſe. „Das Kind ſpürt doch, daß ſeine rechte Mutter gekommen iſt."

Walpurga fühlte aufs neue, welch ein doppeltes Leben ſie führte; ſie lebte noch dort und war doch hier daheim; Alles wirrte ſich ihr durcheinander, und als ſie wieder bei der Mutter auf der Bank ſaß, mußte ſie ſich beſinnen, wo ſie war.

„Ich mein'," ſagte die Mutter, „wer ſo viel Zeitliches hat, wie der König und die Königin und die hohen Herrſchaften, der kann gar nicht ans Ewige denken."

Walpurga erzählte, wie fromm ſie dort ſeien, beſonders die Königin, und die ſei doch lutheriſch.

Geruhig und ſtill ſprachen die Beiden mit einander, und Walpurga lag am Herzen ihrer Mutter und ſchlief endlich ein. Die Mutter wagte kaum zu athmen und hielt ſie an ihrem Herzen in ihren Armen. Nach

einer Weile weckte sie Walpurga und sagte, sie könne sich erkälten und möchte lieber zu Bette gehen. Walpurga erwachte verwirrt, sie wußte wieder nicht, wo sie war; sich den Schlaf aus den Augen reibend fragte sie: „Mein Mann ist noch nicht daheim?“

„Geh' Du nur zu Bett, ich helf' Dir,“ sagte die Mutter und entkleidete Walpurga wie ein kleines Kind, dann saß sie vor ihrem Bette, faßte die Hand der Tochter und begann: „Schau, es ist eine eigene Sache, wenn Menschen, die zusammengehören, einmal lange Zeit von einander gelebt haben. Wer fortgewesen, hat sich gewöhnt, ohne das Andere zu sein, und das Andere daheim auch. Da muß man eben warten, bis es wieder zusammenwächst. Gieb ja recht Acht, daß Du nicht einmal ein Unwort sagst, laß ja nie den Gedanken in Dir aufkommen: wenn ich nur wieder fort wär', und ich kann ja draußen in der Welt sein! Läßt Du das zu, so bist Du wie ein Baum, dem man die Wurzel abgehauen hat und ihn dann verpflanzen will — er muß verdorren. Merk', was ich Dir sage: was Du ändern kannst nach Deinem Sinn, mach'; was Du nicht ändern kannst, laß wie es ist, und denk', es muß so sein und füg' Dich drein. Nichts Dümmeres auf der Welt, als wenn die Menschen sich etwas wünschen, was sie nicht machen können. Du kannst bei Wind und Regen oft hören: wenn nur heut schön Wetter wäre! Ja, das Wetter draußen können wir nicht machen, aber in uns können wir gut Wetter machen. Jetzt, das habe ich Dir sagen wollen: mach Du in Dir gut Wetter, dann ist Alles gut.“

„Ja, was thu' ich? Was soll ich denn?"

„Gleich heut' Nacht mach' die Probe. Da, gieb mir die Hand drauf, daß Du Deinem Mann, wenn er heimkommt und Du bist noch wach, mit fröhlichem Sinn: Grüß Gott, Hansei! zurufst."

„Mutter, das kann ich nicht, das kann ich nicht!"

„Ich sag' Dir aber, das mußt Du können, sonst bist Du keine brave Frau und keine brave Mutter, und in jedem Goldstück, das Du heimgebracht hast, steckt ein feuriger Teufel. Du hast gesagt, Du willst mir folgen, und jetzt gleich beim Ersten willst Du nicht?"

„Ja, Mutter, ich will; ich will mir alle Mühe geben."

„So, jetzt gute Nacht," sagte die Mutter und ging in ihre Kammer.

Walpurga lag still im Bett, aber Zorn und Kummer nagten in ihr. Ihr Kind hat sich ihr entfremdet und ihr Mann hat böse Gewohnheiten, er muß seiner Gesellschaft nachgehen und kann nicht bei ihr aushalten. Für wen hat sie sich denn all das Schwere auferlegt, unter fremden Menschen draußen das Alles zu erwerben und so brav zu bleiben? ... Sie weinte bittere Thränen in ihr Kissen. Aber plötzlich sprach es in ihr: Auf dein Bravsein bildest du dir auch was ein? Bist du denn für Andere brav oder für dich? Und haben die nicht auch zu leiden gehabt, daß sie Alles haben allein auf sich nehmen müssen? Mußt du nicht Gott danken, daß sie nicht vor Kummer gestorben sind? ... Ja, das wol, aber jetzt müßten sie sich

von Herzen freuen und dankbar sein. — Vom Kind kann ich's nicht verlangen, das hat keinen Verstand, aber mein Mann, ja er hat doch Verstand, wenn er will. Alles das soll ich erobert haben, um als Wirthin der ganzen Welt zu dienen? Nein, die Errungenschaft ist von mir da und ich hab' das Recht ... Um Gotteswillen! Recht, Recht ... da ist das Elend. Wenn Eines immer sein Recht haben will gegen das Andere, dann ist die Hölle da ... Ich will kein Recht, ich hab' kein Recht, ich will gar nichts, ich will nur eine gehorsame Frau sein und eine gute Mutter ... Lieber Gott, hilf mir, wenn ich's nicht bin —

Es näherten sich schwere Schritte. Hansei trat ein und Walpurga rief mit fröhlicher Stimme: „Grüß' Gott, Hansei! Es freut mich, daß ich noch wach bin, wenn Du heimkommst."

„Gewonnen hab' ich! Gewonnen!" schrie Hansei mit mächtiger Stimme, „draußen am Kammerfenster, da stehen zwei Männer; wir haben gewettet — um sechs Maß Wein haben wir gewettet. Sie haben gesagt, die Probe drauf, wie eine Frau zu Einem ist, zeigt sich, wie sie Einen anredet, wenn man aus dem Wirthshaus heimkommt oder gar, wenn man sie aus dem Schlaf weckt. Ich hab' gesagt: ich kenne meine Frau: wenn ich heimkomm', ist sie freundlich und gut und da haben sie mir's nicht geglaubt — und da hab' ich gewettet und jetzt hab' ich gewonnen und aller Wein auf der ganzen Welt, wenn aller mein wär', wär' mir nicht so lieb, als daß ich Recht hab'."

Hansei öffnete den Fensterladen, der hinaus nach

dem See-Ufer ging, und rief: „Jetzt habt Ihr's gehört, Ihr Mannen. Ihr könnt gehen. Der Wein ist mein. Gut Nacht!“

Walpurga zog die Bettdecke über den Kopf, draußen hörte man lachen und zwei Männer entfernten sich. Der Mond blickte eine Minute gar fröhlich in die niedere Hütte, dann wurde der Laden wieder geschlossen.

Fünftes Capitel.

Als Hansei am Morgen erwachte, waren die Kühe bereits gemolken und im Hause war es so sauber und hell, als ob eine von den saligen Jungfrauen, die in den Bergen hausen, hier Alles geordnet hätte. Auf dem Tisch in der Stube lag ein weißes Tuch und mitten darauf stand der Nelkenstock voll blühender rother Nelken, und der schwarze Topf, darin sie standen, war um und um mit einem Blätterkranz umwunden.

„Du bist fleißig gewesen,“ sagte Hansei, und Walpurga erwiderte:

„Ja, ich bin in Gedanken heut' schon in der ganzen weiten Welt gewesen und wieder heimgekommen. Schau, die vornehmen Menschen haben Alles, was man wünschen mag, aber weißt, was sie nicht haben?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Sie haben keinen Sonntag, und weißt Du, warum nicht?“

„Das weiß ich wieder nicht.“

„Weil ſie keine eigentlichen harten Werktage haben. Wenn man im Schloß aufſteht, da ſtehen Stiefel und Schuh von ſelbſt gewichſt vor der Thür, der Kaffee hat ſich ſelbſt gekocht, das Brod hat ſich ſelbſt gebacken, die Wege haben ſich von ſelbſt gekehrt und das iſt Alles da, man weiß nicht wie. Aber jetzt Alles mit der eigenen Hand machen ... Schau, ich hab' Dir heut' ſchon die Händ' unter die Füße gelegt; ich hab' Dir Deine Schuhe geputzt."

„Das darfſt Du nicht, das iſt nichts für Dich. Thu' das nicht mehr."

„Gut, will's nicht mehr thun, aber heut hab' ich Alles und es war mir ſo wohl, ich kann Dir's gar nicht ſagen, wie ich den erſten Kübel Waſſer geholt habe. Es iſt mir ſchwer geworden, iſt aber doch gegangen, und jetzt freu' ich mich auf den Imbiß; ſeitdem ich von da fort geweſen, hab' ich keinen ſo mächtigen Hunger gehabt, wie jetzt."

Als die Großmutter mit dem Kinde kam, war auch ſie überraſcht und ſagte: „Walpurga, Du machſt aus unſerer Hütte noch ein Schloß."

Hanſei berichtete mit Freude, was Walpurga geſchafft habe, und die Mutter ſagte: „Recht hat ſie, am beſten daheim macht, wenn man recht ſchafft, und grad' weil ihr jetzt etwas im Vermögen habt, müßt ihr umſomehr ſchaffen, denn wo man nicht ſchafft, hat das Vermögen keine rechte Heimath und will wieder fort; wenn man aber zu dem, was man hat, etwas hinzubringt, ſo wenig es auch ſei, bleibt das Alte gern da."

„Ich mein', wir brauchen heut' gar nicht in die Kirch' zu geh'n," ſagte Hanſei, „die Mutter giebt uns den beſten Morgenſegen."

„Ja, wir gehen aber doch in die Kirch'," erwiderte Walpurga. „So lang ich fort geweſen bin, hab' ich mich auf dieſen erſten Kirchgang gefreut, und es iſt ja heut' gottlob ein Wetter, ich mein' es wär' früher gar nie ſo ſchön geweſen."

Es war ein gedeihliches Beiſammenſein, nur das Kind blieb noch widerwillig.

Walpurga ſagte ihrer Mutter, daß ſie Alles recht gemacht, über Eins aber ſei ſie bös.

„Was iſt's? Was hab' ich gemacht?"

„Daß Ihr Euch keine Magd angeſchafft habt."

Die Alte lächelte: das könne ſie nie, ſie wiſſe gar nicht, wie ſie dazu kommen ſollte, einer Magd zu befehlen. Nun ſagte Hanſei, er dulde nicht, daß ſeine Frau ſich ſo abarbeite, es müſſe eine Magd ins Haus.

Die Großmutter empfahl eines ihrer Bruderkinder vom jenſeitigen Gebirge. Es wurde beſchloſſen, daß man dem Ohm Peter Beſcheid ſagen laſſe, er ſolle mit einer ſeiner Töchter kommen.

Der Morgen war friſch, und Hanſei, der ſein ſchneeweißes Hemd anhatte, ſagte, ſeine Pfeife anſteckend:

„Walpurga, laß Deine Mutter auch etwas arbeiten und komm Du zu mir in den Garten."

Er ſaß draußen unter dem Kirſchbaum auf der Bank und bald kam auch Walpurga und ſagte nach

Frauenart, ſie bleibe nur kurz, es ſei noch mancherlei zu thun und man müſſe zeitig zur Kirche.

Nun ſaßen die Beiden am hellen Morgen auf der Bank, und Hanſei ſagte: „Red' auch was. Du mußt doch viel zu erzählen haben.“

„Ich weiß jetzt nichts. Wart' nur, mit der Zeit kömmt's ſchon. Es iſt genug, daß wir beieinander ſind. Wenn nur Alles geſund bleibt. Ich mein' unſer Kirſchenbaum ſei gewachſen.“

„Und jetzt glaub' ich, Du haſt dies Jahr noch gar keine Kirſchen von ihm gehabt. Ich ſteig' hinauf und hole Dir, und wenn ich vom Baum noch weiter hinaufſteigen und Dir das Blau vom Himmel herunterholen könnt', ich thät's.“

Er ſtieg auf den Baum und rief: „Schu! Fort ihr Spatzen! Ihr habt genug gehabt. Jetzt iſt meine Alte wieder da, ſie iſt aber eine Junge und die will auch was haben, und ihr habt das ganze Jahr eure Weiber bei euch gehabt und ich nicht!“ Er pflückte haſtig die ſchönſten Kirſchen und ſang dabei:

„Zur Kirſchenzeit biſt fort von mir,
Zur Kirſchenzeit biſt wieder hier,
Die Kirſchen die ſein ſchwarz und roth,
Ich lieb' mein'n Schatz bis in den Tod!“

aber plötzlich rief er: „Walpurga, ich muß herunter, ich kann Dir nicht noch mehr holen, mir wird ſchwindlich.“

Er ſtand ſchnell wieder auf dem Boden und ſagte: „Das iſt mir in meinem ganzen Leben nicht paſſirt und bin doch manchen halben Tag da oben geſeſſen;

aber die Freud' und unſer Glück, das macht mich jetzt ſo ſchwindlich. Ich ſteig' mein Lebtag auf keinen Baum mehr, das verſprech' ich Dir. Es wär' doch grauſam, wenn ich ſtürzte. Wir müſſen uns hüten, daß wir geſund und gerad' bei einander bleiben. Ich will kein Bein brechen, ich will noch mit Dir tanzen. Auf der Hochzeit von unſerer Burgei tanz' ich mit Dir. Ich mein', ich hör' ſchon Muſik; horch, hörſt Du nichts?"

„Nein, aber das dauert noch lang, bis die Hochzeitsmuſik von unſerer Burgei aufgeſpielt wird!"

„Und einen rechten Mann muß ſie kriegen, das thu' ich nicht anders. Was meinſt Du zu einem Prinzen? Ich will aber ſtill ſein, ich ſchwätz' ſonſt lauter dummes Zeug. Ich weiß nicht mehr, was ich ſag', wo ich bin, und wer ich bin, und — —"

„Wir ſind daheim und Du biſt mein Mann; damit iſt Alles beieinander. Wirſt ſehen, ich hab' Dir noch was Gutes."

„Sag' mir nichts und verſprich mir nichts mehr, ich hab' genug. Ich kann mir gar nicht denken, daß wir ein Kind haben, ich mein', wir hätten heut' erſt Hochzeit gehabt."

Mit ganz leiſer Stimme, ſo daß kein Vorübergehender es hören konnte und nur ſie allein wußten, daß ſie ſangen, ſtimmten ſie das Lied an:

„Wir Beide ſein verbunden
Und feſt geknüpfet ein,
Glückſelig ſein die Stunden,
Wann wir beiſammen ſein."

Sie ſangen denſelben Vers wieder und immer wieder, wie der Fink auf dem Baum immer daſſelbe Lied ſchmettert; ſie haben nichts zu ſagen, als die eine glückſelige Luſt.

Oben vom See erſcholl jetzt die Kirchenglocke und die Töne wallten und floſſen dahin über den breiten Spiegel des Sees und hinan zu den Bergen und Wäldern. Vom Dorfe her kam ein Fuhrwerk und Walpurga ſagte: „Wir müſſen uns rüſten zur Kirche.“

Beide gingen in das Haus. Die Mutter hatte Hanſei ſchon ſein königliches Sonntagsgewand zurecht gelegt. Nach kurzer Weile hörten ſie Peitſchenknallen vom Gartenzaun her und eine Stimme rief: „Kommet bald!“ Hanſei fragte zum Fenſter hinaus: „Was giebt's?“ Auch Walpurga ſah aus dem niedrigen Kammerfenſter und verhüllte ſich mit einem großen Tuche. Von der Straße antwortete der Großknecht des Gemswirthes, der neben dem Fuhrwerk ſtand:

„Mein Meiſter ſchickt Euch ſein Fuhrwerk, Ihr ſollet damit zur Kirche fahren.“

„Walpurga, willſt Du fahren?“ fragte Hanſei an der verſchloſſenen Kammerthür.

„Nein, ich geh'. Ich bitt' Dich, Hanſei, ſchick' das Fuhrwerk zurück; ich bin genug gefahren.“

Hanſei ging hinaus. Eben kam der Gemswirth, ſorgfältig gekleidet, ſeine Soldaten-Denkmünze blinkend auf der Bruſt.

Hanſei ſagte dankend, daß ſeine Frau nicht fahren wolle, aber der Gemswirth ließ ſich nicht ſo ſchnell abwendig machen; er wartete, bis Walpurga kam.

Sie ließ nicht lange auf sich warten beim Anputzen, und das will viel heißen, denn sie zeigte sich ja heute zum Erstenmal wieder und wußte, wie Aller Augen auf sie gerichtet sein werden. Als sie nun schön geputzt kam, sagte der Gemswirth:

„Du mußt mir schon die Ehre anthun, daß ich Dich und Deinen Mann nach der Kirche fahre.“

„Ich bin noch gut zu Fuß und freue mich, einmal wieder tüchtig laufen zu dürfen.“

„Das kannst Du schon noch, aber nicht an diesem ersten Sonntag. Wir müßten uns schämen vor denen auf den Einöden da drüben und da auf der Windenreuthe, wenn wir ihnen nicht zeigen, daß wir eine Frau, wie Du bist, zu ehren verstehen. Wir sind alle stolz auf Dich —“

„Danke, nehmt's ja recht nicht übel, aber ich fahre nicht.“

Walpurga ließ sich nicht zureden. Der Gemswirth war nahe daran, scharf gegen sie loszufahren, aber er bezwang sich, denn das könnte Vielerlei zerstören. Mit lächelnder Miene sagte er:

„Hätt' mir's denken sollen; für die Vornehmen ist das Zufußgehen ein besonderer Leckerbissen, ja, ja!“ Er lachte über seine Gescheidtheit und schickte das Fuhrwerk zurück; er lächelte, bis er sich umwendete, dann aber machte er ein grimmiges Gesicht. Er ging heim, zog seinen Rock mit der Denkmünze aus, hing ihn in den Schrank und wünschte, daß er sich selber heut so in den Schrank hängen könnte; wer weiß, ob die Walpurga ihm nicht den ganzen Spaß und die schöne Einnahme heut verdirbt.

Walpurga ging mit ihrem Manne die Straße am See dahin, die Großmutter stand mit dem Kind am Zaun und schaute ihnen nach; sie sagte dem Kinde leise vor: „Mutter," das Kind rief plötzlich laut: „Mutter!" Nochmals kehrte Walpurga um und wollte das Kind herzen, aber es verbarg sich wieder vor ihr und schrie, als sie es küssen wollte. Hansei stand grimmig dabei und holte mit der Hand aus gegen das Kind, aber Walpurga beruhigte ihn und sagte: „Man muß warten!"

Es begann bereits zum zweitenmal zu läuten, man machte sich rasch auf den Weg. Unterwegs schlossen sich Männer, Frauen und Kinder, die aus dem Dorfe und von Einzelhöfen auf die Straße kamen, den Beiden an. Hansei hätte sie gerne fortgejagt und sagte einmal leise: „Ich möchte mit Dir allein gehen."

„Sei geduldig," tröstete Walpurga, „gönne es ihnen daß sie Freude haben an unserm Glück." Sie war von Grund aus herzlich und zutraulich mit Allen. Hansei schaute über den See hin und an den Himmel hinauf, und dann wieder auf seine Frau, als wollte er sagen: Seht, sie ist wieder da! Er lächelte, als er die mitwandelnden Kinder untereinander sagen hörte: „Das ist jetzt die fürnehmste Bäuerin, die kommt gleich nach der Königin."

Das sogenannte Dritte, oder das Zusammenläuten, das eine gute Viertelstunde lang dauert, begann eben, als Hansei und seine Frau an der Kirche anlangten. Auch hier standen viele Gruppen, die sie bewillkommten. Es war noch gute Zeit, hier einstweilen zu plaudern.

Walpurga faßte die Hand ihres Mannes und ging mit ihm hinein in die Kirche. Sie waren die Erſten. Walpurga ſetzte ſich in die Frauenabtheilung auf ihren gewohnten Platz und Hanſei in die Männerabtheilung. So ſaßen ſie ſelbander und doch Jedes für ſich in der Kirche. Ueber ihnen läuteten die Glocken und ſie ſaßen ſtill in ſich gekehrt. Nur Einmal nickte Hanſei ſeiner Frau zu, ſie ſchüttelte abwehrend den Kopf. Keines von Beiden ſchaute mehr um, nicht rechts nicht links. Die Orgel erklang, und die Kirche füllte ſich mit Menſchen. Walpurga wußte, daß Dieſe und Jene neben ihr, aber ſie wollte hier von Niemand bewillkommt ſein und Niemand grüßen. Sie fühlte das Auge des Unſichtbaren auf ſich gerichtet.

Der Pfarrer predigte von der Heimkehr in die ewige Heimath. Es war, als ob er heute nur für Hanſei und Walpurga predigte; er ſprach nur zu ihnen.

Als nach dem Schluſſe der Predigt das Gebet für den König und die Königin und die ganze königliche Familie geſprochen wurde, war ein ſeltſames Wispern in der Kirche. Walpurga ſpürte, wie die Blicke Aller auf ihr ruhten, ſie ſchaute nicht auf.

Die Kirche war zu Ende, die Gemeinde ſtrömte hinaus; Walpurga wurde abermals von den ſpäter Gekommenen bewillkommt.

Der Küſter kam mit der Botſchaft, Walpurga und Hanſei ſollten zum Pfarrer in die Sacriſtei kommen. Sie traten ein; der Geiſtliche hieß ſie nochmals willkommen, pries ihr Glück und mahnte ſie zur Demuth.

„Ja, ja," ſagte Hanſei, „meine Schwiegermutter hat uns faſt das Gleiche geſagt, wie der Herr Pfarrer."

Der Pfarrer verſprach, ſie bald zu beſuchen, er ſei ſtolz darauf, ſolch eine Frau unter ſeinen Pfarrkindern zu haben. Hanſei fuhr mit der Hand dazwiſchen, als könnte er das Wort des Pfarrers mit der Hand ablehnen, er wollte zurückgeben: „Was nützen Eure Ermahnungen zur Demuth, wenn Ihr ſelbſt Einem ſolche Sachen ſagt?" Der Pfarrer winkte ihm und fuhr fort: „Ich reiſe nächſte Woche nach der Reſidenz, und da mußt Du ſo gut ſein, Walpurga, mir ein Briefchen an die Gräfin von Wildenort mitgeben."

„Von Herzen gern," erwiderte Walpurga.

Draußen betrachtete Hanſei ſeine Frau von Kopf bis Fuß. Alſo der Pfarrer bittet um Fürſprache ſeiner Frau! Ja, eine prächtige Frau iſt's, daß ſie bei all' dem nicht verdorben wird.

„O Hanſei," ſagte Walpurga plötzlich, „was iſt die Welt für ein Narrenſpiel! Da thun ſie Alles, um Einen ſtolz zu machen, und wenn man's nachher wäre, thäten ſie nichts als ſchimpfen."

Hanſei hatte ein gutes Wort darauf zu erwidern, wie er das faſt auch ſo gedacht, aber es war nicht Zeit dazu, denn vom Berg herab kam der Schneider Schneck mit ſeiner großen Baßgeige. Das ſchmächtige Männchen ſah gar wunderlich aus mit dem großen Inſtrument auf dem Rücken.

„Heidi! Da ſind ja die Hochzeitsleute!" rief der Schneider Schneck noch am Wieſenweg und rannte

ſchnell auf die Straße, und gab Hanſei und Walpurga die Hand.

„Was iſt? Was haſt Du denn?“

„Heut ſpiel' ich Euch auf!“

„Uns? Wer hat Dich denn beſtellt?“

„Schade, daß das meine Frau nicht mehr erlebt hat. Die thät ſich freuen! Wißt Ihr denn nichts davon? Mich und noch ſechs Muſikanten hat der Gemswirth beſtellt, heut' wird das große Feſt gefeiert, weil Du heimgekommen biſt, Walpurga. Der Förſter und der Oberförſter und das ganze Landgericht und ſechs Stunden weit im Umkreis iſt Alles eingeladen. Es iſt dumm, daß ich nur die Baßgeige habe, ſonſt thäte ich da gleich auf der Straße Eins aufſpielen.“

„Da haſt Du's,“ ſagte Walpurga leiſe zu ihrem Mann. „Der Gemswirth macht aus Allem Geld. Wenn es anginge, er ließe mir Violinſaiten über den Buckel ſpannen zum Geigen und Dir ließ' er die Haut abziehn zum Trommeln!“

„Geh voran, wir kommen ſchon nach,“ ſagte Hanſei zum Schneider Schneck. Auf dem Heimwege duldete er's nicht, daß Andere ſich ihm anſchloſſen; er wollte mit ſeiner Frau allein ſein, kein Menſch hat Antheil an ihr, ſie gehört ihm ganz allein.

„Jetzt wird's bald ein Jahr, daß wir da auf dem Steinhaufen geſeſſen haben, weißt noch? Da herum muß es geweſen ſein,“ rief Hanſei mit fröhlicher Stimme.

Walpurga gab keine rechte Antwort. Sie erklärte Hanſei, was für eine dumme Geſchichte das ſei, daß der Gemswirth aus ihrer Heimkehr ein Feſt mache; ſie

ginge aber mit keinem Schritt ins Wirthshaus zur Musik.

Hansei hatte die Lustbarkeit gar nicht so uneben gefunden, im Gegentheil, er freute sich schon, mit seiner Frau so mitten drin zu sitzen und Alle scherwenzeln um ihn herum; so etwas kriegt der Gruberjepp mit all' seinem Geld doch nicht. Es war eine große Ueberwindung, als er zuletzt sagte:

„Wie Du willst; Du mußt am besten wissen, ob sich's für Dich schickt."

Bald nach der Mittagskirche begann ein Fahren, Reiten und Laufen durchs Dorf, und vom Wirthshaus herab erscholl Musik, die Baßgeige des Schneider Schneck brummte gewaltig.

„Wenn ich mich nur wohin verkriechen könnte," klagte Walpurga.

„Da ist leicht geholfen," jubelte Hansei. „Recht so, wir Beide gehen allein miteinander."

Er ging durch die Hinterthür in den Grasgarten und löste den Kahn vom Pflock. Als die Kette über Bord rasselte, sagte Walpurga, die Hand auf die Brust legend:

„Du thust mir die Kette vom Herzen."

Sie stiegen in den Kahn und fuhren hinaus in den See. Wie ein Pfeil schoß der schlanke Kahn dahin über die glatte Wasserfläche.

„Der Pfarrer hat ja auch kommen wollen," sagte Walpurga, als sie schon eine gute Strecke weg waren.

„Der kann wiederkommen, der bleibt im Ort," meinte Hansei. „Jetzt fahren wir wieder ganz allein

miteinander, wie damals, wo der Verſpruch gehalten worden iſt.“

Auch Walpurga faßte die Ruder. Sie ſaß ihrem Manne gegenüber, Aug' im Auge, die vier Ruder hoben und ſenkten ſich, als wär's eine einzige Hand, die ſie bewegte. Die Beiden ſprachen kein Wort; ſie ſtemmten ſich vor- und rückwärts im gleichen Takt, und der Ruderſchlag war nur Einer. Sie hatten ſich nichts zu ſagen, ſie ſchauten nur fröhlich einander an, und der gleiche Ruderſchlag ſagte Alles.

Als ſie in die Mitte des Sees gekommen, hörten ſie vom Ufer laute Muſik und ſahen mit der Muſikbande eine große Menſchenmenge an ihrem Hauſe.

„Gottlob, daß wir davon ſind,“ ſagte Hanſei.

Sie fuhren weiter und weiter, drüben legten ſie an, ſtiegen aus und gingen Hand in Hand den Berg hinan. Sie ſaßen lange auf einer Anhöhe und redeten kein Wort. Endlich begann Hanſei:

„Walpurga, ich mein' — ſag' mir's ehrlich, ich mein', Du wirſt nicht gern Gemswirthin? Sag's frei heraus!“

„Nein, aber wenn Du's durchaus willſt —“

„Ich will nichts, was Dir nicht recht iſt.“

„Und ich auch.“

„Alſo laſſen wir den Gemswirth ſpringen?“

„Gern!“

„Wir können warten.“

„Wir bleiben einſtweilen, was wir ſind.“

„Es wird ſich ſchon ein guter Schick finden.“

„Das Geld wird nicht altbacken.“

„Und Du auch nicht! Ich hab' eine frischbackene Frau. Juchhe! Juchhe!"

Fröhlich sangen die Beiden, wie wenn ihnen eine Last abgenommen wäre, die sie sich selbst aufgebürdet hatten.

„Die Leute können über mich spotten, wie sie wollen, wenn wir nur zusammen sind in Ehren," begann Hansei wieder.

„Ich werde Dir das nie vergessen, Hansei. Schau, es kommt noch was —"

„Es soll gar nichts mehr kommen, es soll nur Alles dableiben."

Sie saßen lang auf der Anhöhe im Walde, und Walpurga rief:

„O, wie schön ist's doch auf der Welt! Wenn wir nur ewig so bei einander bleiben könnten! Es giebt doch nichts Schöneres, als so durch das grüne Laub und die grauen Stämme hinab auf den See zu schauen. Da sind zwei Himmel, einer oben und einer unten! Hansei, wir haben auch zwei Himmel, und ich mein', der hier unten wäre noch schöner."

„Ja, aber die Freude macht mir Hunger und Durst; ich muß was in den Magen haben."

Sie gingen hinab ins nächste Dorf. Es lag still und öde, nur da und dort saßen Leute vor den Thüren und plauderten und gähnten im heißen Mittag; Walpurga aber sagte:

„O Hansei, wie ist Alles so schön! Sieh' einmal den Schubkarren dort, und das aufgeschichtete Holz, und das Haus — ich weiß nicht, mit mir geht Alles herum und es ist mir, wie wenn mich Alles anlachen möcht'."

„Komm', Du mußt auch was eſſen und trinken, Du biſt ja wie aus der Welt draußen."

In der Wirthsſtube trafen ſie Niemand, als eine Unzahl Fliegen.

„Die haben viele Gäſte, ſie zahlen aber nichts" — ſagte Hanſei, und ſo unbedeutend das Wort war, die Beiden lachten aus vollem Halſe; die Freude lachte eben aus ihnen heraus und hatte nur auf einen Anſtoß gewartet.

Nach langem Rufen kam endlich die Wirthin und brachte etwas ſauren Wein und altes Brod; aber es ſchmeckte den Beiden gut.

Sie gingen wieder davon, und als es Abend wurde, ruderten ſie noch lange auf dem See herum. Der Abendthau ſenkte ſich nieder und Hanſei ſagte, auf eine entfernte Waldblöße deutend: „Das iſt unſere Wieſe."

Walpurga ſchien in ganz anderen Gedanken, denn ſie hielt die Ruder an und rief:

„Dort das kleine Häuschen, da ſind wir daheim, und da iſt unſer Kind — ich weiß gar nicht, wie das ſo iſt —"

Sie konnte nicht weiter ausdrücken, wie ihr zu Muthe war, als ob ſie immer über den See und über die Berge mit Allem, was ſie hat, fliegen und ſchweben müſſe; ſie ſchaute nur Hanſei groß an, bis dieſer ſagte:

„Freilich iſt das unſer Häuschen, und drin ſind unſere Kühe und Tiſche und Stühle und Betten. Walpurga, Du biſt ein närriſch Ding geworden, Dir iſt Alles ſo fremd."

„Hast Recht, Hansei; hab' nur Geduld mit mir, ich komm' eben zu Allem erst wieder heim."

Es hatte sie bei den ersten Worten Hanseis fast kränken wollen, daß er so trocken und kalt war und gar nicht verstand, wie hoch hinaus sie getragen war; aber schnell faßte sie sich wieder und erkannte, wie sie in der That seltsam geworden, und das nicht hierher gehört.

Sie kehrten heim und schlichen durch die Hinterthür in ihr eigenes Haus; sie fanden Alles wohlgeordnet und in guter Ruh. Sie wollten nichts von der Freude und den Menschen draußen, sie hatten genug an sich.

Sechstes Capitel.

Sind denn das nicht dieselben Menschen im Dorfe, die zu Weihnachten, als die Kleider für Hansei und die Mutter aus der Residenz ankamen, so schmähliches Gerede verführten? Sind das auf einmal lauter gute, liebreiche Seelen geworden?

Anfangs schien es in der That, daß sie sich zum Edelsten, was es giebt, zur reinen Mitfreude, erhoben hätten.

Nun aber — wenn es eine Wetterfahne gäbe für die Stimmung der Menschen, sie hätte sich schnell umgedreht.

Der Vorgang war natürlich.

Es giebt wenig Lustbarkeiten mehr im Dorfe, die hohe Kirchen- und Staatspolizei hat da arg gewirth-

schaftet. Es war daher nichts Geringes, daß das hohe Landgericht zu Ehren der Prinzenamme Musik und Tanz mitten im Sommer erlaubte; denn zu Allem, auch zur Musik, muß obrigkeitliche Bewilligung eingeholt werden.

Nun war Alles voll Fröhlichkeit, natürlich der Gruberſepp ausgenommen; er machte ein ſaures Geſicht zu dem lärmenden Getreibe und ging, nachdem er ſich am Mittag gut ausgeſchlafen hatte, auf ſeine Felder. Die Kleinbauern und Holzhauer, die Schiffer und Fiſcher, für ſolche paßt ein Gejohle und Gethue um nichts und wieder nichts, einen ernſten ſchweren Bauer ficht das nicht an.

Als aber Walpurga mit Hanſei davongegangen und der Hauptſpaß verdorben war, als ſogar der Herr Landrichter ſagte, das ſei unverſchämt — da trat eine Umwälzung in den Gemüthern ein, und Viele, die zur Einholung der Geehrten an der Gſtadelhütte beim See waren, überlegten jetzt miteinander, was für einen Poſſen man dem Hanſei und ſeiner hoffärtigen Frau ſpielen könne. Es ließ ſich Mancherlei ausdenken: man konnte den Kühen die Schwänze abſchneiden, die Thüren zunageln, die Fenſter einwerfen; die Menſchen waren überaus erfinderiſch in allerlei ſchnöden Poſſen, aber die Anweſenheit des Herrn Landrichters war dabei doch unheimlich. Der Trupp ging daher zurück ins Wirthshaus und erluſtigte ſich daran, tapfer gegen den Garnichts, gegen den Ammerich und ſeine einfältige Frau loszuziehen. Allmälig trat indeß wieder eine andere Wendung ein. Schadenfreude iſt auch eine Freude.

Man gönnte es dem Gemswirth, daß ihm die Lustbarkeit und die gute Zeche verdorben war, denn die Herrenleute fuhren bald davon und ließen ihm Braten und Kuchen auf dem Hals, daß er acht Tage lang davon knappern konnte. In der Küche weinte die Gemswirthin vor Zorn und Aerger, den sie am liebsten gegen ihren Mann losgelassen hätte. Nun ging's hin und her, und es war eine rechte Lustbarkeit, den Gemswirth aufzuziehen und ihn zu ermahnen, den Verlust des heutigen Tages noch auf den Hauskauf zu schlagen.

„Ich verkauf' gar nicht mehr," sagte der Gemswirth, „solche Leute dürfen mir nicht mehr in mein Haus."

Als Walpurga am Montag früh erwachte, war Hansei nicht da. Die Arbeitswoche beginnt; er war schon vor Tag mit der Sense auf seiner Bergwiese und mähte das thauduftige Gras nieder. Die Arbeit ging mit solcher Freude, Lust und Ruhe, als wenn ihm eine unsichtbare Kraft helfend die Hand führte. Als die Morgensuppe bereit war und Walpurga überall nach ihrem Mann gesucht, hinter dem Hause und über den See hinausgejodelt hatte, um ihn heimzurufen, sie glaubte, er sei zum Fischen hinausgefahren, da ging sie nochmals in den Vorgarten und schaute auf den Kirschbaum, vielleicht ist er da oben, obgleich das immerwährende Kirschenbrocken zu viel und nicht recht wäre. In demselben Augenblick kam Hansei mit seiner Sense, die in der Morgensonne glänzte, den Berg herab. Walpurga winkte ihm, er kam schneller und berichtete,

was er bereits vollbracht. „Ah," sagte er, sich am Frühstückstisch ausstreckend, „das thut gut; schon was geschafft zu haben und dann heimkommen, und da ist Frau und Kind und Mutter, und die haben was Warmes bereit, — ah, das schmeckt! Der Sonntag ist schön, aber noch schöner ist der Werktag. Ich möchte nicht eine von Deinen Herrschaften sein, die das ganze Jahr Sonntag haben. Wenn ich nur recht viele Aecker hätt' und Wiesen und Wald, daß ich immer im Eigenen schaffen könnte!"

„Will's Gott, kriegen wir die," erwiderte Walpurga.

Man saß wohlgemuth beisammen und Alle waren ins Herz hinein froh und das Kind jauchzte. Da kam eine Magd des Gemswirths und brachte Hansei sein eigenes Bierseidel, worin sein Name auf dem zinnernen Deckel eingegraben war, mit dem Bedeuten, der Gemswirth ließe sich für künftighin seinen Besuch verbitten.

Hansei ließ dem Gemswirth zurücksagen, er möge ihm auch die zweihundert Gulden schicken, die er ihm noch schuldig sei. Er that's eigentlich nicht gern, daß er diese Botschaft durch die Magd gab, aber er mußte doch auch einen Trumpf draufsetzen.

„Und sag' ihm noch," rief er der Magd nach, „man hat ihn schon lang gewarnt, er kommt einmal an den Unrechten. Sag' ihm nur, ich sei der Unrechte, an den er gekommen ist."

Hansei konnte doch nicht umhin, das leere Bierseidel mit Wehmuth zu betrachten. Das bleibt nun leer, wer weiß, wie lang, vielleicht auf ewig, und es ist keine Kleinigkeit, im Dorfe vom Wirthshaus

ausgeschlossen zu sein, es ist fast so hart, wie in einer kleinen Residenz, wo der Fürst Gastereien giebt, nicht hoffähig zu sein. Es ist frisch angestochen! wird's heißen, Es ist ein Weinkauf! Es sind unterhaltsame Fremde da ... Vom Besten, was nun im Dorfe vorgeht, hat er nichts mehr. Betrübt schaute Hansei auf sein Deckelglas und spürte schon jetzt all den Durst, den er ins Künftige nicht wird löschen können.

Es dauerte nicht lange, da kamen Holzschläger, bevor sie in den Wald gingen, zu Hansei und erzählten ihm voll Mitleid, was Alles gestern über ihn und seine Frau gesprochen worden. Sie schimpften weidlich auf die Leute, die dem Gemswirth zu Gefallen einen braven Mann, dem man doch nichts nachsagen kann, so verunehrten.

„Schadet nichts," erwiderte Hansei, „im Gegentheil, man wird gescheidter, wenn man sieht, was die Menschen herausprudeln, wenn man ihnen die Zunge hebt."

„Und die Jägdler, Deine Kameraden, haben gesagt, sie hätten Dich immer nur zum Narren mitlaufen lassen."

„Meinetwegen. Ich will ihnen schon zeigen, daß ich bei ihnen gescheidt worden bin."

„Hat denn gar Niemand gut von uns gesprochen?" fragte Walpurga.

„Doch, doch," erwiderte der Spinnerwastl, der es mit Hansei gut meinte, aber es auch mit dem Gastwirth nicht zu verderben wagte, „der Doktor, das ist ein Herzfreund von Euch; der hat gesagt, rechtschaffen Recht hat die Walpurga gethan, das ist noch ihr

geſcheidteſter Streich. — Und er hat geſagt, er kommt bald mit ſeiner Frau expreß, um Dich zu begrüßen.“

Nun ermahnten die Holzhauer Hanſei noch und erzählten, wie auch Andere mit einſtimmten: Es ſei ſchon lang nichts mehr mit der alten Wirthſchaft, er ſolle doch ſelber um die Wirthsgerechtigkeit einkommen; es könne ihm ja gar nicht fehlen, daß ſie ihm gewährt würde, und dann könne er den Gemswirth trockenlegen, daß ſeinen Fäſſern die Reifen abſpringen.

Hanſei nickte fröhlich. „Wart du, dich wollen wir!“ knirſchte er vor ſich hin, ballte die Fäuſte, ſtreckte die Arme und hob ſich in den Schultern, als wollte er jetzt gleich den Gemswirth mit einem Schlag zu Boden werfen, daß er das Aufſtehen vergeſſe. Aber Walpurga ſagte: „Wir thun Niemand was, laſſen uns aber auch nichts anthun.“

„Haſt Du nichts zum Trinken?“ fragten die Holzhauer. Sie wollten doch auch einen Lohn für ihre Nachrichten.

„Nein, ich hab' nichts,“ ſchloß Hanſei, „und ich muß auf meine Wieſe, Heu wenden.“

Die Männer gingen davon, und bis weit in die Berge hinein ſchimpften ſie nun auf Hanſei: „So iſt's, wenn der Bettelmann auf den Gaul kommt; nicht einmal einen Trunk giebt er, wenn man ihm Nachrichten bringt.“

Der Spinnerwaſtl hatte nicht den Muth, zu widerſprechen, er wußte, daß Hanſei ihm wohl gern etwas gegeben hätte, aber nicht den Anderen.

Hanſei ſtarrte noch lange auf ſein verwaiſtes Deckelglas. Endlich ſagte er:

„Meinetwegen. Ich hab' allein mit Dir auf der Welt ſein wollen, Walpurga. Jetzt ſind wir's. Ich brauch' gar nichts von der Welt."

„Der Gemswirth iſt noch nicht die Welt," tröſtete Walpurga.

Hanſei ſchüttelte den Kopf, als wollte er ſagen, eine Frau kann nicht verſtehen, was es heißt, vom Wirthshaus ausgeſchloſſen zu ſein, wie ein Trunkſüchtiger, dem es von Gerichtswegen verboten iſt.

„Er kann mir's eigentlich gar nicht verbieten," polterte er, „ich weiß auch, was Rechtens iſt; ein Wirth muß jedem Gaſt einſchänken, der kommt; aber ich thu' ihm die Ehre nicht an, ich geh' gar nicht mehr zu ihm."

Walpurga ging mit ihren Gedanken den Holzhauern nach, ſie ahnte, wie ſie bös reden.

„Wir hätten den Holzhauern doch was geben ſollen, ſie ſchimpfen jetzt gewiß auf uns."

„Man kann nicht allen Leuten die Mäuler ſtopfen," erwiderte Hanſei. „Laß ſie ſchimpfen. Und fang' jetzt nur nicht mit Reumüthigſein an. Jetzt müſſen wir feſt hinſtehen. Was gemäht iſt, iſt gemäht." Mit verändertem Tone fuhr er fort:

„Wenn wir uns tapfer dazu halten und fleißig wenden, an dem Berg brennt die Sonne ſo gut, da können wir noch heute Abend Heu einführen. Es iſt heute ein Wetter, das Gras wird Einem unter der Senſe zu Heu. Aber es braut etwas im See, wir können im Handumdrehen ander Wetter kriegen und ich möcht' mein Heu gern trocken unter Dach bringen. Willſt Du mit hinaus?"

Walpurga war mit Freuden bereit. Aber auch die Mutter wollte mit, und nun wurde zu Essen mitgenommen für den Mittag, und die ganze Familie wanderte nach der Bergwiese. Hansei trug das Kind, Walpurga führte den Schubkarren und die Großmutter trug das Essen im Handkorb. So wanderten sie dahin. Der Hund, der ungeheißen auch mitgegangen war, ging von Einem zum Andern. Der Thau war bereits aufgesogen von Feld und Wiese, sie gingen durch den schattigen Wald.

„Daß ich den Schubkarren führe, ist mir lieber, als wenn ich in der Kutsche fahre," sagte Walpurga einmal.

Als es bergan ging, wechselte man, die Großmutter nahm das Kind, Walpurga das Essen und Hansei führte den Schubkarren. Erst als das Kind schlief, konnte es Walpurga auf den Arm nehmen, und sie war glückselig, ihr Kind durch den grünen Wald zu tragen. Einmal schlug es die Augen auf und sah sie an, aber es schloß die Augen schnell wieder und schlief weiter.

Auf der Wiese wurde das Kind an einem schattigen Platze, wo man es immer im Auge hatte, niedergelegt, der Hund wachte bei ihm. Hansei und die beiden Frauen arbeiteten nun emsig. Hansei rief Walpurga zu, sie solle nicht so schnell wenden, sie werde sonst auch bald müde, sie sei es ja nicht mehr gewohnt. Sie arbeitete nun gemächlicher.

„Die Wiese ist von Deinem Geld," sagte er einmal.

„Sag' das nicht, versprich mir, daß Du das nie mehr sagst. Gelt, Du sagst so was nie mehr?"

„Nein, ich versprech' Dir's."

Es wurde heiß bei der Arbeit und Walpurga sagte einmal, als sie Hansei wieder nahe kam:

„Die Sonne, die das Gras trocknet, treibt uns die Schweißtropfen aus. Auf der Sommerburg wird auch jede Woche Gras gemäht, sie lassen es da nie hoch werden und halten darauf, daß im Gras gar keine Blumen sind; es soll aber kein gutes Futter sein."

„Du hast viele Gedanken," erwiderte Hansei, „bist Du noch nicht müde?"

„O nein, ich bin lang ausgeruht, und weißt Du, was mich am meisten freut? Schau, das:" Sie zeigte eine sich bildende Schwiele in der Hand.

Vom Thale herauf läutete es elf Uhr, das war das Zeichen, sich ans Mittagessen zu machen. Hansei holte schnell Holz aus dem Walde zusammen, es wurde ein lustiges Feuer angezündet, so daß das Kind immer jauchzte und die Großmutter es nur mit aller Kraft auf ihrem Schooß halten konnte; man wärmte die Suppe, und Hansei rauchte derweil seine Pfeife. Die drei aßen auf dem Boden sitzend gemeinsam aus einer Schüssel, und endlich streckte sich Hansei aus und sagte:

„Ich will eine Viertelstunde schlafen."

Auch Walpurga legte ihr Haupt auf den Boden, nur die Mutter wachte mit dem Kinde.

Hansei schlief nicht lang. Er machte ein fröhliches Gesicht, als er seine Frau neben sich auf dem Boden

schlafen sah; er winkte der Mutter, sie sollte Walpurga nicht wecken. Das Kind wurde wieder in seinen Korb gesetzt neben die Mutter, die ruhig weiterschlief, Hansei und die Großmutter arbeiteten nun unten an der Berghalde. Die Sonne warf schon schräge Strahlen, als Walpurga erwachte. Es rührte sie etwas an, das sie wunderbar durchzuckte; sie schlug die Augen auf und in ihre Augen leuchteten die ihres Kindes und seine Händchen spielten auf ihrer Wange. Das Kind war aus seinem Korbe herausgekrochen und zur Mutter hingerutscht. Walpurga hielt sich still, sie wagte kaum zu athmen und schloß die Augen wieder, um das Kind nicht zu verscheuchen. „Mutter!“ rief jetzt das Kind; sie hielt noch immer an sich, sie glaubte, das Herz müsse ihr zerspringen. „Mutter! Mutter!“ rief das Kind heftiger, und jetzt erhob sie sich und herzte das Kind, es ließ sie gewähren. Vor Freude sank sie in die Kniee und hielt das Kind hoch, es lachte.

Sie sprang wieder auf, hielt das Kind empor in beiden Händen, eilte zu den Ihrigen und rief: „Hansei! Mutter! das Kind ist mein!“ Und das Kind hielt sie mit den Armen fest umschlungen.

„Jetzt thu' gemach in Deiner Freude,“ ermahnte die Mutter, „Du kannst das Kind verwöhnen, wenn Du ihm zeigst, daß Dir so viel an seiner Liebe liegt. So, Burgei, jetzt ist's genug,“ sagte sie zu der Kleinen. „Setz' sie ab, Walpurga und schaff' weiter mit uns.“

Walpurga that wie ihre Mutter befahl, aber sie schaute immer hinüber nach dem Kinde; es wendete sich nicht nach ihr, es spielte mit dem Hunde, der sich zu

ihm gefellt hatte. Jetzt kollerte es von dem Heuhaufen herab. Walpurga ſchrie laut auf, aber die Mutter rief: „Laß es in Ruh'!“ Das Kind hob lachend das Köpfchen, rutſchte vergnüglich weiter bis zur Großmutter, dann ſchaute es hinüber zur Mutter.

Das Heu war dürr, Hanſei eilte nach Hauſe, um die Kühe anzuſpannen und die Fuhre heimzubringen. Man mußte, um zum Wagen zu gelangen, der nur auf der Straße halten konnte, das Heu weit hinabtragen auf einen großen Haufen. Walpurga ſagte, daß ſie lang genug geſchlafen und auch lang genug nichts gearbeitet habe; ſie ließ die Großmutter nur wenig bei dieſer Arbeit helfen.

Hanſei kam, es wurde aufgeladen, Großmutter, Mutter und Kind ſaßen auf dem hohen Heuwagen, auch Hanſei ſetzte ſich zuletzt hinauf. Es war ſchon Abend, der See begann bereits ſich dunkler zu färben, und nur manchmal ſah man weißblaue Lichter auf ihm ſpielen.

„Jetzt können die Menſchen reden, was ſie wollen,“ ſagte Walpurga, „wir ſitzen da oben, hoch über Allen!“

Die Mutter und Hanſei ſahen einander an und dieſer Blick ſagte: Es iſt doch wunderlich, wie die Walpurga aus Allem ſo beſondere Gedanken hat.

Bald war es ſtill in dem kleinen Häuschen am See. Alles ſchlief arbeitsmüde und glücklich, und das ganze Haus war durchduftet vom friſchen Heu.

Siebentes Capitel.

Die Leute in der Gstadelhütte merkten nichts davon, daß in der Nacht der Staub auf der Straße aufwirbelte, Wolken den Himmel überzogen und endlich ein mächtiges Gewitter losbrach, das bald von einem starken Regen abgelöst wurde. Es regnete noch, als Hansei am Morgen den Kopf zum Fenster hinausstreckte, und dann zu Walpurga gewendet sagte:

„Siehst Du, daß ich Recht gehabt gestern? Das Wetter ist umgeschlagen, gottlob, daß unser Heu trocken herein ist."

„Ja," entgegnete Walpurga, „das war gestern ein Tag; o was für ein Tag, nichts als Tag!"

Es hörte vom Morgen bis zum Abend nicht auf zu regnen und dazu wehte ein scharfer Wind, die Wellen des Sees gingen hoch und rauschten und brachen sich klatschend am Ufer.

„Wie gut ist's doch, ein Haus zu haben mit einem Dach drüber," sagte Walpurga.

Hansei schaute sie wieder verwundert an: Walpurga entdeckte Alles auf der Welt noch einmal. Aber jetzt war sie glückselig mit ihrem Kind, das fest an ihr hing; es nannte sie Mutter und die Großmutter „Mamme."

Walpurga stand mit dem Kind unter der Stallthür und warf den Finken, die heute keine Nahrung fanden, Brodkrumen zu; die Finken nahmen die Brodkrumen auf und flogen damit hinweg zu ihren Jungen.

„Die haben auch Kinder daheim," sagte sie zu ihrer Burgei, und plötzlich unterbrach sie sich: „Burgei, wir

sind miteinander in der Sonne gewesen, jetzt wollen wir auch mit einander im Regen sein." Sie sprang mit dem Kinde hinaus in den warmen Regen, dann wieder herein in den Stall. Sie trocknete sich und das Kind und sagte: „Gelt, das ist schön gewesen? und jetzt regnet's auch draußen auf unsere Wiese, und da wächst wieder neues Gras, und mein Kind muß auch wachsen, und wenn wir das Grummet einthun, kannst Du schon laufen."

Walpurga wußte vor Freude gar nicht, was sie anfangen sollte, da ihr das Kind gegeben war; auch das Kind war glückselig, wie noch nie. Diese junge Mutter spielte doch noch heiterer als die Mamme, und ihr Lachen war so hell und sie zählte seine Finger ab und freute sich mit jedem Gelenke und erneute alle jene wundersamen Kinderspiele, die die übersprudelnde Mutterliebe erfunden.

Den ganzen Tag genoß Walpurga keine Speise, sie schmeckte nur so viel davon, als sie von dem Brei hatte, den sie löffelweise im Munde probirte, bevor sie ihn dem Kinde gab. Es regnete unaufhörlich. Hansei spaltete Holz im Schuppen, plötzlich kam er in die Stube und sagte: „Wir sind doch gestern leichtsinnige Menschen gewesen. Die Leute wissen, daß Du so viel Geld heimgebracht hast, und wir haben das Haus allein gelassen. Hast Du nachgesehen, ob Alles noch da ist?"

Walpurga erschrak ins Herz hinein. Sie schaute schnell nach, es war Alles noch da.

„In den nächsten Tagen muß das an einen sichern Ort, wenigstens muß jetzt immer Eins von

uns daheim bleiben;“ ſagte Hanſei und ging wieder an ſeine Arbeit.

Die Menſchen haben an Regentagen Langeweile. Was giebt es da Beſſeres, als zuſammenzuſitzen und über irgend einen Abweſenden loszuziehen? Am Mittag ſagte Hanſei: „Heute iſt's beim Gemswirth den ganzen Tag geſteckt voll.“ Es wurmte ihm doch ſehr, daß er nicht auch dabei ſein konnte; und wie luſtig könnte er heute ſein! Da könnte man die ſechs Maß Wein austrinken, und jetzt muß er ſie den Schelmen ſchenken.

Walpurga ſetzte hinzu: „Ja und ſo viel ich die Menſchen kenne, ſchimpfen ſie über uns, weil es uns gottlob gut geht. Ich mein', ich hab' die Menſchen bisher nur auswendig gekannt, jetzt kenne ich ſie inwendig.“

„Du haſt ja geſagt, wir wollen nichts danach fragen, was die Leute denken?“ erwiderte Hanſei.

Walpurga hatte ein wunderbares Geſchick, mit ihren Gedanken in alle Häuſer, an den Rathhausbrunnen und ins Wirthshaus zu wandern und genau auszuſinnen, was da die Menſchen alle vorbringen und über ſie losziehen. Sie brauchte nicht lange auf Beſtätigung zu warten. Es kamen wieder Leute, Männer und Frauen, und berichteten Alles. Der Schreiner, der damals am Abſchiedstage Haus und Aecker angeboten hatte, kam jetzt, um von Hanſei Geld zu borgen, da ihm eine Hypothek gekündigt war. Zur Einleitung glaubte er nichts Beſſeres thun zu können, als Hanſei zu verſichern, er ſei ſein einziger Freund, ſonſt habe er keinen Menſchen im Dorf, der ihm wohlwolle.

Hanſei ſagte rundweg, daß er kein Geld ausleihe, dadurch werden aus guten Freunden Feinde. Der wohlwollende Zuträger machte ſich bald davon.

Es war nun in der That ein böſes Leben im Dorfe. Die Verſchließung des Wirthshauſes war nur eine Probe davon. Kein Menſch bot mehr freiwillig die Zeit und man dankte kaum einem Gruß. Walpurga hatte ſich doch ſehr daran gewöhnt, von den Menſchen gelobt und beſonders angeſehen zu werden; ſie war jetzt oft tief traurig. Vor Allem kränkte ſie, daß man jene Nacht mit der gewonnenen Wette ſo verunſtaltet in der Leute Mäulern herumtrug, daß ſich's gar nicht erzählen läßt; ihr aber wurde es doch erzählt, und es war ihr, als ob man die Verſchwiegenheit des Ehegemachs vor aller Welt aufgeriſſen und auf den Markt geſtellt hätte; ſie fühlte ſich in ihrem eigenen Hauſe nicht mehr ſicher und erſchrak über jedes Geräuſch, wenn der Hollunderbaum hinter dem Haus am Dache kratzte, wenn der Hund an der Kette bellte; jede Nacht vor Schlafengehen probirte ſie noch einmal die Fenſterladen, ob ſie auch feſt geſchloſſen ſeien.

„Ich glaub' nicht," klagte ſie, „daß die vornehmen Menſchen ſo ſchlecht ſind, wie die Leute im Dorf."

„So?" ſagte die Mutter, „ich kenne ſie freilich nicht, aber ſo viel ich mir hab' ſagen laſſen, ſind die vornehmen Menſchen gerad ſo ſchlecht und gerad ſo gut wie die gemeinen; auf die Kleider kommt's nicht an."

„Du biſt gerad' wie die Oberhofmeiſterin, Du wärſt auch ſo, wenn Du Dein Lebenlang im Schloſſe

festgesessen hättest," sprach es aus den Mienen Walpurgas zu ihrer Mutter.

Eine seltsame Bewegung ging im Gemüthe der Heimgekehrten vor, sie hatte zwei Welten auszugleichen, und sie verpflanzte in Gedanken oft Figuren aus dem Dorfe an den Hof und umgekehrt. Sie schaute oft wie verwirrt drein und wußte nicht mehr, was sie blos gedacht und was sie erlebt hatte.

Wenn Hansei zuhörte, wie die Frau und die Großmutter über die Menschen hin und her redeten, lächelte er in sich hinein:

„Die Weiber sind doch nur halbe Menschen, bald denken sie so und bald so; es ist nichts Festes an ihnen."

Hansei war, nachdem er zwei, drei Abende den Gang ins Gemswirthshaus verwunden hatte, lustiger als je.

„Ich freue mich," sagte er, „daß ich mir doch auch etwas abgewöhnen kann, wenn's sein muß. Ich glaube, daß ich mir auch das Rauchen abgewöhnen könnte."

In diesen trüben Tagen zeigte sich der ganze Charakterunterschied zwischen Walpurga und Hansei. Wer sie so obenhin betrachtete und das Frohgemuthe und Aufgeweckte der Walpurga sah und dagegen das Verdrossene und Ungelenke Hanseis, der konnte kaum anders glauben, als daß Walpurga obenan stehe. In Walpurgas Gemüth war es, wie in den Bergen: wenn es trüb und regnerisch ist, liegt Alles in ödem Dunkel; kaum blickt die Sonne wieder, so ist Alles durchleuchtet, das Wiesengrün so schimmernd, der See so dunkelblau, jede Höhe und jede Waldbucht so klar

und rein. Walpurga ward immer beſſer, immer ſtrahlender, wenn es gut ging; bei hellem Sonnenſchein ging ſie auf und glänzte wie eine Blume. Hanſei blieb ſtark und wurde immer feſter bei ſchlechtem Wetter. Wenn der Sturm raſ'te und mächtig an Zweig und Stamm riß, hin und her, auf und ab, da wehrte er ſich und hielt Stand; er hatte etwas von der rauhrindigen wetterharten Eiche; die grünt nicht ſo ſchnell beim erſten Frühlingsſonnenſchein, ſie ſteht lange dürr, während Alles um ſie her ſchon mit Laub geſchmückt iſt, dann aber übertrifft ſie auch an Kraft und Pracht Alles um ſich her.

Ja, Hanſei hatte ſich in dieſem Jahre noch mehr verändert, als Walpurga.

Wenn man einen Baum, der in dünner Erdkrume dürftig Nahrung ſaugend auf einem Felſen wurzelte, wo Wind und Wetter mit ihm rauſten, in ſaftiges Erdreich verpflanzt, ſcheint er anfangs zu verkümmern, dann aber ſprießt er mächtig auf. So auch war es Hanſei ergangen. Plötzlich aus Sorge und Mühſeligkeit in ein neues Daſein verſetzt, war er dem Verkommen nahe; dann aber gedieh er mächtig und jetzt zeigte ſich ſein beſonderer Halt und die Kraft, die in ihm ruhte, da er genöthigt war, ſich zuſammenzunehmen, um nicht von der wenn auch gutmüthigen doch ſtark ſelbſtbewußten Natur Walpurgas unterdrückt zu werden.

Anfangs war Walpurga ihrem Manne faſt bös über ſeine Unempfindlichkeit; ſie ging immer im Zorn umher, ſchärfte die Lippen und ballte die Fäuſte; ſie wollte den Menſchen etwas anthun, um ſie zu züchtigen,

Hanſei aber blieb ruhig, es war ſeine Art nicht, ſich mit vielem Denken den Kopf heiß machen zu laſſen. Allmälig ſah Walpurga ein, daß Hanſei doch viel mehr war als ſie: ſie wäre trotz ihres häuslichen Glückes abgeſtorben und verblaßt unter den abgewendeten Blicken der Menſchen, wie eine Pflanze, der man den Sonnenblick verbaut hat. Sie war ſo eingehegt in ihre Zornesgedanken, daß ſie nur das ſah, hörte und empfand, was ihrem Zorn Nahrung gab und ihn noch mehr reizte. Hanſei dagegen lebte ruhig weiter und ſuchte ſie zu begütigen, und jetzt zum Erſtenmal ſah Walpurga in voller Klarheit die Kraft ihres Mannes. Der ließ ſich nicht aus ſeiner Gangart bringen; er war wie ein Pferd, das ſeinen Trab fortgeht, unbekümmert um den Hund, der neben ihm bellt, und ſobald der Weg ſich bergan zieht, geht es ruhig im Schritt und läßt ſich nicht ins Traben bringen.

Walpurga beugte ſich in wahrer Demuth vor ihrem Mann; er könnte behender, witziger und aufgeweckter ſein, aber braver und feſter nicht.

Achtes Capitel.

Es war Gemeinde-Verſammlung.

Hanſei wurde auf das Rathhaus entboten. Der Gemeindediener ſagte ihm, daß es ſich um neue Einſchätzung handle; er ſolle nun, da er zu Vermögen gekommen ſei, mit einem höheren Steuerſatz belaſtet werden.

„Juſt Alles auf den Kreuzer anzugeben brauchſt Du nicht," ſchloß er.

„Ich geb' Alles an. Gottlob, daß ich ſteuern kann," entgegnete Hanſei.

Walpurga nahm das mit einer gewiſſen Gier auf. Jetzt war der Zeitpunkt da, wo das, was ſchon ſeit vielen Tagen in ihr kochte, überfließen konnte. Sie wollte mit aufs Rathhaus gehen, da ſind alle beiſammen, ſie will ihnen die Meinung ſagen. Hanſei beſchwichtigte, daß das nicht gehe, und nun war der Gemeindediener für ſie der richtige Mann; er ſollte der ganzen Gemeinde berichten, was er von ihr gehört hat, und ein Ueberſchwall von Zornesworten ſprudelte aus ihr heraus. Sie drohte mit dem König, mit allen Zuchthäuſern, als ſtünden ihr alle zu Gebote, und ganz neue Strafen wußte ſie zu erfinden.

„Komm' mit," ſagte Hanſei zum Gemeindediener. Unterwegs gab er ihm ein gutes Trinkgeld und erklärte, daß ſeine Frau noch nicht ganz auf ebenem Boden ſei und es ihr natürlich noch von Vielem im Kopfe ſtürme. Der Gemeindediener beruhigte Hanſei, ſein Amt bringe es mit ſich, Vieles zu hören und zu ſehen, was man nachher nicht gehört und geſehen haben müſſe, und das Weibervolk hätte ſeine beſondere Art; einmal ſo recht ausladen, das ſei den Weibern eine Hauptluſt; ſie ſeien nachher wieder ganz wohl.

Hanſei wurde auf dem Rathhauſe lange aufgehalten. Der Gemswirth, der hier als Gemeinderath am Tiſche ſaß, machte ſich ein beſonderes Vergnügen daraus, ihn in die Klemme zu nehmen; hier war er in Amt und

Würden und wie mit einem Schilde gedeckt; er legte es darauf an, daß Hansei ihn beleidige, dann konnte man ihn einsperren und dem hoffärtigen Bettelvolk auf Einmal seine ganze Ehre abwischen. Hansei merkte, wohin das abzielte, und Alle staunten, wie er so manierlich sprach; den Gemswirth nannte er nicht anders als Herr Gemeinderath. „Das hat ihm gewiß seine Frau eingegeben, die im Schloß ausstudirt hat," flüsterten die Gemeinderäthe einander zu.

Es regnete ausgiebig während der ganzen Dauer der Gemeinde-Versammlung, und um das Rathhaus schlich Walpurga und lauschte. Wenn es da oben was giebt, wollte sie hinauf und ihnen Allen sagen, was sie sind. Sie spürte nichts von dem Regen, der durch ihre Kleider drang, denn ihr ganzes Wesen glühte. Endlich hörte sie Poltern auf der Treppe. Viele kamen herab; sie eilte heimwärts.

Voll Selbstgefühl kehrte Hansei heim, er hatte sich selbst bezwungen und hatte mehr gesiegt, als wenn er mit Knitteln um sich geschlagen; aber im Hause fand er große Zerstörung.

Walpurga war im Regen umhergegangen, dann plötzlich wie gejagt heimgekommen und vor den Augen der Mutter in der Stube ohnmächtig auf den Boden gesunken. Jetzt war sie wieder lebendig, aber sie fieberte, daß ihr die Zähne klapperten; sie öffnete einmal die Augen, schloß sie aber schnell wieder.

Hansei wollte sogleich fort zum Doctor; die Mutter bat, einen Boten zu schicken und bei ihr zu bleiben. Ehe der Arzt kam, saß Walpurga wieder

aufrecht im Bett und konnte erzählen, wie es ihr ergangen.

Hanſei berichtete, wie er den Gemswirth mit lauter Höflichkeit erwürgt habe. Da blitzte es über das Antlitz Walpurgas und ſie reichte ihm die Hand.

„Du biſt — Du biſt ein ganzer Mann,“ ſagte ſie, und jetzt weinte ſie, daß die Thränen ſtromweiſe über ihre Wangen floſſen.

„Das iſt gut,“ nickte die Großmutter Hanſei zu, „das erleichtert ihr den Kopf; ich hab' gefürchtet, es ſei ihr zu Kopf geſtiegen; jetzt iſt Alles gut, jetzt geh' Du!“

Hanſei ging hinaus. Er ſtand am Fenſter und ſtarrte hinaus in den Regen. Wenn deine Frau ſtirbt, oder wenn ſie lebt und ärger iſt als todt, wenn ſie ... er wagte nicht das Wort zu denken, er fuhr ſich mit der Hand durch die Haare, die ihm zu Berge ſtanden.

Die Mutter kam heraus und berichtete:

„Gottlob, ſie ſchläft; wenn das gut vorüber iſt, dann ſind wir aus Allem heraus. Das iſt nichts Geringes, wie ſie jetzt aus dem Schloſſe dahergeſetzt iſt, aus lauter Ehren und Verhätſchelung in die grobe Bosheit hinein, und da hat ſich Zorn und Häſſigkeit in ihr zuſammengerollt, das hat einmal heraus müſſen; gottlob, daß es jetzt heraus iſt. Daß die Menſchen ſich ſo gemein gezeigt haben, das iſt unſer Glück. Glaub' mir, ſo gut ſie auch ſonſt iſt, ſie hätt' ſich im Haus an Alles geſtoßen und nichts wär' ihr recht geweſen, wenn das nicht gekommen wär'.“

So tröſtete die Mutter, und Hanſei nickte.

Walpurga ſchlief, und ihre Wangen glühten hochroth. Hanſei trug das Kind auf dem Arme und ſtand lange vor dem Bett ſeiner Frau, ſie betrachtend.

Erſt am Morgen kam der Doctor. Er fand Walpurga ſchon munter, aber unſäglich matt. Er verordnete ſtrenge Mittel, und ſchon nach zwei Tagen war Walpurga wieder ganz wohlauf. Sie ſah nun erſt recht, an welchem Abgrunde ſie geſtanden und wie glücklich ſie hinübergekommen war.

Jetzt erſt war ſie ganz daheim und frohgemuth in allem Thun.

Die Großmutter und Walpurga wuſchen am See.

„Ja, das iſt unſer Geſchäft: ſauber halten," ſagte Walpurga. „Wenn ich zu den Bergen aufſchaue, da ſind die Felſen und die Wälder, da machen doch nur die Männer Häuſer draus und meißeln und hauen; was eben mächtig und ſtark iſt, iſt Mannesgeſchäft; wir Weiber ſind doch die Minderen, wenn man uns auch einredet und wir uns ſelber einbilden, wunder was wir ſeien."

Die Mutter lächelte und ſagte: „O Kind, Du holſt Deinen Verſtand weit her; aber das Rechte haſt Du."

„Mein Hanſei iſt ein echter beſtandener Mann," fuhr Walpurga fort.

„Wol, wol," verſetzte die Mutter mit glücklicher Miene. „Er meint nicht ſo viel in der Welt und denkt nicht das und jenes, aber wenn's d'rauf ankommt, weiß er, was er zu thun hat und wie er ſich hinzuſtellen hat. Und ſo iſt Dein Vater ſelig auch geweſen. Du haſt's gut, Du biſt gleich nach Deinem erſten Kind zu der Einſicht gekommen, ich erſt nach

meinem dritten, oder eigentlich erſt recht, bis mir alle Kinder geſtorben ſind, bis auf Dich allein."

„Guten Tag beiſammen!" ſagte plötzlich ein kleines dürftig ausſehendes Männchen.

„Mein Peter!" ſchrie die Großmutter, „das iſt gut, daß Du ſchon da biſt. Und das iſt Deine Tochter? Wie heißt ſie denn?"

„Gundel."

„Grüß Euch Gott!" rief die Großmutter wieder und machte lange Vorbereitungen, denn ſie wiſchte ſich immer die naſſe Hand ab und ſteckte ſie zuletzt doch wieder ins Waſſer, bevor ſie ſie dem Bruder reichte.

Das kleine Männchen machte ein verwundertes Geſicht; ſo hatte ſich ſchon lange Niemand mehr mit ihm gefreut, aber freilich, hier kommt er in ein Haus, das von lauter Freude überſtrömt.

Die Großmutter führte ihren Bruder an der Hand nach dem Hauſe; ihre Mienen wurden traurig, das arme Männchen ſah gar ſo erbärmlich aus.

Drinnen gab ſie dem Bruder und der Nichte ſchnell etwas zu eſſen. Nachdem man gegeſſen, führte ſie die Gundel zum Waſchzuber am See.

„Da ſchaff' bis Mittag, dann weißt Du gleich, wo Du daheim biſt." Sie kehrte zu ihrem Bruder zurück und hieß ihn nochmals willkommen. Das Männchen klagte, daß es ihm gar hart gehe; die Großmutter nahm Walpurga in die Kammer und fragte:

„Wie viel Geld haſt Du mir zur Reiſe in meine Heimath geben wollen?"

„So viel Ihr braucht.“

„Nein, ſag' mir wie viel.“

„Wären zehn Gulden genug?“

„Haufengenug. Gieb ſie mir gleich.“

Walpurga gab ihr ein Zehnguldenſtück, dann aber ſagte ſie:

„Mutter, ich hab' Euch ja noch keine Mitbring gegeben.“

Sie nahm noch mehrere Guldenſtücke, reichte ſie der Mutter und ſagte: „Da nehmt das und verſchenkt es. Ich weiß, das iſt Euch doch das Liebſte, daß Ihr ſchenken könnt.“

„O Kind, Du kennſt mich. O Gott, ich kann ſchenken! Das iſt doch das Beſte auf der Welt. Schau', ich hab' noch nie was Gutes thun können an armen Menſchen.“

„Mutter, ſaget das nicht. Wie oft habt Ihr Tag und Nacht bei Kranken gewacht.“

„Das iſt doch nichts, das iſt kein Geld.“

„Das iſt mehr als Geld.“

„Mag ſein, vor Gott; aber bei den Menſchen — ſchau', Geld und Geldeswerth ſchenken können, Du machſt mich ganz glückſelig. Ich hab' auch ſchon geſchenkt bekommen. Du weißt nicht, wie das iſt, wenn zwei Hände einander berühren, wo die eine giebt und die andere empfängt, und es giebt Geſchenke, die ſind wie heißes Brod im Magen; es ſättigt freilich, aber es liegt da drin wie heißes Blei; es giebt aber auch gute Menſchen, von denen ein Geſchenk gut thut. Der Vater vom Gruberſepp iſt zu mir gekommen und hat

mir geſchenkt, und auch der Graf Eberhard Wildenort von drüben über dem Gamsbühel."

„Das iſt ja der Vater von meiner Gräfin!" unterbrach Walpurga.

„Gottlob, da erlebt er Gutes dafür an ſeinen Kindern. Ich vergeſſe keinen Namen. Ja, alſo von dieſen Beiden hab' ich Geſchenke und jetzt geben die wieder Geſchenke weiter durch mich. Kind, das vergeſſe ich Dir nie. Schenken können, das iſt der Himmel auf der Welt. Aber da ſtehen wir und ſchwätzen und drin wartet mein Bruder wie eine arme Seele vor der Himmelsthür. Komm', komm' mit!"

Sie gingen in die Stube. Die Mutter gab ihrem Bruder ein Zehnguldenſtück in die Hand und ſagte:

„Da, nimm. Ich brauch' nicht mehr in meine Heimath, meine Heimath iſt zu mir gekommen. Und wenn ich mein Lebtag nicht mehr hinkomme — es iſt mir genug, daß ich meinen Bruder wieder einmal geſehen hab'. Da, Peter, das ſollte mein Reiſegeld ſein."

„Tſch, ſz, ſz, ſz, ſzt!" ließ ſich das Pechmännlein vernehmen, wie wenn ein Topf ziſchte.

„Was ſoll das bedeuten?" fragten Mutter und Walpurga zugleich.

„Tſch, ſz, ſz, ſz, ſzt!" antwortete Peter.

„Sag', was haſt Du? Biſt Du närriſch?" fragte die Mutter, deren Geſicht erſt ſo ſtrahlend geweſen und nun plötzlich verwandelt wurde.

„Tſch, ſz, ſz, ſz, ſzt!" antwortete das Pechmännlein wieder; auch Walpurga wurde ärgerlich und fragte, was die Poſſen bedeuten ſollten.

„O, Du Schloßweisheit," sprach endlich das Pechmännlein. „Weißt Du denn nicht mehr, wie es ziſcht, wenn ein Tropfen auf einen heißen Stein fällt? Siehſt Du, das iſt bei mir mit dem Geld da grad ſo."

Die Mutter hielt ihm vor, wie undankbar er ſei und auch wie die fremden Menſchen glaube, daß Walpurga jetzt alle Leute reich machen könne; er ſolle doch froh ſein, ſo viel Geld habe er noch nie bei einander gehabt.

Das Pechmännlein aber, ohne weitere Antwort zu geben, ahmte nur immer das Ziſchen des Tropfens nach. Walpurga ging in die Kammer und brachte dieſelbe Summe noch einmal, und das Pechmännlein ſagte:

„So, jetzt iſt gelöſcht. Jetzt kann ich meine Schulden bezahlen und mir noch eine Geis kaufen." Und die beiden Zehnguldenſtücke aufeinanderſchlagend, ſang er:

„Was iſt das Beſteſte? Was iſt das Beſteſte?
Wenn man iſt von Schulden frei
Und hat noch ein Stückle Geld dabei,
Das iſt das Beſteſte, juchhe! Das iſt das Beſteſte."

Die Mutter war nun auch wieder ganz froh. Sie nahm ſich vor, mit ihren Schenkungsgeldern recht haushälteriſch und bedachtſam zu ſein; in Gedanken ſchwebten ſchon die Menſchen an ihr vorbei, deren Dürftigkeit ſie nun lindern oder ganz auslöſchen kann, und die Blicke der froh Beſchenkten ſtrahlen ſchon jetzt aus ihrem glückſeligen Antlitz auf.

„O, ihr Weiberleut'," predigte das Pechmännlein und ſchaute mit flimmernden Augen auf ſeine beiden

Goldstücke, „ihr Weiberleut' könnt gar nicht wissen, was Geld ist. Einen Gulden klein Geld thu' ich in meinen Sack und behalt' es immer bei mir. Heidi! Das wird ein Leben! Was wisset ihr, wie das ist? Man geht am Sonntag am Wirthshaus vorbei und langt in die Tasche, und da drin hat der Kaiser sein Recht verloren; aber jetzt, ja, das ist was; ich geh' ein und gönn' mir's, und wo ein Wirthshaus ist, kann ich daheim sein, und Wein und Bier warten auf mich, und der Wirth und die Wirthin und die Tochter und die Magd thun schön und fragen, wie mir's geht und woher und wohin, und wenn ich fortgeh', geben sie mir das Geleit und sagen, ich soll wiederkommen, und Alles das warum? Weil ich halt Geld im Sack hab'."

Das alte Männlein jauchzte hell auf. Die Großmutter warnte den Bruder, doch jetzt nicht ein unordentlicher Mensch zu werden; da lachte Peter, daß sein Gesicht aus lauter Falten bestand, und erklärte, daß er sich das nur so ausgedacht und jetzt umsoweniger ins Wirthshaus gehe; wenn man Geld im Sack habe, sei es eine Lust, sich am Brunnen beim Wirthshaus seinen Durst zu löschen.

„Meine Gräfin hat mir erzählt," sagte Walpurga, sich behaglich zum Ohm setzend, „daß Ihr ihren Vater kennt."

„Was ist denn das für eine Gräfin?"

„Wildenort."

„Ja wol, den kenn' ich. Ja, das ist ein Mann, o das ist ein Mann, ein alter Deutscher, ein Herr, ein rechter Herr, der sollte König sein, ja der —"

Es näherten ſich ſtarke Männertritte. Hanſei kam. Das Pechmännlein ſteckte ſchnell ſein Geld ein und flüſterte: „Ich will dem Hanſei nichts davon ſagen.“

„Ihr braucht's ihm nicht zu ſagen, wir ſagen's ihm ſchon ſelbſt,“ entgegnete Walpurga.

Neuntes Capitel.

Hanſei machte nicht viel Umſtände mit dem Ohm. Er kannte ihn ſchon lange; ſie waren oft zuſammengekommen oben in den Bergen, wo Hanſei als Holzknecht arbeitete und der Ohm Pech kratzte; aber da wird nicht viel Aufhebens gemacht von Freundſchaft; manchmal eine Pfeife Tabak, das iſt Alles, was man einander Gutes erweiſt.

Jetzt hatte Hanſei Wichtigeres zu erzählen:

„Ich flick' da am Gartenzaun; die mit der Muſikbande am Sonntag haben ihn faſt zuſammengeriſſen. Wie ich nun ſo da am Zaun flicke, da hör' ich eine Stimme: Biſt fleißig, Hanſei? Wie ich aufſchau', wer iſt's, der bei mir ſteht? Ihr errathet's nicht.“

„Doch nicht der Gemswirth?“

„Ihr errathet's nicht. Der Gruberſepp iſt's, und er ſagt: Wie ich hör', gehſt Du nicht mehr zum Gemswirth. — Das geht Niemand was an, ſag' ich —“

„Warum haſt ihn ſo grob angefahren?“ unterbrach Walpurga.

„Weil ich ihn kenne. Wenn man dem nicht die Fauſt zeigt, hält er Einen für gar nichts. — Schau',

sagt er, zu Michaeli werden's sechs Jahr, so alt, wie der Waldl ist; seitdem bin ich nicht mehr zum Gemswirth gekommen und leb' doch noch; wirst sehen, es thut Dir auch gut. Ich hab' eigen Bier einliegen; wenn Du einmal einen Schoppen willst, schick' zu mir oder komm' selbst, und vielleicht brauchst Du einen Rath, was Du mit Deinem Gelde anfangen sollst. Das aber sag' ich Dir: Leih' keinem Menschen was. — Jetzt saget nur, Mutter, jetzt sag' nur, Frau, wer hätt' das geglaubt? Wer hätte das je hinter dem Gruberseppe gesucht? Der ist doch sonst so geizig mit jedem Wort. Da hast Du's, Walpurga, die Menschen sind nicht alle schlecht, sie sind gut und bös unter einander gemischt, im Schloß und im Dorf. Wirst sehen, jetzt kommen sie alle wie die Bienen auf eine teige Birne, wenn sie merken, daß der Gruberseppe Kameradschaft mit mir hat."

Das war allerdings ein großes Ereigniß. Begnadigter kann ein Residenzbewohner nicht sein, wenn ihn der König auf offener Straße anspricht, als jetzt Hansei und sein ganzes Haus war.

Walpurga wollte sogleich hinauf zum Gruberseppe und ihm bekennen, daß sie ihm in Gedanken Unrecht gethan habe, Hansei aber sagte:

„Ist nicht nöthig, daß man gleich so hitzig thut. Ich warte, bis der Gruberseppe wiederkommt; ich gehe ihm keinen Schritt entgegen."

„Recht so," erwiderte Walpurga, „Du bist ein ganzer Mann."

„Ausgewachsen bin ich. Nicht wahr, Ohm, ich wachse nicht mehr?"

„Ja," erwiderte der Ohm, „Du haſt das Maß. Aber weißt Du, was Du ſein ſollteſt? Bauer auf einem großen Gut. Du wärſt der Mann und ſie wäre die Frau dazu. Ja, jetzt fällt mir was ein. Haſt wol ſchon gehört: der Freihofbauer bei uns will verkaufen, man ſagt ſogar, er muß. Da ſollteſt Du hin, da wäreſt Du beſſer dran, als der König. Wenn Du baar Geld haſt, kriegſt Du den Hof um den halben Preis."

Nun lobte der Ohm den Hof und die Aecker und die Wieſen, das ſei ein Boden, den man faſt eſſen könne, ſo fett und ſo geſchlacht, und erſt der Wald, da wiſſe kein Menſch, was drin ſtecke, es ſei nur bös, daß man nicht überall dazu könne.

Der Ohm war Pechbrenner und kannte den Wald genau.

Walpurga war ganz glücklich und ſagte:

„Die Sache darf man nicht auslaſſen."

Hanſei that ſehr gleichgültig. Walpurga nahm ihn an der Hand und flüſterte:

„Ich hab' Dir noch was."

„Ich brauch' nichts. Jetzt bitt' ich Dich um Eines: Laß mich mit dem Gutskauf allein machen und thu' nicht ſo happig mit dem Ohm. Ich glaub', der iſt vom Freihofbauer geſchickt. Da muß man zäh' ſein und gleichgültig thun. Daneben werd' ich nichts verſäumen, verlaß Dich drauf, und was Wald iſt, das verſteh' ich auch; ich bin lang genug Holzknecht geweſen."

Hanſei ließ den Ohm allein abreiſen und ſagte nur leichthin, er werde einmal gelegentlich den Freihof anſehen.

Am Abend kam richtig der Gruberſepp, und ihm folgte eine Magd mit einem großen Steinkrug voll Bier.

Das war unerhört, ſo lange das Dorf ſteht, daß ein Großbauer in die G'ſtadelhütte kam und da den Abend ſein Bier trank.

Sein ganzes Benehmen ſprach beſtändig aus: mir weiden ſechzig Kühe auf der Alm. Noch nie hatte Jemand ein Lob aus ſeinem Munde gehört, er ſah zu Allem ſauer drein und war trocken von Wort, er war, was man ſo ſagt, ein Ackerbauer; immer nur arbeiten, weiter nichts, am wenigſten ſich um einen andern Menſchen bekümmern.

Walpurga ließ ſich nicht ſehen. Sie fürchtete, ſie werde zu unterthänig thun und das werde Hanſei nicht gefallen. Dieſer benahm ſich, als ob der Gruberſepp von je da aus- und eingegangen wäre.

Der Gruberſepp fragte nach Walpurga. Hanſei rief ſie, ſie kam, und der Gruberſepp reichte ihr die Hand zum Willkommen.

Nun ging's, als Walpurga ſich wieder entfernt hatte, an ein Berathen über die beſte Anlegung des Geldes.

Sepp war ein beſonderer Feind der Staatspapiere.

„Ja," ſagte endlich Hanſei, „mir iſt der Freihof angetragen, drüben über dem See, ſechs Stunden landeinwärts, meine Schwiegermutter iſt aus der Gegend."

„Ich kenn' den Freihof, bin einmal dageweſen, ich hätt' einmal eine Tochter vom Hof heirathen ſollen, es iſt aber nichts daraus geworden. Ich hab' mir ſagen laſſen, daß das Gut jetzt abgemagert und ſchlecht gefüttert iſt. Wenn man von einem Gut nehmen will,

muß man ihm auch geben, das verlangt der Boden; merk' Dir das, wenn was aus dem Kauf wird. Und von den Wiesen sollen auch viele verkauft sein, und mein Vater hat immer gesagt: Die Wiesen von einem Gut sind wie das Euter von einer Kuh."

Hansei staunte über die Erbweisheit des Gruberſepp. Und das trägt der so still mit sich herum!

Der Gruberſepp schloß: „Daneben ist die Sache wohl zu überlegen, und es thät' mich freuen, wenn Einer aus unserem Ort zu so einem schönen Gut käme."

„Aber dazu geben thätet Ihr mir nichts?"

„Nein, bin Dir auch nichts-schuldig; wenn Du mich aber sonst brauchen kannst."

„Ja, wie denn? Wollt Ihr Bürgschaft für mich leisten?"

„Das auch nicht. Aber ich versteh' das doch besser wie Du. Ich schenk Dir einen Tag und fahr' mit Dir hinüber und schätze Dir das ganze Anwesen ab. Es freut mich, daß Du nicht wirthen willst. Bis morgen Mittag bin ich mit meinem Heu herein, es hellt sich auf. Wenn Du mich einen Tag willst, ich bin dabei und fahre mit Dir hinüber. Du weißt, wenn ich was sag', da gilt's; ich bin der Gruberſepp."

„Ich nehm's an," sagte Hansei.

Freudestrahlend stand andern Tages Walpurga am Gartenzaun und schaute dem Fuhrwerk nach, worauf Hansei und der Gruberſepp saßen; sie freute sich, daß gerade viele Leute vom Feld heimkehrten, als die Beiden mit einander dahin fuhren.

„Nun ſollen ſie an ihrer Bosheit würgen. Der Erſte im Dorf iſt der Kamerad von meinem Hanſei.“

Es war vom Gruberſepp keine Kleinigkeit, daß er einen Tag aus ſeinem Leben hergab, zumal mitten im Sommer; es war wohl Güte dabei, aber hauptſächlich wollte er zeigen, daß die ganze Sippſchaft vom Gemswirth Keinen zum Mann machen kann, der Gruberſepp aber kann das. Es iſt ihm zwar ſehr gleichgültig, was die Menſchen über ihn denken, aber es thut doch gut, ihnen manchmal den Meiſter zu zeigen, wenn's nichts koſtet. Wenn's nichts koſtet — das ſtand bei Allem, was der Gruberſepp that, obenan.

Der nächſte Weg war wol über den See und drüben gleich den Berg hinauf; aber der Gruberſepp hatte einen beſondern Widerwillen gegen das Waſſer. Man fuhr rings um den See herum und erſt dann bergan.

Am andern Abend ſpät kamen Hanſei und Sepp zurück. Hanſei berichtete, daß Alles ganz ſtattlich und der Kauf ganz anſtändig ſei, wenn auch nicht gar ſo billig, wie der Ohm geprahlt habe; das Gut ſei gräulich verwahrloſt, doch wäre das kein Hinderniß, er könne es ſchon wieder herrichten; aber er möge nicht kaufen, denn er müſſe zu viel auf Hypothek ſtehen laſſen, er wolle lieber ein kleines Gut ohne Schulden.

Da ſagte Walpurga:

„Komm, ich hab' Dir's ja ſchon lang ſagen wollen und Du haſt mir's nicht abgenommen. Ich hab' Dir noch was!“

Sie führte Hanſei hinab in den Keller, dort rückte ſie mit großer Kraft die ſteinerne Krautbütte weg, grub

mit den Händen die Erde auf und reichte dem verwundert drein ſchauenden Hanſei in einem Kopfkiſſenüberzug das Gold dar.

„Was iſt das?“

„Lauter Gold!“

„Lieber Gott, Du biſt ja eine Hexe! Das iſt... das iſt Zaubergold!“ ſchrie Hanſei. Er erſchrak ſo heftig, daß er die Oellampe umſtieß, die Walpurga auf einen umgeſtürzten Kübel geſtellt hatte.

Die beiden ſtanden ſchaudernd im dunkeln Keller.

„Biſt Du noch da?“ rief Hanſei zitternd.

„Ja wol bin ich noch da! Sei doch nicht ... ſei doch nicht .. ſo ... ſo abergläubiſch! Mach' Licht! Haſt Du keine Zündhölzchen?“

„Ja freilich!“

Er that ſie heraus, ſie fielen ihm aber alle zu Boden. Walpurga las ſie auf, mehrere fingen Feuer, gingen aber gleich wieder aus und es war ſchauerlich in dem kurzen, blauen Licht. Endlich gelang es, die Lampe wieder anzuzünden. Sie ſtiegen hinauf in die Stube. Dort zündete Walpurga noch ein Licht an, damit man nicht wieder von der Dunkelheit erſchreckt werden könne. Hanſei öffnete haſtig den Kiſſenüberzug und das Gold blinkte ihm entgegen.

„Jetzt ſag' mir aber,“ rief er, ſich mit der ganzen Hand über das Geſicht fahrend, „jetzt ſag' mir: Haſt Du noch mehr? — Thu' mir das nicht noch einmal an!“

Walpurga betheuerte, daß ſie nun nichts mehr habe. Hanſei breitete das Gold auf den Tiſch aus, legte es

in Häuschen zusammen und zählte mit den Fingern ab. Er hatte immer ein Stück Kreide in der Tasche, das nahm er nun heraus und rechnete zusammen. Als er damit fertig war, wendete er sich um und sagte:

„Komm' her, komm', Walpurga! Da hast Du den ersten Kuß, Freihofbäuerin!"

Hansei that das Gold wieder in den Kissenüberzug, und als er zu Bett ging, steckte er den Sack unter sein Kopfkissen und sagte: „Ah! Das ist ein gutes Kopfkissen! Da schläft sich's gut drauf!"

Zehntes Capitel.

Als Walpurga am andern Morgen erwachte, fand sie den Sack voll Gold neben sich im Bette. Hansei war verschwunden.

Wo ist er? Was ist mit ihm?

Sie kleidete sich rasch an, suchte und rief im ganzen Hause, er war nicht da. Sie eilte ins Haus des Gruberjepp, man hatte hier nichts von ihm gesehen. Sie ging wieder heim, Hansei war noch immer nicht da. Was ist denn das? Wenn sich der Hansei ein Leid angethan hat? Wenn's ihm im Kopf was gethan hat? das viele Geld, das schreckliche Geld! Es hat doch in der Erde gelegen, und es ist ja nichts Unrechtes dabei; und was einmal in der Erde gelegen hat, ist wieder gereinigt.

Sie ging hinaus an den See. Der See war noch immer unruhig und trieb starke Wellen, der ganze Himmel war von grauen Wolken umzogen.

Wenn sich Hansei was am Leben gethan hat? Wenn er vielleicht da drin schwimmt?

„Hansei!“ schrie sie über den See hin.

Sie erhielt keine Antwort. Sie kehrte ins Haus zurück und klagte der Mutter ihr Leid, sie sprach ganz verwirrt; aber die Mutter tröstete sie:

„Sei nur ruhig. Der Hansei hat seine Axt mitgenommen, die immer draußen hängt, er wird oben im Wald noch was zu thun haben; er schenkt sich keine Arbeit. Wenn er heimkommt, sag' ihm nicht, daß Du so närrisch gewesen bist. Ich seh' doch, das Leben im Schloß sitzt Dir noch in allen Gliedern; Du machst Dir gleich so viel Gedanken und über Alles hinaus. Glaub' doch, die Welt ist in Ruhe, wenn wir selber in Ruhe und Ordnung sind. Still, ich hör' ihn kommen, er pfeift.“

Hansei kam pfeifend daher, die Axt auf der Schulter.

Walpurga konnte ihm nicht entgegen gehen, sie mußte sitzen bleiben, so müd' war's ihr in den Knieen.

„Guten Morgen, Freihofbäuerin!“ sagte Hansei von weitem.

„Guten Morgen, Freihofbauer!“ erwiderte Walpurga. „Wo bist Du gewesen?“

„Draußen im Wald. Ich hab' eine Tanne umgehauen, eine mächtige, die hat's gespürt. Das hat gut gethan. Jetzt gieb mir aber zuerst was zu essen, ich bin hungrig.“

Gottlob, daß er noch essen kann, dachte Walpurga und holte schnell die Morgensuppe. Sie setzte sich zu ihm und freute sich bei jedem Löffel, den er nahm, und nickte ihm zu, sie hatte viel zu fragen und zu

ſagen, aber ſie wollte ihn nicht im Eſſen ſtören. Sie hielt die halbleere Schüſſel in die Höhe, damit er den Löffel immer recht voll nehmen könne.

„Jetzt ſag',“ fragte ſie, als die Schüſſel leer war, „jetzt ſag', warum biſt Du ſo früh fort und ſo heimlich davongeſchlichen?“

„Ja, ich will Dir was ſagen. Wie ich da aufgewacht bin und hab' geglaubt, es wär' Alles nur ein Traum geweſen und hab' nachher doch das Gold gefunden, das viele Gold, da hab' ich gemeint, ich werde närriſch. Der Hanſei, der arm' Kerl, der monatelang geſpart und ſich darauf gefreut hat, daß er ſich ein Hemd und ein paar Schuhe anſchaffen kann, der Hanſei hat auf einmal ſo viel? Da iſt mir's geweſen, wie wenn mich Eins um und um dreht und närriſch macht. Da hab' ich Dich wecken wollen, mit Dir überlegen was ich mit mir anfangen ſoll, aber Du haſt ſo gut geſchlafen, und da hab' ich gedacht: Was da! Die Frau ſoll Dir helfen? Aus dem Schlaf heraus? Wart' Hanſei, ich will Dich! Und da bin ich hinaus und hab' meine Axt genommen und bin den Berg hinauf. Ich hab' immer gemeint, es lauft ein ganzer Trupp Menſchen hinter mir drein und bin doch allein, und es hat kaum zu tagen angefangen. Da bin ich weiter, zu der Tanne hin, ſie iſt ſchon lang ausgezeichnet zum Schlagen, hab' meine Joppe hingeworfen und angefangen, in den Baum zu hauen, und wie die Späne davongeflogen ſind, iſt mir's wohler geworden. Nachher iſt der Spinnerwaſtl gekommen, der hat mir geholfen, aber er hat immer geſagt: Hanſei, ſo haſt Du Dein Lebtag nicht geſchafft,

wie heut. Es iſt auch wahr. Wir haben den Baum umgeriſſen und das hat gekracht und das hat mir wohl gethan, und iſt mir immer wohler geworden; wir haben die Aeſte abgehauen und ſo viel geſchafft, dreimal ſo viel wie ſonſt in ſo einer Zeit. Und da ſind mir nach und nach alle die Narrenspoſſen und das Taumeln aus dem Kopf gegangen. Jetzt bin ich da und bin wohl und bin bei Dir, Walpurga, alter Schatz. Ich bin noch einmal ein rechter Holzknecht geweſen, und jetzt ſoll ich Bauer werden — wird ſchon, wird Alles gut!"

Und ſo war's.

Die Mutter hatte eine wunderbare Gabe, zu verſchwinden, wenn ſie wußte, daß die beiden Eheleute etwas unter ſich allein auszumachen hatten; man hätte glauben können, das Häuschen habe geheime Thüren und unterirdiſche Gänge, ſo urplötzlich war die Großmutter oft nicht mehr zu ſehen, bis ſie auf einmal wieder da war, und man wußte nicht, wo ſie geweſen und wieder hergekommen.

Auch jetzt war ſie verſchwunden, und als Walpurga und Hanſei ſie im ganzen Hauſe riefen, fanden ſie ſie nirgends; als ſie aber in die Stube zurückkamen, war ſie da.

„Mutter, wir haben Euch etwas Gutes zu ſagen," begann Walpurga.

„Ich ſehe ſchon das Beſte," verſetzte ſie, „daß Ihr ſo herzeinig mit einander ſeid; weiter brauch' ich nichts zu wiſſen."

„Nein, Mutter, das müſſet Ihr wiſſen. Habt Ihr

Euch nie ausgedacht, daß Ihr einmal Freihofbäuerin sein könntet, wie Ihr dort Magd gewesen seid?"

„Nein, nie!"

„Aber jetzt wird's."

Walpurga und Hansei erzählten wechselsweise, wie man so viel Geld habe, daß man den Freihof baar und blank bezahlen könne, und der Kauf sei so gut wie fertig, denn Hansei habe sich auf acht Tage das Zuschlagsrecht aufbehalten.

Mutter Beate saß starr da nach dieser Mittheilung, sie faltete die Hände und ihre Mienen waren tief schmerzlich.

„Mutter, freut Ihr Euch denn gar nicht?" fragte Walpurga.

„Ich mich nicht freuen? Wirst schon sehen. Aber, Kind, ich bin alt und kann nicht mehr so springen, wie Du. Schau' die Berge da draußen, so lang die stehen, hat noch kein Mensch eine größere Freude gehabt, als ich jetzt. Ich weiß nicht, was unser Herrgott mit mir vorhat, daß er mir so viel Freuden auf der Welt giebt. Er muß wissen, was er thut, ich nehm's still und geduldig an. Ich hab' gemeint, es könnt' gar nichts mehr kommen, wie Du wieder daheim gewesen bist; aber ich seh' schon, es kommt noch mehr. Gut, laß kommen, was will; ich komme wieder heim."

Die Mutter konnte nicht weiterreden. Hansei aber sagte:

„Ja, Mutter, Ihr sollet noch was sehen, was Ihr Euer Lebtag noch nicht gesehen habt."

Er ging in die Kammer, holte den Sack mit dem Golde und öffnete ihn.

„Da schaut einmal hinein, wie das glitzert und glänzt. Man kann's in zwei Hände nehmen und dafür kann man ein Gut kaufen mit Haus und Feld und Wald, und Vieh und Geschirr und Alles!"

„Das ist viel Geld," sagte die Mutter. Sie legte die Hand auf das Gold und ihre Lippen bewegten sich still.

„Greifet nur einmal hinein," drängte Hansei. „So mit den Händen im Gold herumwühlen — o, wie wohl thut das!"

Die Großmutter willfahrte ihm nicht, sie murmelte nur vor sich hin.

Das Kind in der Kammer schrie und Hansei rief:

„Die Freihofbauerntochter ist erwacht. Guten Morgen, Freihofbauerntochter!" sagte er hinter den beiden Frauen, die zu dem Kinde gingen; er hob den Goldsack auf, klimperte und rief:

„Horch' einmal, solche Musik hast Du noch nicht gehört!"

Die Großmutter nahm das Kind aus dem Bett und sagte:

„Hansei, folg' jetzt mir und leg' das Gold in das warme Bettchen von dem unschuldigen Kind. Das bringt Segen und mag das Gold in Händen gewesen sein, wie's wolle, damit ist's geweiht und bringt Segen."

„Ja, Mutter, das können wir schon thun." Zu Walpurga gewendet, fuhr er fort: „Die Mutter hat immer gar schöne Sachen. Jetzt dem Gold wird's wohl

thun in dem warmen Neſt. Ja!“ rief er dem kleinen Kinde zu, „in Deine Wiege hat man viel Gold gelegt. Halt! Ein Stück davon thun wir heraus und laſſen ein Loch durchbohren; das kriegſt Du, wenn Du gefirmt wirſt. Halt' Dich nur brav!“

„Jetzt muß ich aber zum Gruberſepp!“ rief er endlich.

Walpurga mußte nun berichten, daß ſie ihn heute ſchon dort geſucht habe. Sie ſah jetzt ſelber, wie ſchnell ſie übertriebene Vorſtellungen hatte und nahm ſich vor, das ferner zu vermeiden.

Die Großmutter, Walpurga und das Kind waren gut bei einander in der Stube und die Mutter erzählte, daß ſie damals, als Walpurga drei Monat ſpäter geboren wurde, zum letztenmal auf dem Freihof geweſen ſei; ſie ſei damals auf ihres Bruders Hochzeit geweſen.

„Man kann mich ſchon da oben begraben,“ ſchloß ſie. „Ich kann ja leider nicht neben Deinem Vater ruhen, der See hat ihn ja nicht mehr hergegeben. O, wenn der das noch erlebt hätte!“

Die höchſte Freude und das höchſte Leid klingen immer in einander.

Der Gruberſepp kam mit Hanſei. Er war der Erſte, der Walpurga und der Großmutter Glück wünſchte. Er empfahl indeß, ehe die Sache gerichtlich feſt ſei, Niemand etwas davon zu ſagen.

Elftes Capitel.

Am Sonntag gingen Hanſei, Walpurga und die Mutter mit einander in die Kirche. Das Kind blieb daheim bei der Gundel.

Still wandelte man am See entlang. Jedes dachte, wie oft man den Weg gegangen in Freud und Leid, und wie es nun ſein werde, wenn man einen andern Weg in eine andere Kirche geht.

Die Leute, die auch zur Kirche gingen, grüßten die Drei nur flau und die Großmutter ſagte:

„Wir wollen keine böſen Gedanken über die Menſchen mit in die Kirche nehmen, die müſſen draußen bleiben.“

„Wenn man aber wieder heraus kommt, iſt's wieder da, wie die Hunde, die an der Kirchthür warten,“ entgegnete Walpurga ſcharf.

Die Mutter ſchaute ſie kopfſchüttelnd an und begütigte:

„Glaub' mir, die Leute ſind gar nicht ſo bös, wie ſie ſich ſtellen; ſie bilden ſich nur was drauf ein und meinen, ſie machen ſich wichtig damit und gelten etwas, weil ſie zornig und bös ſein können. Sei's aber, wie es ſei! Die Anderen können wir nicht zwingen, daß ſie gut ſind, aber uns können wir zwingen.“

„Gebt mir das Regendach, Mutter, ich kann's beſſer tragen, wie Ihr,“ ſagte Hanſei; das war ſo ſeine Art, wie er ſeine Beiſtimmung ausdrückte.

Der Gemswirth fuhr vorüber. Hanſei grüßte, aber als Antwort vernahm er ein Knallen mit der Peitſche.

„So iſt's," ſagte Hanſei, „wenn der jetzt auch nicht gut iſt, deßwegen brauch' ich nicht bös zu ſein."

Die Mutter nickte Hanſei zu.

Man war ruhig in der Kirche und ging wie geſättigt und getränkt wieder heim. Das that aber keinen Eintrag, daß Hanſei am Mittag ſeinen mächtigen Hunger hatte und er ſagte:

„Ich mein', der Freihofbauer kann mehr eſſen; aber er ſoll auch tüchtig ſchaffen, das will ich ihm ſchon auflegen."

Hanſei war gar luſtig, aber auf den Kirſchbaum ſtieg er nicht mehr.

Am Mittag kam der Doctor mit ſeiner Frau auf Beſuch. Walpurga zeigte der Frau Hedwig all' die ſchönen Sachen, die ſie bekommen hatte, und Frau Hedwig war voll Bewunderung.

„Das ſchöne Kleid da," ſagte Walpurga, „das leg' ich zurück für das Kind zur Hochzeit; man kann nicht früh genug damit anfangen, an die Ausſteuer zu denken."

Der Doctor hatte ein gutes Flaſchenfutter mitgebracht; er ſtellte die Flaſchen auf den Tiſch und ſagte:

„Hanſei, wie ich höre, biſt Du in den trockenen Bann gethan. Ich bin ein Ketzer, ich darf Dir einſchenken."

Das that er nun auch weidlich.

Walpurga kam mit der Frau Doctorin in die Stube zurück und brachte eine Flaſche von dem Wein des Leibarztes mit den Silberkapſeln. Doctor Kumpan verſtand, ihn zu entſiegeln; er lobte den Wein, noch mehr aber den Leibarzt.

„Ich meine," sagte Walpurga, „ich mein', wir sollten unsern Ehrengästen sagen, was mit uns vorgeht; das sind Ehrenleute, die berichten's vorderhand nicht weiter."

„Hast Recht," meinte Hansei und erzählte die Sache mit dem Freihof. Der Doctor und seine Frau glückwünschten und bedauerten nur, so gute Leute aus der Gegend zu verlieren.

Von der Weinlaune ermuthigt, frug Hansei:

„Herr Doctor, ist's erlaubt? Sehen Sie, Sie sind ja eigentlich an unserm Glück schuld; ist's erlaubt, daß Sie auch ein Geschenk von uns annehmen?"

„Laß einmal hören. Wie viel tausend Gulden willst Du dran wenden?"

Hansei war sehr erschrocken, so weit hinaus wollte er doch nicht.

„Sie sind ein lustiger und spaßiger Herr," sagte er, sich fassend. „Jetzt, ich hab' gemeint ... ich hab' noch drei Klafter Holz oben im Wald, das letzte hab' ich noch vorige Woche gespalten, jetzt das möcht' ich Ihnen vor's Haus führen."

„Ich thu' Dir den Gefallen und nehm's an. Ich sehe, Du wirst schon ein rechter Bauer, Du hast einen steifen Daumen, das Geld klebt Dir dran. Bleib' nur so."

Die Ehre des Sonntags steigerte sich noch, denn nach der Mittagskirche kam auch der Herr Pfarrer. Er berichtete, daß er morgen nach der Hauptstadt reisen wolle, Walpurga möge ihm den versprochenen Brief an die Gräfin Wildenort mitgeben. Doctor Kumpan rief mächtig lachend:

Und meine Mutter läßt Sie auch vielmal grüßen, sie hat Ihre Mutter auch noch gekannt und sagt: Wenn man der ins Gesicht gesehen hat, ist's gewesen, wie wenn man in die Sonne sieht.

Mein Kind hat sich im Anfang bocksteif gegen mich gemacht; Sie haben's ja am Prinzen gesehen, wie sich Kinder bocksteif machen können, wenn sie Jemand nicht lieb haben wollen. Aber jetzt bin ich mit meinem Kind ganz gut Freund, und das Beste ist doch auf der Welt, daß man ein Kind hat und seine Arbeit und sein bischen Vermögen. Ach, wenn man so mit seinem Kind geht, da geht ein lebendiger Brunnen mit Einem spazieren, aus dem man jede Minute lauter Seligkeit trinken kann.

Es ist mir oft wie ein Traum, daß ich fortgewesen bin, aber es ist gut, daß es gewesen ist; ich könnt's nicht noch einmal, das spür' ich, und so wünsch' ich nur wohl zu leben.

Ich küsse das Papier, das Sie in die Hand nehmen werden.

Ihre gute Freundin

Walpurga Andermatten.

Nachschrift. Und neue Lieder singen sie jetzt hier auch, aber sie sind nicht schön. Ich hab' hier am Tag keine Zeit zum Singen, und wenn ich nicht Abends mein Kind einsingen könnte, käme ich gar nicht dazu.

Verzeihen Sie, daß ich so schlecht schreibe, aber ich habe schon harte Hände bekommen, und das Papier und die Tinte sind auch schlecht. Ja, so sagen alle schlechten Schreiber. Nochmals lebet wohl. Ich schreibe

in Eile und der Herr Pfarrer wartet drin in der Stube, und der Doctor und ſeine Frau ſind auch da; das ſind gar gute Leute, und wenn's auch viele böſe und ſchlechte Menſchen giebt und neidiſche, ſie thun ſich ſelber den größten Schaden damit. Meine gute Gräfin! Sie können gar nicht wiſſen, was Sie uns Gutes gethan haben; es muß Ihnen noch gut dafür gehen und Ihren Kindern und Kindeskindern. Es iſt ſoviel als gewiß, daß wir nicht hier bleiben, aber es iſt ja Ein Himmel über der ganzen Welt. Und wenn Sie zu Ihrem Vater kommen, grüßen Sie ihn auch von meiner Mutter, die hat ihm ſeine Wohlthat nicht vergeſſen, und Sie ſind ſeine Tochter und haben das gute Herz von ihm und Ihrer Mutter. Ich wünſch' Ihnen nur, daß Sie auch noch ſo eine Mutter hätten wie ich, aber meine Mutter hat Recht: „man ſoll ſich nichts wünſchen, was man nicht machen kann. Und ich meine, ich müßt' Ihnen noch recht viel ſchreiben, aber ich weiß jetzt nichts mehr und drin in der Stube rufen ſie. Leben Sie wohl und tauſendmal wohl und glücklich, und ich wünſch' Ihnen von Herzen alles Gute. O, wenn ich nur mit dem Brief bei Ihnen ſein könnte. Aber ich bin gern daheim und will mein Lebenlang nicht mehr fort. Lebet wohl, all' ihr guten Menſchen da draußen in der Welt."

Walpurga übergab den Brief und der Pfarrer ging bald davon. Er war nicht gern beim Doctor, der ein ſchlimmer Ketzer war. Als es Abend wurde, reiſte auch der Doctor mit ſeiner Frau davon, und Walpurga hatte nicht wenig Stolz und Freude, daß alle

Leute im Dorf gesehen hatten, welchen Ehrenbesuch sie gehabt; dessen kann sich doch Keiner sonst rühmen.

Die Woche ging still vorüber. Hansei war mehrere Tage verreist. Er schloß den Kauf ab.

Das Pechmännlein hatte sich's als besondere Gunst ausgebeten, dabei sein zu dürfen, wenn das Geld für den Freihof ausgezahlt wird. Sein Gesicht flimmerte, als er das viele Gold sah, und als der Gruberſepp fragte: Gefällt Dir das? da sagte er wie aus einem Traum erwachend:

„Ja, es ist wahr, ich hab's gar nicht geglaubt; in alten Geschichten hab' ich oft davon gehört, daß so viel Gold auf einem Haufen liegen kann. Der ganze Plunder ist doch nur ein paar Pfund schwer und dafür kriegt man jetzt den ganzen Freihof. Ja, ja, daran werd' ich noch in meinem Alter denken!"

Gruberſepp lachte aus vollem Halse; das Männlein mit den grauen Haaren mußte sich noch gar jung vorkommen, da es von seinem zukünftigen Alter sprach.

Am Freitag kam der Pfarrer wieder. Er hatte die Gräfin Irma nicht getroffen, sie war mit dem Hofe in ein Bad gereist. Den Brief hatte er im Schloß gelassen; er sollte ihr nachgeschickt werden.

Zwölftes Capitel.

Der Wetterhahn dreht sich wieder und steht auf gut Wetter, kaum leise, zerstreute Wölkchen sind am Himmel.

Und so ist es auch wieder in den Gemüthern der Menschen. Der Hansei, hieß es im Dorf, hat den Freihof drüben über dem See gekauft und blank ausbezahlt. Wer das kann, wie kann man dem noch bös sein? Nein, schändlich ist's vom Gemswirth, daß er so einen Mann und so eine Frau wie die Walpurga aus dem Ort treibt; die waren ja eine Ehre für Alle, davon gar nicht zu reden, was man für Nutzen davon hat, wenn so reiche und gute Menschen im Ort sind, und gar solche, die selber arm gewesen sind und wissen, wie es den Armen zu Muthe ist.

Nun wurden Hansei und Walpurga überall freundlich begrüßt, und Jedes sagte, daß mit ihrem Weggange ein Stück von ihrem Herzen mitgenommen würde.

Der Haupträdelsführer vom Musiksonntage, der Hansei hatte einen Possen spielen wollen, kam jetzt und wollte sich bei ihm als Knecht verdingen. Hansei erwiderte, daß er vorerst die Knechte behalte, die auf dem Hofe seien, er brauche zum Anfang Leute, die mit der Gegend drüben und den Aeckern bekannt seien; er gab aber guten Trost für die Zukunft.

Hansei mußte oft hin- und herfahren. Es gab viel gerichtlich zu ordnen, und außerdem übernahm er auch noch einen alten Auszügler, der ein Leibgedingrecht auf dem Hof hatte und sich nicht mit Geld abfinden und aus dem Haus entfernen lassen wollte.

„Und wißt ihr," sagte Hansei einmal, wer mir viel geholfen hat? Das haben wir ja ganz vergessen gehabt: da droben an der Grenze, drei Stunden vom Freihof, wohnt ja die Stasi, und ihr Mann ist Unterförster;

der hat mir den Wald gezeigt, und Recht hat er, da laſſen ſich Wege hineinſchlagen und Langholz herunterbringen. Willſt Du nicht auch einmal mit und unſere neue Heimath anſchauen?“ fragte er ſeine Frau.

„Ich warte, bis wir dort bleiben. Wo Du mich hinbringſt, iſt mir's recht, wir ſind ja bei einander und von dem Glück meiner Mutter kannſt Du Dir gar keine Vorſtellung machen.“

Die Großmutter, die ſonſt gar nicht ans Sterben dachte, klagte jetzt oft, ſie werde es nicht erleben, daß ſie mit hinüberziehen könnte auf den Freihof, als Mutter der Bäuerin, wo ſie Magd geweſen. Tagelang erzählte ſie Walpurga von den ſchönen Aepfelbäumen, die in dem großen Garten ſind, und von dem Bach, der ein Waſſer hat, daß man gar keine Seife braucht und die Wäſche wird ſchneeweiß, und wie gut da die Menſchen ſind; und dann ermahnte ſie die Walpurga jetzt ſchon, ja die Gaben recht zu geben, die ſich für die Freihofbäuerin ſchicken; ſie ſagte ihr Alles genau, damit es geordnet ſei, wenn ſie doch vorher ſterben müßte. Den alten Auszügler kannte ſie auch, er war ſogar etwas verwandt mit ihr, aber ſehr weitläufig, den müſſe man ja recht gut halten, das bringe Segen ins Haus.

Tage und Wochen vergingen, die Zeit der Abreiſe rückte immer näher.

Schon lange hatte Walpurga mancherlei Geſchirr und Kleider eingepackt, ſie mußte ſie aber wieder holen, da man ſie noch brauchte. Je näher die Zeit der Abreiſe kam, um ſo freundlicher wurden die Menſchen, und Walpurga klagte der Mutter:

„Es geht mir jetzt bei der Abreiſe von hier wie damals vom Schloß; ich hab' doch immer das Verlangen gehabt, fortzukommen, und wie die Zeit dageweſen, war mir's doch wieder bang."

„Ja, Kind," tröſtete die Mutter, „ſo wird es auch gehen, wenn Du einmal aus der Welt fort mußt. Wie oft möchte man fort, aber wenn's darauf ankommt, da geht man doch nicht gern. O Kind, ich mein', die ganze Welt redet zu mir und ich verſteh' Alles. Wenn man Abſchied nehmen muß, da iſt Alles am beſten, und die Menſchen beſonders, und ſo wird's auch ſein, wenn man vom Leben Abſchied nimmt und man verſteht erſt recht, wie ſchön es doch geweſen iſt und wie viele gute Herzen zurückbleiben."

Die beiden Frauen allein konnten ſich miteinander ausreden. Hanſei's wurde man keine ruhige Stunde mehr habhaft. Er ſaß viel beim Gruberſepp, ging mit ihm über Feld und ließ ſich in Allem unterrichten.

Eines Abends wurde Hanſei abgerufen, er ſolle zum Gruberſepp kommen, aber ſchnell. Er eilte fort und kam lange nicht heim. Walpurga und die Mutter blieben wach — ſie waren begierig, zu wiſſen, was vorging. Endlich, es war faſt Mitternacht, kam er an, und Walpurga fragte: „Was iſt denn?"

„Der Gruberſepp hat ein Hengſtfüllen kriegt!"

Walpurga und die Mutter lachten und konnten gar nicht wieder aufhören.

„Was iſt da zu lachen?" fragte Hanſei faſt ärgerlich, „und noch dazu iſt das Zeichen da, daß es ein Schimmel wird."

Das Gelächter erneute sich und Hansei schaute sonderbar drein. Er erzählte mit Ernst, daß ihn der Gruberſepp hätte holen lassen, damit er das lerne und er wollte seine neueste Erfahrung berichten, daß nie ein Füllen weiß geboren wird; aber er besann sich noch zur Zeit: man muß den Weibern nicht Alles erzählen, sie verfallen in so ein dummes Gelächter, und ein großer Bauer muß auch stolz gegen die Weiber sein. Das will er sich merken. Der Gruberſepp ist auch stolz gegen das Weibervolk.

Es kamen Anträge, Hansei sein Häuschen abzukaufen, und er wurde immer bös, wenn man die G'stadelhütte eine baufällige alte Baracke schimpfte. Er schaute immer darauf, wie wenn er sagen wollte: „Nimm's nicht übel, du braves Haus, die Leute schimpfen nur, damit sie dich billig kriegen.“ Hansei war zäh, er wollte sein Heim nicht um einen Groschen billiger hergeben, als es werth ist, und dazu hatte er seine Fischgerechtigkeit, die auch was werth war. Der Gruberſepp übernahm endlich das Haus für einen Knecht, der zum Herbst heirathen und den er darauf setzen wollte.

Alles war gut, Alles war freundlich im Dorf, ja doppelt, weil man jetzt davonging, und Hansei sagte: „Es thut mir weh, daß ich einen Feind hinterlassen muß; ich möcht' mich gern mit dem Gemswirth aussöhnen.“

Walpurga stimmte zu und sagte, sie gehe auch mit, sie sei ja eigentlich schuld, und wenn der Gemswirth schimpfen wolle, solle er auch sie ausschimpfen.

Hanſei wollte ſeine Frau nicht mitgehen laſſen, aber ſie beſtand darauf.

Es war am letzten Abend zu Ende Auguſt, da gingen ſie miteinander das Dorf hinauf. Das Herz pochte ihnen, als ſie gegen das Wirthshaus kamen. Es war kein Licht in der Stube; ſie tappten im Vorplatz hin und her, kein Menſch ließ ſich ſehen und hören, nur Dächſel und Mächſel machten einen Heidenlärm. Hanſei rief:

„Iſt Niemand daheim?“

„Nein, es iſt Niemand daheim,“ ſagte eine Stimme aus der dunkeln Stube.

„So ſaget dem Gemswirth, wenn er heimkommt, der Hanſei und ſeine Frau ſeien dageweſen, und ſie hätten ihn bitten wollen, er ſolle ihnen verzeihen, wenn ſie ihm was zu Leid gethan, und ſie verzeihen ihm auch und wünſchen ihm alles Gute.“

„Iſt recht, will's ausrichten,“ ſagte die Stimme und ſchlug die Thür wieder zu, und Dächſel und Mächſel bellten wieder.

Hanſei und Walpurga gingen heimwärts.

„Weißt, wer das geweſen iſt?“ fragte Hanſei.

„Ja freilich, der Gemswirth ſelber.“

„Gut, ſo iſt's geſchehen; weiter können wir nicht.“

Schwer wurde der Abſchied von Allem im Dorfe. Jetzt läutete es zur Nacht mit der ſchönen Glocke die ſie gehört hatten von ihrer Kindheit an zu jeder Stunde; ſie redeten kein Wort von der Trauer des Abſchiedes, nur Hanſei ſagte endlich:

„Unſer Heimathsort liegt nicht außer der Welt, wir können noch oft hierher kommen.“

Als sie nach ihrem Hause kamen, war fast das ganze Dorf versammelt, um ihnen Lebewohl zu sagen, aber Jedes setzte noch hinzu: „Ich sehe Dich morgen früh noch.“

Auch der Gruberſepp kam noch einmal. Er war gewiß schon stolz genug, jetzt aber war er's doppelt, denn er hatte einen Andern zum rechten Mann gemacht, ihm wenigstens dabei geholfen. Er war nun weder zärtlich noch empfindsam; er faßte vielmehr seine ganze Lebensweisheit in ein paar Sätze zusammen, die er sehr unvermittelt vorbrachte.

„Ich hab' Dir nur noch sagen wollen,“ begann er, „Du wirst jetzt viele Knechte bekommen; glaube mir, die besten sind nichts nutz, aber es läßt sich was draus machen; wer Knechte haben will, die gut mähen, muß selber gut vormähen. Und vergeßt nicht: Ihr seid so schnell zu dem Reichthum gekommen, und was schnell gekommen ist, kann auch schnell wieder gehen; haltet fest, sonst wird's bös!“

Er spendete noch manche praktische Lehre, und Hansei gab ihm das Geleite bis an sein Haus. Mit einem stillen Händedruck verabschiedeten sie sich.

Im Hause war es so leer, denn ein großer Theil Kisten und Kasten war schon vorausgeschickt auf einem Kahn über den See. Drüben warteten morgen zwei Gespanne vom Freihof.

„So legen wir uns heut' also zum letztenmal hier [illegible]afen,“ sagte die Mutter, aber Keines wollte zu [illegible]ehen, obgleich sie so müde waren von der Arbeit [illegible]erzensrührung. Endlich mußte es doch sein. [illegible]ie schliefen Alle nur wenig.

Am Morgen war man früh bei der Hand. Man zog die besten Kleider an, und sofort wurden die Betten zusammengerafft und in den Kahn getragen. Die Mutter machte das letzte Feuer auf dem Herd, die Kühe wurden herausgeführt und in den Kahn gebracht, auch die Hühner wurden in einer Steige mitgenommen und der Hund lief bei Allem hin und her.

Die Zeit zum Aufbrechen war da.

Die Mutter sprach ein Gebet, dann rief sie Alle in die Küche. Sie schäpfte mit dem Schapf Wasser aus dem Kübel und schüttete es in das Feuer mit den Worten: „Alles Böse und Ueble soll verschüttet und ausgelöscht sein, und wer nach uns da Feuer anzündet, soll lauter Gesundheit drin finden."

Auch Hansei, Walpurga und Gundel mußten Jedes ein Schapf voll Wasser ins Feuer schütten, und selbst dem Kinde führte die Großmutter die Hand dazu.

Nachdem Alle, ohne ein Wort zu sprechen, diese Weihehandlung vollzogen hatten, betete die Großmutter:

„So nimm du, unser Herrgott, von uns alles Herzweh und alles Heimweh und alle Gebresten, und gieb uns Gesundheit und eine glückliche Urständ da, wo wir wieder Feuer anzünden."

Sie ging mit dem Kinde voraus über die Schwelle; sie hielt dem Kinde die Augen zu und rief den Anderen laut zu:

„Schaut Euch nicht mehr um, wenn Ihr herausgeht!"

„Halt' noch ein wenig still," sagte Hansei zu Walpurga, die allein bei ihm war. „Schau, Walpurga,

ehe wir zum letztenmal da über die Schwelle gehen, muß ich Dir noch was ſagen. Das muß heraus. Ich möcht' ein rechter Mann ſein und nichts mehr dahinter. Ich muß Dir das ſagen. So iſt's. Walpurga, wie Du fortgeweſen biſt und die ſchwarze Eſther war droben, da bin ich einmal drauf und dran geweſen, ein ſchlechter, ungetreuer Menſch zu werden ... Ich bin's gottlob nicht geworden, aber es plagt mich, daß ich's doch einmal hab' werden wollen. Jetzt, Walpurga, verzeih' mir, und Gott wird mir auch verzeihen. So, jetzt hab' ich Dir's geſagt und jetzt hab' ich nichts mehr, und wenn ich den Augenblick vor Gott hintrete, ich weiß nichts mehr."

Walpurga umarmte ihn ſchluchzend und ſagte: „Du biſt mein guter Mann." Dann ſchritten ſie zum letztenmal über die Schwelle.

Im Garten blieb Hanſei ſtehen, ſchaute zu dem Kirſchbaum auf und ſagte:

„Du bleibſt alſo da? Willſt nicht mit? Wir ſind doch allzeit gute Freunde geweſen und manche Stunde bei einander. Aber wart', ich nehm' Dich doch mit," rief er freudig, „in meiner neuen Heimath pflanz' ich Dich ein!"

Er grub einen Schößling, der als Wurzelbrut ganz unten am Stamm hervorſproßte, vorſichtig aus, ſteckte den Schößling unter die Hutſchnur und ging hinab zu ſeiner Frau an den Kahn.

Von der Anländе am Seeufer her erſcholl helle Muſik von Geigen, Clarinetten und Trompeten.

Dreizehntes Capitel.

Hanſei eilte nach der Anländе. Da ſtand das ganze Dorf und dabei die vollzählige Muſikbande. Der Sohn des Schneider Schneck, der bei der Taufe des Kronprinzen unter den Cüraſſieren geſtanden, befehligte und ordnete die Abſchiedsfeier. Der Schneider Schneck, der ſeine Baßgeige ſtrich, ſah Hanſei zuerſt herankommen, und rief mitten in die Muſik hinein:

„Der Freihofbauer Hanſei und ſeine Herzallerliebſte ſollen leben — Hoch und dreimal Hoch!“

Alles rief Hoch! und Hoch! in den erwachenden Tag hin. Die Muſik blies einen Tuſch und Böllerſchüſſe wurden gelöſt, die dröhnend von den Bergen wiedertönten.

Der große Kahn, in dem ſich ſchon der Hausrath, die beiden Kühe und die Hühner befanden, war mit Kränzen aus Tannen- und Eichenzweigen geſchmückt; mitten im Kahn ſtand Walpurga und hielt mit beiden Händen ihr Kind hoch über ſich und ließ es hineinſchauen in die Freundeszahl und in den morgenglühenden See.

„Einen ſchönen Gruß von meinem Meiſter,“ ſagte ein Knecht des Gruberſepp, der ein ſchneeweißes Füllen am Halfter führte, „und das ſchickt er Euch zum Angedenken.“

Der Gruberſepp war nicht unter den Verſammelten, er liebte den Lärm nicht, er blieb eine einſame, in ſich lebende Natur; aber er ſchickte doch etwas, das nicht nur an Geldeswerth von Belang war, ſondern auch

das ehrenvollste Erinnerungszeichen, denn ein Füllen schenkt der Großbauer seinem davonziehenden jüngeren Bruder. Hansei erschien jetzt vor der ganzen Welt, das heißt vor dem ganzen Dorfe, als der jüngere Bruder des Gruberſepp.

Die kleine Burgei im Schiff jauchzte hell auf, als sie das schneeweiße Füllen sah, das in den Kahn gebracht wurde; das Kind und das Füllen sahen einander groß an.

Der sechsjährige Gruberwaldl stand neben dem Schimmelfüllen und streichelte es immer und sagte ihm leise Worte, die Niemand hörte, und das Füllen wieherte in den jungen Tag hinein.

„Willst mit auf den Freihof und mein Knecht sein?“ fragte Hansei den Gruberwaldl.

„Ja, wenn Ihr mich mitnehmt, rechtschaffen gern.“

„Schau', was das ein Bub' ist,“ sagte Hansei zu seiner Frau. „Ja, ein Bub'.“

Walpurga antwortete nicht und machte sich mit dem Kinde zu schaffen.

Hansei reichte allen die Hand zum Lebewohl, seine Hand zitterte; er vergaß aber doch nicht, in die Tasche zu greifen und der Musikbande zwei Kronenthaler zu geben.

Endlich stieg er ein und rief:

„Ich dank' euch, ihr Gefreundeten alle! Vergesset unsrer nicht, wie wir eurer nicht vergessen. Lebet wohl und gesund! Behüt' euch Gott mit einander!“

Walpurga und die Mutter weinten.

„Nun voran in Gottes Namen!“ hieß es; die Ketten

wurden gelöst, der Kahn stieß ab. Nochmals erscholl helle Musik, Jauchzen, Jodeln und Böllerknallen vom Ufer her, dann glitt der Kahn still über den See. — Die Sonne brach in voller Pracht hervor.

Die Großmutter saß da und faltete die Hände, Alle waren still. So fuhr man lange dahin. Nur das Schimmelfüllen wieherte nochmals der Heimath zu.

Walpurga war es, die zuerst das Schweigen unterbrach.

„Du guter Gott, wenn nur die Menschen einander im Leben halb so viel Liebe erzeigten, wie sie einem anthun, wenn man gestorben ist oder auswandert," sagte sie.

Die Mutter, die noch mitten in einem Gebet war, schüttelte den Kopf; sie endete aber schnell ihr Gebet, dann fiel sie ein: „Das kann man gar nicht verlangen. So im Alltag will sich's nicht geben, das Herz in die Hand zu nehmen; aber ich hab' Dir's immer gesagt, halte das fest: die Menschen sind doch gut, wenn auch manche schlechte darunter sind."

Hansei schaute auf seine Frau, die so vielerlei Gedanken auf Alles hat; das kommt doch davon, weil sie in der Fremde gewesen. Aber auch ihm war das Herz voll, freilich ganz anders; er sagte:

„Ich kann mir gar nicht denken," er athmete tief auf und steckte die Pfeife wieder ein, die er eben hatte anzünden wollen — „ich kann mir gar nicht denken, wo all' die Jahre hin sind, die ich da verlebt habe und was ich alles durchgemacht habe. Schau', Walpurga, da drüben geht der Weg nach meinem Heim.

Ich kenne jede Höhe und jede Sunke. Dort liegt meine Mutter begraben. Und schau', da drüben der Berg, da stehen die Kiefern, der Berg war ganz kahl, die Bergschinder haben ihn abgeholzt zu Franzosenzeiten, und wie stämmig sind jetzt die Bäume, die meisten davon hab' ich gepflanzt. Ich war ein kleiner Bub' von elf, zwölf Jahren, da hat mich der Förster gedingt; er hat überall Boden hinbringen lassen und Moos an die Schrofen, und da hab' ich im Frühjahr von Morgens sechs bis Abends sieben Uhr die Pflänzlinge eingesetzt; meine linke Hand ist mir fast erfroren, in einem Kübel hab' ich immer nassen Lehm haben müssen, um den an die Wurzeln zu thun, gering an Kleidern bin ich auch gewesen, und nichts als ein Stück Brod den ganzen Tag, und so am Morgen bis ins Mark hinein gefroren, am Mittag fast verbraten von der Sonnenhitze an den Felsen — das war hart. Ja, ich hab' eine harte Jugend gehabt, es hat mir gottlob nichts geschadet; aber vergessen will ich's nicht, und rechtschaffen arbeiten wollen wir und den Armen geben, was wir können. Ich hätt's nie geglaubt, daß ich einmal einen einzigen Baum und eine Handbreit Erde mein eigen nennen könnt', und jetzt hat mir Gott so viel gegeben. Wir wollen's verdienen."

Hansei blinzelte mit den Augen, es stach ihn etwas drin, er drückte den Hut tiefer in die Stirn; jetzt, wo er sich auswurzelte, ging es ihm durch den Sinn, wie vielfach eingewachsen in der Gegend er war durch seiner Hände Arbeit und durch Gewohnheit; er hatte wol

manchen Baum umgehauen, aber er wußte auch, wie schwer er ausgestockt wird.

Das Füllen ward unbändig. Der Gruberwaldl, der mitgefahren war, um es zu halten, war nicht stark genug; ein Schiffer mußte ihm beispringen, um zu helfen.

„Bleib' bei dem Füllen," rief Hansei, „ich nehme das Ruder."

„Und ich auch," rief Walpurga, „wer weiß, wann ich wieder dazu komme. O, wie oft bin ich da über den See gefahren, allein, mit Dir und mit meinem Vater selig."

Hansei und Walpurga saßen nebeneinander und führten die Ruder in gleichem Tact; es war Beiden wohl, daß sie etwas zu thun hatten, um die innere Herzbewegung auszuarbeiten.

„Es wird mir bang sein nach dem Wasser," sagte Walpurga. „Ohne den See kommt mir das Leben so trocken vor. Ich hab's in der Stadt gespürt."

Hansei antwortete nicht.

„Auf der Sommerburg ist auch ein Teich, und da schwimmen Schwäne d'rauf herum," sagte sie wieder, und erhielt noch immer keine Antwort. Sie schaute um, es stieg ein Arges in ihrer Seele auf: Dort im Schlosse, wenn sie etwas sagte, wurde es stets beachtet. In wehmüthigem Tone klagte sie:

„Es wäre doch besser gewesen, wenn wir im Frühjahr aufgezogen wären, da wächst man besser ein."

„Mag sein," erwiderte Hansei endlich, „aber ich muß jetzt im Winter Holz schlagen. Walpurga, wir

wollen einander das Leben leicht machen und nicht schwer. Ich krieg' meine Last und kann nicht noch Dich dazu tragen mit Deinen Schloßgedanken."

Walpurga fuhr auf: „Ich will den Ring da, den mir die Königin geschenkt hat, in den See werfen, zum Zeichen, daß ich gar nicht mehr ans Schloß denke."

„Das ist nicht nöthig, der Ring ist ein schönes Geld werth und ist auch ein ehrsames Andenken. Du mußt das auch so können."

„Ja, bleib' Du nur so getreu und stark."

Die Mutter stand plötzlich aufrecht ihnen gegenüber, in ihr Antlitz trat ein seltsamer Glanz und sie sagte:

„Kinder, haltet das Glück fest, daß Ihr so seid. Ihr seid miteinander durch Feuer und Wasser gegangen, denn Feuer ist gewesen, wie Ihr in lauter Freude und Liebe waret und die Menschen mit Euch so gut und freundlich; und durchs Wasser seid Ihr gegangen, wie es Euch am Herzen genagt, daß die Menschen so bös; da ist Euch das Wasser bis an den Hals gegangen und Ihr seid nicht ertrunken. Jetzt seid Ihr über Alles hinaus und wenn ich einmal sterbe, so weinet nicht; was ein Mutterherz von Glück bekommen kann auf der Welt, ich hab's gehabt durch Euch."

Sie kniete nieder, schöpfte mit der Hand Wasser aus dem See und spritzte davon Hansei und Walpurga ins Gesicht.

Hansei und Walpurga ruderten still weiter und sprachen kein Wort mehr. Die Mutter aber legte ihr Haupt auf ein zusammengebundenes Bett und schloß die Augen. Ein wunderbarer Ausdruck lag auf ihrem

Geſicht. Nach einer Weile öffnete ſie die Augen wieder, ſchaute ſtrahlenden Blickes auf die Beiden und ſagte:

„Singet! ſeid luſtig! Singet das Lied, das der Vater und ich ſo oft mit einander geſungen. Den einen Vers, den guten.“

Hanſei und Walpurga führten die Ruder und ſangen dabei:

Wir Beide ſein verbunden
Und feſt geknüpfet ein,
Glückſelig ſein die Stunden,
Wann wir beiſammen ſein.

Sie wiederholten den Vers oft und oft, und zwiſchen drein jauchzte das Kind und wieherte das ſchneeweiße Füllen.

Geſang und Jauchzen wurden plötzlich unterbrochen, denn ein junger Schiffer ſchrie:

„Da ſchwimmt etwas! Es iſt ein Menſch! Jetzt iſt der Kopf oben, jetzt, ſeht Ihr's dort? Da ſind die langen kohlſchwarzen Haare, die auf dem Waſſer ſchwimmen; da hat ſich Jemand ertränkt oder iſt verunglückt!“

Alle im Schiff ſahen auf den Punkt hin, es wogte auf und nieder, es ſchien ein Menſchenantlitz zu ſein, das manchmal emportauchte und wieder unterſank. Alle waren ſtarr und Hanſei rieb ſich die Augen: War's Einbildung, war's Wirklichkeit? Er glaubte das Geſicht der ſchwarzen Eſther erkannt zu haben, wie es ſich einmal emporhob und wieder untertauchte im Waſſer.

— Es ſchwamm weiter und weiter und jetzt ſank es unter und man ſah nichts mehr.

„Es iſt nichts," meinte Walpurga, „es iſt nichts; wir wollen unſere Freude nicht verderben laſſen, unſer Glück nicht."

„Du biſt ein einfältiger Burſch," ſchalt der alte Schiffer den Gefährten. „Es iſt nichts als ein todter Rabe oder ein anderer Vogel geweſen, der da auf dem Waſſer geſchwommen iſt. Wer wird denn gleich ſo etwas ſagen?" ſetzte er leiſe hinzu. „Wenn wir jetzt ein ſchlechtes Trinkgeld kriegen, biſt Du ſchuld. In der hellen Glückſeligkeit, in der die da ſind, hätten wir wenigſtens einen harten Thaler gekriegt. Siehſt Du, wie jetzt der Hanſei in ſeinem Geldbeutel wühlt? Er ſucht nach kleiner Münze; daran biſt Du ſchuld!"

Hanſei hatte in der That, ohne daß er wußte warum, ſeinen Geldbeutel herausgezogen und ſuchte darin. Er war ſo verwirrt von dem, was er geſehen hatte . . . es iſt doch Wahrheit geweſen . . . aber es kann doch nicht recht ſein . . . gerade jetzt, heut, wo Alles vergeben iſt und vorbei, und ich hab' doch nicht geſündigt. —

Um ſeine Beſinnung wieder zu finden, zählte er mehrere Geldſtücke zuſammen. Das brachte ihn wieder zurecht; er kann zählen, jetzt iſt er wieder bei Beſinnung. Er hatte das Ruder wieder abgegeben, und machte ſogar mit Kreide eine Rechnung auf der Sitzbank, die er aber ſchnell wieder verlöſchte.

„Da iſt das andere Ufer!" rief er aufſchauend und that ſeinen Hut ab. „Jetzt ſind wir bald drüben! Ich

ſehe ſchon die Wagen und die Roſſe und den Ohm Peter; ich ſehe ſchon unſern blauen Schrank.“

„Himmel!“ rief Walpurga und das Ruder in ihrer Hand blieb unbewegt. „Himmel, wer iſt denn das dort... die Geſtalt? Ich kann darauf ſchwören, daß ich in dem Augenblick während dem Singen daran gedacht hab', wenn nur meine gute Gräfin Irma uns ſo auf dem Kahn bei einander ſehen könnte! Die wäre glücklich, wenn ſie das ſähe. Und jetzt iſt's mir geweſen, wie wenn — —“

„Ich bin froh,“ unterbrach ſie Hanſei, „daß wir an Land kommen; wir werden ſonſt noch Alle ganz wirbelſinnig.“

Weit am entfernten Ufer rannte eine Geſtalt umher, auf und ab. Die Geſtalt, in wallendes Gewand gehüllt, zuckte plötzlich zuſammen, als ein Windſtoß einen vollen Muſikklang hinübertrug; ſie ſank nieder und kauerte am Ufer. Jetzt, da das Lied erſchollen, richtete ſich die Geſtalt wieder auf, floh und duckte unter im Röhricht.

„Haſt Du nichts geſehen?“ fragte Walpurga nochmals.

„Ja freilich — wenn's nicht Tag wäre und wenn's nicht Aberglaube wäre, möcht' ich denken, es ſei die Seejungfrau.“

Der Kahn landete. Walpurga ſprang zuerſt heraus; ſie eilte nach dem Röhricht, fort von den Ihrigen, und dort hinter den Weiden ſank ihr die Geſtalt um den Hals und brach zuſammen ....

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Es war im Spätſommer, als der Hof aus dem Seebad zurückkehrte.

Als erſte Regierungshandlung mußte der König jetzt den Erlaß unterzeichnen, mit welchem das Miniſterium Schnabelsdorf das widerſpenſtige Abgeordnetenhaus auflöſte und Neuwahlen anordnete.

Der König war mißmuthig, denn er mußte eine Folgehandlung vollziehen, die ihn jetzt überraſchte. Er war ſo froh belebt aus dem Bade zurückgekehrt und nun kam der Staat mit ſeinen Anſprüchen, wie ein unbefriedigter Gläubiger.

Der König freute ſich der Zufriedenheit und allgemeinen Zuſtimmung ſeines Volkes, aber dieſe Zuſtimmung ſollte eine ſelbſtverſtändliche ſein; jetzt wurde eine große Frage an das Land gerichtet und es war zweifelhaft, wie die Antwort lauten würde.

Die ausgiebige Unterhaltungskunſt Schnabelsdorfs, ja die geſchickte Betonung des Heroiſchen im Grundcharakter des Königs begegnete nur hoher Mißlaune.

Im ganzen Lande war große Bewegung. Man

merkte indeß am Hofe wenig davon; die Herbstmanöver hatten begonnen und auf die nächsten Tage, nachdem der Hof noch einmal auf die Sommerburg übergesiedelt, war die Jagd im Hochgebirge angesetzt.

Der König bethätigte eine ungewöhnlich lebhafte Theilnahme an den Manövern. Die Fügsamkeit der geschlossenen Massen und ihre exakte Lenkung bildete einen haltvollen Gegensatz zu einer gewissen Zerfahrenheit und Auflösung im Lande. Man war aber natürlich weit entfernt, nur an die Möglichkeit zu denken, diese Gegensätze thatsächlich einander gegenüber zu stellen.

In den Hofgesellschaften zeigte der König stets eine ausnehmend gute Laune; er hielt es für Pflicht, gerade bei innerm Mißmuth äußerlich um so zuversichtlicher und heiterer sich darzugeben und den gefälligen Schein zu wahren; die von Jugend an geübte Gewöhnung, sich immer in würdiger Haltung darzustellen, im Bewußtsein, stets beobachtet zu werden; die Rücksicht auf die Ansprüche einer vielgegliederten Umgebung und demgemäß nach allen Seiten hin angemessene Reden zu spenden; vor allem aber die Kunst des Ignorirens, die von Andern inne gehalten und daher auch selbst geübt werden muß, dazu das selbständige Kraftgefühl des Königs — Alles das ließ an ihm keine Spur seines Mißmuthes erkennen. Er war immer voll heiteren Antheils, zumal wenn Irma zugegen. Sie vor Allem durfte kein Schwanken seines Naturells bemerken, denn sie hätte das anders deuten müssen. Es war Pflicht, bei jeder Begegnung jene gehobene Stimmung zu bewähren, die keinen Zwiespalt

kennt und daraus Berechtigung und Sicherheit nimmt, sich über das Gesetz zu stellen. Und doch empfand der König jetzt zum Erstenmal die Unzuträglichkeit, im persönlichen Leben von einer Leidenschaft bewegt zu sein, während eine große, noch dazu mit Gegenkampf erfüllte Aufgabe die volle Manneskraft erheischt.

Auch Irma war von der Frische der Meereswellen neu belebt in die Residenz zurückgekehrt. Sie war schöner als je, wurde aber selten am Hofe gesehen, denn sie hielt sich viel bei Arabella auf.

Am Tage, nachdem Arabella eines Knaben genesen, kam Irma mit dem Leibarzt aus dem Hause Brunos.

„Diese ewige Kinderstube wird mir nachgerade zuwider," wollte Irma sagen, aber sie hielt es zurück.

Der Leibarzt ging schweigend neben ihr die teppichbelegte Treppe hinab. Seine Mienen waren ernst. Er war schon so lang in der großen Welt, aber immer noch verletzte es ihn wie eine grelle Dissonanz, daß Menschen wie Bruno, die, wie der beschönigende Ausdruck sagt, stark gelebt haben, auch noch des Vaterglückes theilhaftig werden sollen. Der Leibarzt hielt den Elfenbeingriff seines Stockes an den Mund gedrückt, als wollte er damit seinem inneren Denken verbieten, zu Worte zu kommen. Schweigend setzte er sich mit Irma in den Wagen. Sie fuhren nach dem Schlosse.

„Meine Schwägerin Arabella hat mich mit einer schweren Aufgabe belastet," sagte Irma.

Gunther fragte nicht, worin diese Aufgabe bestehe; Irma mußte von selbst fortfahren:

„Ich habe ihr versprechen müssen, unserm Vater sogleich die Geburt des Enkelsohnes anzuzeigen. Sie wissen, er ist mit Bruno gänzlich zerfallen. Stünden Sie noch in der alten innigen Freundschaft mit meinem Vater, Sie wären der beste Vermittler."

„Ich kann nichts thun," entgegnete endlich Gunther kurzab. Er war auffällig zurückhaltend gegen Irma. Sie fühlte das und durfte doch nicht mehr die volle rückhaltlose Ehrlichkeit von Befreundeten verlangen; wollte sie nicht mit allen Menschen brechen, die sie hochachtete, so mußte sie ein äußeres höfliches Vernehmen mit ihnen erhalten.

„Ich glaube, daß Bruno nun seine edlere Natur fassen wird," sagte Irma. Sie zwang sich zum Sprechen und zitterte in dem Gedanken, daß der Mann neben ihr sie plötzlich fragen könnte: Wie hast denn du deine edlere Natur gefaßt?

Der Wagen hielt am Schlosse, Irma stieg aus, Gunther fuhr nach seinem Hause.

In ihrem Zimmer preßte Irma beide Hände auf die Brust, in ihr wogte stürmisches Denken. Muß ich bei Jedem betteln, daß er mir stillschweigend freundlich sei und mich gerecht erkenne? Wer einmal die Weltordnung verachtet und sich darüber hinausgeschwungen, der sollte nicht weiterleben. . .

Sie raffte sich gewaltsam auf und begann den Brief an den Vater. Sie klagte, daß er sie ganz ohne Nachricht lasse, erzählte von Arabella, von Bruno's hausväterlicher Gesetztheit, und gab endlich die Kunde von der Geburt des Enkels. Arabella bitte um einige

Worte des Großvaters, er würde sie damit glücklich machen.

Der Brief wurde Irma schwer. Sonst folgte ihre Feder so willig jedem Ausdruck ihrer Seele, heute war Alles so stockig. Sie lehnte sich im Sessel zurück und nahm einen Brief auf, den sie hier vorgefunden, es war der von Walpurga; sie lächelte, als sie ihn wieder las, sie empfand das Glück, einem Menschenkinde Gutes gethan zu haben, und in der Ferne treu von ihm gehegt zu werden.

Das Kammermädchen meldete den Jockey Brunos. Irma ließ ihn hereinkommen. Er wiederholte den Wunsch seiner Herrin, daß die gnädige Gräfin den versprochenen Brief sofort abschicke; er sei beauftragt, ihn selber zur Post zu bringen. Irma siegelte und übergab den Brief.

An der Ecke des Schloßplatzes wartete Bruno, auf seinem Gig sitzend. Der Jockey kam, übergab ihm den Brief, und Bruno steckte ihn in die Tasche. Er fuhr nach der Post und that dort eigenhändig einen Brief in den Schalter, der aber an eine Dame gerichtet war; den Brief an den Vater behielt er für sich. Er wollte durchaus keine Demüthigung, auch durch die Schwester und die Gattin nicht.

In dem Briefschalter aber, in den jetzt Bruno das feinduftige Billet schob, lagen Briefe an den alten Eberhard, die Bruno nicht zurückhalten konnte.

Zweites Capitel.

Am selben Morgen, da ihm der erste Enkel geboren worden, kam Graf Eberhard mit frohem Herzen von einem Feldgang zurück. Man begann heute die erste Ernte auf einer weiten muldenförmigen Landstrecke, die ehedem ein Sumpf gewesen war. Mit großer Umsicht hatte Eberhard das wüste Land trocken gelegt und nun war hier eine Frucht ohne gleichen gediehen; schon der Anblick der reifen Saat, die in lichten Wellen wogte, erquickte ihn jetzt mit dem edelsten Genusse, und er dachte hinaus in ferne Zeiten, wo für kommende Geschlechter aus einem von ihm urbar gemachten Stück Land Nahrung sprießt.

Er hatte nicht das Verlangen, einem andern Menschen sein Glück mitzutheilen; er hatte sich seit Jahren gewöhnt, in sich allein zu leben. Er hatte gegen sein Kind die Schwere seines Lebens, den einzigen Vorwurf, den er sich zu machen hatte, bekannt; vor sich selbst aber empfand er eine Ruhe, wie sie nur die Einsamkeit bietet. Im klaren Denken glaubte er alle Leidenschaftlichkeit besiegt zu haben; er folgte stets dem in ihm ruhenden Naturgesetz, und hatte Niemand, dem gegenüber er es unterdrücken mußte. Er hatte treulich an seiner Selbstvollendung gearbeitet und war aus der Sphäre der Versuchungen, aber auch aus der der gesellschaftlichen Bethätigung ausgetreten.

Aus der Arbeit in Feld und Wald versetzte er sich stets wieder in den Kreis abgeschiedener, in sich selbst ruhender Geister und fühlte sich eins mit ihnen.

Jetzt kehrte er vom Feld zurück und war bereit, in seiner Bibliothek sich mit einem Geiste zu einen, der schon lange dem Athem und der Nahrung entrückt war. Sein Gang war ruhig; es drängte ihn zu nichts hastig, er konnte die Empfindung still in sich fortsetzen oder sie ablenken lassen von einer Seele, die in ganz anderer Sphäre lebte; das Dasein hatte für ihn einen doppelten Boden, und doch war kein gewaltsamer Schritt oder Sprung von dem einen zum andern.

Ein kleines Buch, das die Aufschrift „Selbsterlösung" trug, sollte von dieser Stunde ein Denkzeichen erhalten; die Worte sprachen sich ihm schon in der Seele.

Er kam ins Herrenhaus und sah staunend, daß in dem großen langen Hausflur, wo die Reihe der Erntekränze hing, mehrere Männer seiner harrten und ihn begrüßten. Der Bürgermeister des Dorfes, der bisher Landtagsabgeordneter des Bezirkes gewesen, und viele angesehene Männer aus der Umgegend waren versammelt. Der Bürgermeister erklärte im Namen Aller, daß sie bei den angeordneten Neuwahlen den Finsterlingen das Feld räumen müßten, wenn sie nicht einen Candidaten aufstellen könnten, der, mit dem größten Ansehen ausgestattet, des Sieges gewiß sei; Oberst Bronnen, den Graf Eberhard zum Abgeordneten vorgeschlagen, habe die Candidatur abgelehnt, und nun sei Graf Eberhard selbst nur noch im Stande, die Feinde zu besiegen. Die Wähler wiederholten, daß sie wohl wüßten, welch ein Opfer es sei, wenn er sich noch einmal in den Kampf begebe, darum hätten sie auch

gezögert bis heute, wo die Wahl in der Gerichtsstadt anberaumt sei; sie bäten darum dringend, daß Graf Eberhard sich in letzter Stunde dem Volke nicht entziehe.

„Ja," setzte der Bürgermeister hinzu, „Sie haben einen Sumpf ausgetrocknet und die faulen Wasser abgeleitet; jetzt müssen Sie auch da helfen."

Zur freudigen Ueberraschung Aller erklärte Eberhard sich ohne weitere Einrede bereit. Ihm war es eine That der Frömmigkeit, nach gelungenem Werk auf der einen Seite sich auch dem höheren nicht zu entziehen; der Feind ist der alte, er soll auch die alten Kämpfer finden.

Die Freunde fuhren davon; Eberhard gab noch Anordnungen im Hause, und bald ritt er den Vorausgegangenen nach; er ritt ein großes starkes Pferd, wie dessen der große starke Mann bedurfte; er holte die Freunde noch vor dem Ziel ein, und mit ansehnlichem Gefolge zog er in die Gerichtsstadt.

Er trat in die Wahlversammlung. Der Saal war bereits fast ganz voll. Man staunte, den Grafen zu sehen; aber die Blicke, die sich ihm zuwendeten, glitten bald wieder ab und es gab viel flüsternde Zwiegespräche. Eberhard schritt durch die Menge nach der Rednerbühne; nur Wenige standen auf, nur Wenige grüßten ihn. Was ist das? Sonst, wenn er erschien, bildeten sich im Gedränge sofort zwei Reihen, die ihm Platz machten, heute mußte er sich hindurch kämpfen. Es wollte ihn fast verdrießen. Schnell faßte er sich wieder und — „das ist das echte Ergebniß des freien Geistes:

Niemand ſoll eine gewohnte Huldigung empfangen, ſondern ſie immer neu erwerben; du biſt doch innerlich noch Ariſtokrat, du haſt den Ahnenſtolz auf deine eigene Vergangenheit.“ — So ſagte er ſich und ſchaute lächelnd um, des Sieges über ſich ſelbſt froh.

Der Candidat der Schwarzen, wie das Volk kurzweg die feindliche Partei nannte, betrat zuerſt die Rednerbühne; er ſprach mit großer Gewandtheit, aber ohne beſondere Erregung; man merkte ſeinem Vortrag an, daß er ſorgfältig einſtudirt war; dennoch wurde er an einigen kunſtreich zugeſpitzten Punkten mit rauſchendem Beifall belohnt.

Der bisherige Abgeordnete des Bezirks trat auf und erklärte, daß er auf Wiederwahl verzichte und dafür den bewährteſten Kämpfer für Freiheit und Volksrechte vorſchlage, den Grafen Eberhard von Wildenort.

Die Verſammlung ſchien überraſcht; nur wenige Hände regten ſich zum Beifall, nur einzelne Bravos erſcholen. Ueber dieſen geringen Anklang verblüfft, ſchaute Graf Eberhard verwundert um ſich. Der Bürgermeiſter flüſterte ihm zu, daß dieß ein ſicheres Zeichen des Sieges ſei, der Feind ſei verwirrt. Eberhard nickte; eine ſeltſame Befangenheit regte ſich in ihm; er kämpfte ſie nieder und beſtieg die Rednerbühne. Bei jeder Stufe, die er hinanſchritt, erhob ſich ſein Muth und die Ueberzeugungsmacht, daß man ſich dem Aufgebot des neuen Gedankens ohne Rückſicht auf Selbſtehre ſtellen müſſe. Er begann ſeinen Vortrag mit einer kurzen Schilderung ſeines vergangenen Lebens und Kämpfens, indem er lächelnd hinzufügte, denen, die gleich ihm bereits graue

Haare hätten, brauche er nicht zu sagen, was er wolle; er freue sich aber, daß viele jüngere Kräfte da seien.

Man hörte ihm mit mäßiger Ruhe zu; in den Gruppen der Gegner bildeten sich Gespräche, die aber zum Schweigen gebracht wurden. Eberhard sprach weiter. Plötzlich erscholl ein Lachen aus der Versammlung, man hörte das Wort „wilder Schwiegervater." Eberhard wußte nicht, was das bedeuten sollte; er fuhr in seiner Darlegung fort. Immer lautere Zwiegespräche bildeten sich, und dazwischen Scherzen und Lachen, man hörte Eberhard kaum mehr; kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Der Bürgermeister sprang neben ihn auf die Rednerbühne und rief: „Wer einen Mann, wie Graf Wildenort, nicht ruhig anhört, ist nicht werth, eine Stimme abzugeben."

Lautlose Stille trat ein. Eberhard schloß mit den Worten:

„Ich bin stolz genug, euch zu sagen: Ich bitte nicht, daß ihr mir eure Stimme gebt, ich erkläre nur, daß ich die Wahl annehme."

Er verließ die Versammlung, indem er die Freunde bat, zurück zu bleiben. Er ritt heimwärts, in den Gedanken versunken, daß er den Gegensatz der Welt mehr von sich entfernt als besiegt hatte.

Als er im Thale auf seinem heimathlichen Grunde angekommen war, stieg er ab und gab einigen Feldarbeitern Anordnungen. Als er wieder auf die Straße zurückkehrte, begegnete ihm der Briefträger, der ihm mehrere Briefe übergab. Eberhard öffnete den ersten und las:

„Deine Tochter iſt in Unehre verfallen und ſteht in hohen Ehren als Geliebte des Königs, ihr verdankt das Land die Wiedereinſetzung des kirchlichen Miniſteriums. Zweifelſt Du, ſo frage den erſten Beſten auf der Straße in der Reſidenz. Unglücklicher Vater einer glücklichen Tochter!“

Unterzeichnet war: „Die öffentliche Stimme.“

Eberhard zerriß das Blatt und gab die Fetzen dem Winde preis, der ſie weithin trug über die Felder.

„Namenloſe Zuſchriften ſind das Niedrigſte, ſie ſtehen noch unter dem feigen Meuchelmord — und doch“ — — es war, als ob der Wind, der die Fetzen davon trug, ein Wort zum Ohr Eberhards zurückbringe, das Wort, das er heute in der Verſammlung gehört. Hieß es nicht „wilder Schwiegervater?“

Eberhard griff ſich an den Kopf — wie ein glühender Pfeil fuhr ihm das durchs Hirn. Er öffnete den zweiten Brief und las:

„Du willſt nicht glauben, wie es um Deine Tochter ſteht. Frage den Einen, der einſt Dein Freund war, frage den Leibarzt auf Ehre und Gewiſſen; er wird Dir die Wahrheit bekennen. Rette, was noch zu retten iſt. Dann wird der Schreiber dieſer Worte ſich nennen

Deinen in Hochachtung ergebenen **.“

Dieſen Brief zerriß Eberhard nicht. Das Blatt zitterte in ſeiner Hand. Es legte ſich plötzlich wie ein Nebel vor ſeine Augen, immer wieder ein neuer Schleier auf den andern; er wiſchte mit der Hand über die Augen, es wich nicht; er wollte den Brief nochmals

leſen, er erkannte keine Buchſtaben. Er ballte das Papier zuſammen und ſteckte es in die Bruſttaſche; es brannte ihm auf dem Herzen; er ſetzte ſich am Wegrain nieder, in ihm wirbelte es. Was ſollte er unternehmen? — Sie werden lächeln am Hofe, wenn ich komme, ſie zu holen. Man wird ſehr gnädig ſein. Nur keine Scene! Nur kein Aufſehen! So wird's heißen; nur Alles hübſch ſtill abgemacht, nur nichts Aufregendes, nur immer höflich ſich verbeugen, wenn auch Alles in Empörung ſich aufbäumt! Immer lächeln, wenn auch das Herz zerſpringt! Wir leben in einer civiliſirten Welt und das nennt man Bildung, feine Sitte. O, ihr habt's gut, euch iſt Alles Spiel, ihr könnt immer höflich ſein, immer kühl und reſervirt! Pfui! daß ich dahin kam, an dieſer erbärmlichen Winkelwelt meine letzte Kraft zu verbrauchen! Pfui! Aber ich hab's verſchuldet. Ich habe im Wirrwarr meines Lebens mich retten wollen, und habe meine Kinder verloren. Welch ein Teufel von Sophiſt ſteckt in Jedem! Ich redete mir ein, daß die Freiheit, in der meine Kinder aufwachſen, das Beſte, das Natürlichſte ſei, und es war eitel Beſchönigung meiner Lahmheit. Weil ich nicht die unabläſſige Thätigkeit haben wollte, ſie zu bewachen, ließ ich ſie verkommen, redete mir ein, daß ihre geſunde Natur ſich ſelbſt entwickeln könne. Da ſtehe ich nun und ſoll mein Kind holen . . .

Tief erſchreckt, ſo daß er faſt rücklings ſtürzte, ward Eberhard, als das neben dem Baum angebundene Pferd plötzlich laut wieherte. Ein Knecht, der mit zwei Ackerpferden vom Felde heimkehrte, hielt an und fragte:

„Gnädiger Herr, was iſt Ihnen?“

Der Knecht band das Pferd los, Eberhard ſtand raſch auf und ging, ohne ein Wort zu reden, den Berg hinan zum Herrenhauſe. Es umgab ihn etwas, wie unfaßbare, elektriſche Wolken, die ihn rückwärts zogen; er ſchritt gewaltſam hindurch, immer vorwärts. Er kam nach dem Herrenhauſe. Am Thore faßte er die Pfoſten. Es ſchwindelte ihm, doch er gewann Haltung. Er ging durch die Ställe und Scheunen, ſah die Knechte Futter aufſchütten und ſchaute ihnen lange zu. Dann ging er durch das ganze Haus, und betrachtete Alles wie fragend; in der großen Erkerſtube ſtand er lange vor dem Bilde Irmas. Sie war ſieben Jahre alt, als das Bild gemalt ward, ein ſchönes, großaugiges Kind in der ganzen natürlich unbeholfenen und dabei doch ſo anmuthigen Haltung; der Maler hatte dem Kind einen Blumenſtrauß in die Hand geben wollen, das Kind aber hatte geſagt: „Ich will keine todten Blumen, ich will einen Topf, darin eine Blume lebt.“ Ach, ſie hatte ſo ſüße Worte und Gedanken. Und ſo ſteht ſie da im Dufte kindlicher Anmuth und hat einen Topf mit blühendem Roſenſtock in der Hand — roſig ihre Wangen, roſig die Blumen in ihrer Hand. „Eine Roſe geknickt, ehe der Sturm ſie entblättert“ — jenes letzte Wort der Emilia Galotti fuhr ihm durch den Sinn. Er ſtöhnte laut auf: „Nein, ſo ſtark bin ich nicht!“

Er klingelte. Als der Diener eintrat, wußte er nicht mehr, was er gewollt; er beſann ſich; wie aus dem Chaos heraus mußte er das wühlen, was doch ſo einfach war; er befahl, daß man anſpanne.

„Den Reiſewagen!“ rief er noch dem Diener nach.

Als er an der Bibliothek vorüberkam, hielt er eine Weile an und betrachtete die Thür. Da drin ſind ſo viel ſtarke und große Geiſter — warum kommen ſie jetzt nicht, zu helfen? Es giebt keine andere Hülfe, als aus uns ſelbſt.

Er ging die Treppe hinab und hielt ſich oft am Geländer. Wie im Zorn gegen die ihn übermannende Schwäche richtete er ſich ſtraff auf. Im Hofe befahl er, ſeine Worte waren auffallend undeutlich, daß der Wagen nach dem Thale vorausfahre, er wollte dort einſteigen. Auf der halben Höhe des Berges ſetzte er ſich plötzlich auf einen Steinhaufen und ſchaute hinaus in die Welt.

Was mochte vor ſeinem Auge, in ſeiner Seele vorgehen? Er ſchaute nach dem Baume um, den er hier gepflanzt, an der Stelle, wo ihm der Bote die Nachricht von der Geburt Irmas verkündigte. Da iſt die Erde, die das Kind zuerſt betreten, die Bäume, die es zuerſt geſehen, der Himmel, die Wälder, die Berge, der See, da blühen die Blumen, fliegen und hüpfen die Vögel, weiden die Kühe — Alles, Alles iſt geſpenſtiſch, nichts grüßt dich mehr rein, du darfſt keinem Geſchöpf, keinem Baum, keiner Blume mehr nahen, denn du biſt verworfen vor ihnen, ſie ſind rein und du — du biſt ... Die Welt iſt ein Paradies und du biſt daraus verjagt und irrſt umher unſtät und flüchtig; du kannſt dich betäuben, kannſt lächeln, ſcherzen und heucheln — aber die Sonne heuchelt nicht, die Erde heuchelt nicht und tief innen dein Gewiſſen

heuchelt nicht. Du haſt die Welt getödtet, dich getödtet und lebſt — todt in einer todten Welt. Wie iſt es nur möglich? Es iſt nicht! Ich bin wahnſinnig! Ich will dich nicht ſtrafen, nicht züchtigen, du ſollſt nur wiſſen, wer du biſt. Deine Erkenntniß ſei deine Strafe und deine Heilung. Ich zerreiße all' die beſchönigenden Worte; wiſſen, ſehen, erkennen ſollſt du —

Der Straßenknecht kam zum Grafen heran und fragte, ob ihm nicht wohl ſei, da er ſich auf den Steinhaufen ſetze.

„Nicht wohl?“ ſtöhnte Eberhard. „Nicht wohl? Mir wäre wohl, wenn ich Du . . .“

Er ſtand auf und ging weiter.

Eine klagende Mutter kann weinen. Ein Vater nicht.

Der Kopf ſank ihm tief auf die Bruſt. Er ſah blühende Roſen, ſie ſollten ihr Haupt ſchmücken, er ſah die Dornen, ſie ſollten ihre Stirn blutig reißen; Zorn und Schmerz wirrten ſich in ſeiner Seele durcheinander; der Zorn raſ'te, der Schmerz weinte, der Zorn wollte ihn hoch hinauftragen und ihn mit Rieſenkraft ausſtatten, daß er die ganze Welt zerſchmettere, der Schmerz wollte ihn ſelbſt im Innerſten zermalmen.

Da richtete er ſich plötzlich auf, und wie vom Sturme gejagt ſprang er den Weg hinab, über den Graben, über die Wieſe, hin zu dem Apfelbaum.

„Das iſt der Baum . . . Du ſtehſt mit rothen Früchten geſchmückt, du . . . und ſie? . . . Wehe! Das Leben iſt eine Unbarmherzigkeit!“

Ein tiefer, kläglicher Schrei entwand ſich ſeiner Bruſt. Der Straßenknecht oben hörte ihn, der Kutſcher unten am Wagen hörte ihn. Sie liefen herbei. Sie fanden Eberhard mit dem Geſicht am Boden liegend. Schaum ſtand vor ſeinem Munde. Er konnte nicht mehr ſprechen. Man trug ihn hinauf ins Schloß.

Drittes Capitel.

In der Reſidenz waren alle Schulen, Kanzleien und Werkſtätten geſchloſſen, auf den Straßen ſah man faſt nur Frauen und Kinder, dazwiſchen manchmal eine laute Gruppe von Männern, die bald in einem großen Gebäude verſchwand. Es war der Wahltag. Das ganze Leben der Stadt mit den tauſenden von vereinzelten Thätigkeiten und Sinnesweiſen hatte ſich ins Innerſte, in Einen Punkt zuſammengezogen; es war, wie wenn eine große Seele mit ſich ſelbſt verkehre. Eine märchenhafte Stille lag am hellen Tage auf den öden Straßen. Der Wagen des Leibarztes kam vom Hauſe Brunos und hielt beim Rathhaus an, Gunther ſtieg aus, ging hinauf und gab ſeine Stimme ab. Als vielbeſchäftigter Arzt durfte er außer der Reihe wählen. Er kehrte zum Wagen zurück und fuhr nach Hauſe. Als er in die Wohnſtube trat, überreichte ihm ſeine Frau ein ſo eben angekommenes Telegramm. Gunther öffnete es.

„Was iſt Dir?“ rief Frau Gunther, noch nie hatte ſie das Antlitz ihres Mannes ſich ſo verändern geſehen.

Er reichte ihr das Telegramm und sie las:

„Graf Eberhard Wildenort plötzlich vom Schlage gerührt, der Sprache beraubt. Nachricht Sohn und Tochter mittheilen. Sofort hieherkommen, womöglich auch Sie.

Kreisphysicus Dr. Mann.“

„Du reisest,“ sagte Frau Gunther in bewegtem, kaum fragendem Tone. Gunther nickte.

„Ich habe eine Bitte,“ fuhr Frau Gunther fort. Gunther winkte nur mit der Hand, auch ihm war es, als sei ihm die Zunge gelähmt.

„Ich möchte mitreisen,“ sagte sie.

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Setz' Dich,“ bat die Frau, und als Gunther saß, legte sie ihre milde Hand auf seine hohe Stirne; sein Antlitz erheiterte sich und sie sagte:

„Wilhelm, ich sehe hier ein entsetzliches Geschick; laß mich Theil haben, zu mildern und zu beschwichtigen, was möglich. Ich kann mich in die Seele des verlorenen Kindes versetzen, dem diese Botschaft wird. Wer weiß, ob nicht ihr Thun das verschuldet. — Ich will der Gräfin Irma beistehen, als läge sie elend auf der Straße, obgleich sie im Wagen fährt. Und wenn mich die Arme zurückstoßen will, ich weiche nicht. Ich weiß nicht, was geschehen mag, aber es kann etwas kommen, daß sie ihr von Furien gepeitschtes Haupt an das Herz einer Frau legen möchte. Ich bitte, laß mich mit.“

„Ich habe nichts dagegen; rüste vorläufig Alles zur Reise.“

Er fuhr zu Bruno.

„Ihre Partei ist in der Wahlschlacht geschlagen,“ rief dieser, als er Gunthers traurige Mienen sah.

„Noch nicht,“ entgegnete Gunther, und theilte in mildem Uebergange Bruno die Nachricht mit.

Bruno wendete sich ab, raffte schnell einige Briefe zusammen, die auf dem Tische lagen und verschloß sie im Pult. Er war bald bereit, mit Gunther zu Irma zu gehen. Sie theilten ihr sehr behutsam die Trauerkunde mit.

„Ich wußte es, ich wußte es!“ schrie Irma. Man hörte kein Wort weiter von ihr. Sie ging in das Schlafzimmer und stürzte sich auf das Bett; aber sie hatte kaum die Kissen berührt, als sie sich wie zurückgeworfen erhob und auf dem Boden niederkniete und umsank. Bald kam sie wieder in das Empfangszimmer; ihr Angesicht war starr. Sie gab dem Diener und der Kammerjungfer rasche Anordnungen für die Reise. Der Leibarzt entfernte sich, um Urlaub zu nehmen; er versprach auch für Irma das Nöthige zu besorgen.

„Du solltest der Königin noch Lebewohl sagen,“ brachte Bruno heraus.

„Nein, nein!“ rief Irma heftig. „Ich kann nicht und ich will nicht!“

Es war kein Diener im Vorgemach. Es klopfte an. Irma schrak zusammen. „Kommt der König selbst?“

„Herein!“ rief Bruno.

Frau Gunther trat ein.

Sie hier? Und jetzt? Fragten die Blicke Irmas, sie konnte kein Wort hervorbringen.

Frau Gunther erklärte mit einfachen Worten, wie sie von der Unglücksbotschaft gehört und es sich von Irma als Zeichen der Freundschaft erbitte, sie begleiten zu dürfen.

„Ich danke, ich danke herzlich!“ stieß Irma hervor.

„So gewähren Sie meine Bitte?“

„Ich danke. Ich will Ihnen auf den Knien danken, aber ich bitte, lassen Sie mich jetzt nicht viel reden.“

„Es ist nicht nöthig, liebe Gräfin,“ begann Frau Gunther, „Sie haben mich scheinbar vernachlässigt oder vergessen, der äußeren Thatsache nach, aber in Ihrer eigentlichen Seele haben Sie mich weder vernachlässigt noch vergessen, und wär's auch, ich war eine Stunde in Ihrem Herzen daheim und Sie in meinem.“ Irma wehrte mit beiden Händen von sich, als ob die guten Worte sie wie Pfeile träfen. Frau Gunther fuhr in besänftigendem Tone fort: „Sie thun mir ein Gutes, wenn Sie mir erlauben, Ihnen ein Gutes zu thun. Sie haben keine Mutter, vielleicht auch — bald keinen Vater mehr —“

Irma stöhnte auf und drückte die Hände auf die Augen.

„Liebes Kind,“ bat Frau Gunther und legte ihre Hand auf den Arm Irmas. Irma zuckte. — „Liebes Kind, darum sind viele Menschen auf die Erde gesetzt, damit der Eine, der mitfühlt und doch nicht selbst betroffen ist, dem Andern eine Stütze sei, wenn er brechen, ein Licht, wenn sich ihm Alles verdunkeln

will. Ich bitte, seien Sie nicht stolz, lassen Sie mich bei Ihnen sein in Allem, was die nächsten Tage Ihnen bringen."

„Stolz? Stolz?" fragte Irma und faßte die Hand der Frau Gunther, ließ sie aber rasch wieder los. „Nein, verehrte, liebe Frau, ich erkenne Ihre herzliche Absicht, ich verstehe ... ich weiß ... Alles ... Ich könnte Ihre gute That ruhig annehmen, ich weiß oder glaube, daß ich auch so handeln könnte, wenn ..."

„Das ist der beste und einzige Dank," fiel Frau Gunther ein, aber Irma wehrte ab und fuhr fort:

„Ich bitte, quälen Sie mich nicht. Ihr Herr Gemahl und mein Bruder begleiten mich. Ich bitte, reden Sie kein Wort mehr, ich danke; ich werde an Sie denken, ich danke."

Gunther trat wieder ein und Irma sagte:

„Ist Alles bereit? Lassen Sie uns keine Minute mehr verlieren."

Sie verneigte sich gegen Frau Gunther. Sie hätte sie gern umarmt, aber sie konnte nicht.

Frau Gunther, die nie das Schloß betreten hatte, war jetzt gekommen, einer Verlorenen Beistand zu leisten. Noch nie hatte Irma sich so von allen Schauern und Schrecken ergriffen gefühlt, als jetzt, da sich ihr die reine Güte zuwendete und ihr die Hand reichte.

Als wäre sie von Dämonen zerrissen, fühlte sie den Schmerz, daß sie dem Reinen nicht mehr nahe sein dürfe. Sie wollte vor Frau Gunther niedersinken, aber sie stand aufrecht, sah sie starren Auges an und ging an ihr vorüber.

Im Vorzimmer ſchrie der Papagei und ſpreizte die Flügel, als wolle er auch mit, und rief ſein: „Pfüt' di Gott, Irma!“

Wie in eine Wolke gehüllt ging Irma den Corridor entlang. Unter dem Hofthore begegnete ihr der König, der mit Schnabelsdorf aus dem Parke kam, Schnabelsdorf hatte mehrere Depeſchen in der Hand; ſein Antlitz war heiter, er hatte Siegesnachrichten.

Der König und Schnabelsdorf erſchienen Irma wie Nebelgeſtalten. Sie hatte einen doppelten ſchwarzen Schleier vor dem Geſicht, ſie wollte ihr von Schmerz durchwühltes Antlitz nicht der Neugier des Hofes zur Schau ſtellen.

Der König kam näher, ſie konnte den Schleier nicht zurückſchlagen, und der vor ihr Stehende erſchien ihr weit, weit weg; ſie hörte ſeine freundlichen und gewiß guten Worte, aber ſie wußte nicht was er ſagte.

Der König reichte dem Leibarzt die Hand, er reichte ſie auch Bruno und zuletzt auch Irma. Er drückte ihre Hand, ſie erwiderte den Druck nicht.

Man ſtieg ein. Frau Gunther hatte noch ihre Hand auf den Wagenſchlag gelegt; Irma beugte ſich nieder und küßte ſie. Der Wagen fuhr davon.

Geraume Zeit wurde kein Wort geſprochen. Jenſeits des erſten Dorfes nahm Bruno eine Cigarre heraus, indem er zu ſeiner Schweſter ihm gegenüber ſagte: „Ich bin ein Mann, ein Mann muß das Unvermeidliche mit Ruhe und Beſonnenheit aufnehmen. Zeige auch Du jetzt, daß Du die ſtarke Seele biſt.“

Irma antwortete nicht. Sie schlug den Schleier zurück und schaute zum Wagenfenster hinaus. Die Abreise war so rasch vor sich gegangen, jetzt erst kam sie zu sich und athmete frei auf.

„Du hättest der Königin doch noch persönlich Lebewohl sagen sollen," nahm Bruno in gefaßtem Tone wieder auf. Dieses lange Stillsein war ihm peinlich; man muß sich die bösen Stunden möglichst gut vertreiben. Als Irma noch immer schwieg, setzte er hinzu: „Du weißt ja, das zarte Wesen der Königin ist so leicht verletzt und beleidigt."

Irma gab noch immer keine Antwort. Gunther aber sagte:

„Ja, die Königin beleidigen, wäre Tempelschändung. Ihren Glauben an die Güte und Wahrhaftigkeit der Menschen schwankend machen, vermöchte nur eine barbarische Seele."

Gunther sprach das mit einer Energie und Hast, die man sonst nicht an ihm gewohnt war. Irma fühlte sich ins Herz getroffen. Ist sie die Tempelschänderin: Ganz leise stieg der Gedanke in ihrer Seele auf: die Königin ist sein Ideal und das meine der König. Wer weiß, ob sie nicht unter der Maske der Geistesverwandtschaft . . . Irma ließ schnell den Schleier wieder über das Gesicht fallen; ihr Athem ging hastig, ihre Wangen glühten. Wer selber weiß, daß er . . . muß auch Andere . . . nichts ist ganz . . . . Niemand . . . Sie hatte das Gefühl, daß sie etwas sagen müsse und brachte endlich die Worte hervor:

„Die Königin verdient es, einen Freund wie Sie zu haben.“

„Ich ſtelle mich zu Ihnen,“ erwiderte Gunther ruhig; „ich glaube, wir ſind Beide der Freundſchaft dieſer echten Seele würdig.“

„Sie glauben alſo an Freundſchaft unter verheiratheten Perſonen verſchiedenen Geſchlechts?“ fragte Bruno.

„Ich kenne ſie,“ erwiderte Gunther.

„Sie klein oder groß geſchrieben?“ fragte Bruno und lachte; ſchnell aber ſich der traurigen Veranlaſſung zur Reiſe erinnernd, wurde ſein Geſicht wieder ernſt.

Der Arzt erwiderte nichts.

An der erſten Poſtſtation traf man lärmende Gruppen. Der Poſtmeiſter berichtete den Reiſenden, daß eben der Wahlkampf vor ſich gehe, er ſei heiß, aber die Schwarzen würden hier unterliegen.

Bruno war ausgeſtiegen und ſagte zum Poſtillon: „Edler Mitbürger, haſt Du auch ſchon Dein ſouveränes Wahlrecht heute geübt?“

„Ja wol, und gegen die Schwarzen.“

Man fuhr weiter.

An den folgenden Stationen ſtieg Bruno nicht wieder aus. Man näherte ſich dem Bezirke Eberhards. Als in der Gerichtsſtadt die Pferde gewechſelt wurden, hörte man laut rufen: „Graf Wildenort lebe hoch! Triumph!“

„Was iſt das?“ fragte Gunther zum Wagenſchlag hinaus.

Es wurde ihm erklärt, daß trotz aller Mühen der Schwarzen doch Graf Eberhard den Sieg erringen werde,

die Gegner hätten ein niederträchtiges Gerücht ausgesprengt, das den alten Grafen verunehren sollte, aber was sie als Hinderniß hingeworfen hätten, darüber seien sie selbst gestolpert; allgemein habe es geheißen: ein Vater kann nichts für ein Kind, ja um so eher muß man ihm jetzt die höchste Ehre zuwenden. — Irma drückte sich zurück in die dunkle Wagenecke, sie hielt den Athem an.

Man fuhr davon, lautlos.

Bruno sagte, daß es ihm zu heiß sei im Wagen und auch, daß er es nicht wohl ertrage, rücklings zu fahren; er wollte aber durchaus nicht dulden, daß der Leibarzt den Platz mit ihm wechsle; er ließ anhalten und setzte sich auf den Hintersitz zur Kammerjungfer, der Lakai mußte sich auf den Bock zum Kutscher setzen. Irma that den Hut ab und legte den Kopf zurück; der Kopf war ihr so schwer. Mehrmals, als man einen steilen Weg hinanfuhr und drunten der Abgrund sich zeigte, richtete sie sich rasch auf; sie wollte sich aus dem Wagen in die Tiefe hinabstürzen, aber immer wieder legte sie sich matt zurück. Auch Gunther blieb stille, und so fuhr man lautlos durch die Nacht dahin.

Die Kammerjungfer wollte einmal laut lachen, aber Bruno hielt ihr den Mund zu.

Viertes Capitel.

Mitternacht war nahe, als die Reisenden auf Schloß Wildenort ankamen.

Der Diener ſagte, der Graf ſchlieſe, der Arzt aus dem Thale ſei bei ihm.

Als die Ankömmlinge in das Vorzimmer traten, kam der Landarzt aus dem Krankenzimmer ihnen entgegen; er wollte Gunther den Fall mittheilen. Gunther bat, erſt dann, wenn er ſelbſt den Kranken geſehen, ihm Bericht zu erſtatten. Leiſe ging er mit Irma und Bruno in das Krankenzimmer.

Eberhard lag, den Kopf von hochaufgeſchichteten Kiſſen gehalten, im Bett, ſeine Augen ſtanden offen; er ſtarrte die Ankommenden an, regungslos, als wären es Traumgeſtalten.

„Eberhard! Von Herzen grüße ich Dich,“ ſagte Gunther. In den Mienen des Kranken zuckte es; er bewegte raſch die Augenlider auf und ab und ſtreckte taſtend dem alten Freund die Hand entgegen, aber die Hand ſank auf die Bettdecke; Gunther ergriff ſie und hielt ſie feſt.

Irma ſtand regungslos, ſie konnte kein Wort hervorbringen, kein Glied bewegen.

„Wie geht's Ihnen, Papa?“ fragte Bruno.

Als wäre ein Schuß an ſeinem Ohr vorbeigeſauſt, ſo raſch wendete ſich Eberhard und winkte, daß Bruno das Zimmer verlaſſe.

Irma kniete am Bett nieder, Eberhard taſtete ihr mit zitternder Hand über das Geſicht, ſeine Hand wurde naß von ihren Thränen, aber plötzlich zog Eberhard die Hand zurück, als hätte er ein giftiges Thier berührt; er wendete das Geſicht ab und preßte die Stirn an die Wand. So lag er lange.

Weder Gunther noch Irma ſprachen ein Wort; die Stimme verſagte ihnen vor dem, dem das Wort verſagt war. Jetzt wendete ſich Eberhard wieder um und winkte der Tochter mit ſanfter Bewegung, daß auch ſie das Zimmer verlaſſe. Sie ging.

Gunther blieb allein bei Eberhard. Seit dreißig Jahren hielten die Freunde zum Erſtenmal wieder einander. Eberhard führte die Hand Gunthers über ſeine Augen und ſchüttelte dann den Kopf.

Gunther ſagte: „Ich verſtehe, Du möchteſt weinen und kannſt nicht. Verſtehſt Du Alles, was ich ſpreche?“

Der Kranke nickte bejahend.

„So laß Dich dünken,“ fuhr Gunther fort, und ſeine Stimme hatte einen tief erquickenden Ton, „ſo laß uns dünken, die Jahre, die wir getrennt gelebt, ſeien eine Stunde. Unſer Zeitmaß iſt ein anderes. Erinnerſt Du Dich noch, wie Du oft in gehobenen Momenten ausriefſt: Nun haben wir wieder Jahrtauſende gelebt?“ — Ein Zucken ging durch das Antlitz des Kranken, ein unterbrochenes, wie wenn ein Weinender plötzlich, von einem freundlichen Gedanken angemuthet, lächeln ſollte und doch nicht kann.

Eberhard verſuchte, auf der Bettdecke Schriftzeichen zu machen, Gunther verſtand ſie nur ſchwer zu entziffern.

Der Kranke winkte nach einem Tiſche, auf welchem Bücher und Schriften lagen. Gunther brachte mehrere herbei. Der Kranke winkte von neuem, keines war das rechte; endlich brachte Gunther ein kleines geſchriebenes Heft. Auf dem Deckel ſtand das Wort „Selbſterlöſung.“ Der Kranke nickte froh, als grüßte er ein glückliches Begegniß.

„Das haſt Du ſelbſt geſchrieben. Soll ich Dir daraus vorleſen?“

Der Kranke nickte raſch. Gunther ſetzte ſich an das Bett und las:

„Für den Tag und die Stunde, da ſich mein Denken verdunkeln will, ſei mir dieß zur Erleuchtung.

Ich habe immer in mich hineingedacht. Ich wollte mein eigen Selbſt erfaſſen, wie es nicht iſt in der Zeit, nicht beſtimmt von einem Standorte, nicht von einer That. Ich ſehe es, aber ich kann es doch nicht feſthalten. Ein Tropfen Thau, eingeſchloſſen ins Herz eines Felſens.

Es giebt Stunden, wo ich das Ideal, noch mehr Stunden aber, wo ich die Caricatur meiner ſelbſt bin. Wie faſſe ich die wirkliche Weſenheit? Was bin ich?

Ich erkenne mich als etwas, das dem All und der Ewigkeit angehört.

Wenn ich das faſſe, — es ſind ſelige Minuten, die auch zu Stunden werden, — dann giebt es nur Leben, keinen Tod, weder für mich noch überhaupt in der Welt.

In meiner Sterbeſtunde möchte ich ſo klar und hell wie jetzt mir bewußt ſein, daß ich in Gott bin und Gott in mir.

Mag die Religion die Wärme des Gefühls, den Glanz der Phantaſie für ſich in Anſpruch nehmen — dafür ſtehen wir in der Klarheit, die Gefühl und Phantaſie in ſich ſchließt.

Oft in ruheloſen Tagen, da ich das Unendliche zwingen wollte, mir Stand zu halten, war mir's, als

löſe ich mich auf und verſchwimme und verſchwinde. Ich wollte wiſſen: Wie iſt Gott?

Jetzt habe ich die Antwort unſres Meiſters: Wir haben keine bildliche Sinnesvorſtellung von Gott, aber wir haben einen klaren Gedanken oder Begriff von ihm.

Das alte Wort: Du ſollſt Dir kein Bild machen von Gott — heißt für uns: Du kannſt Dir kein Bild von Gott machen. Jedes Bild iſt ein begrenztes, der Gottesgedanke der Begriff der Unbegrenztheit.

Wir müſſen uns als einen Theil Gottes denken — lehrt Spinoza.

Indem mein Geiſt das Ganze zu erfaſſen ſtrebte, habe ich erkannt, was es heißt: Der Menſchengeiſt iſt ein Theil des Gottesgeiſtes.

Aus dem ewig bewegten Meer taucht ein Tropfen auf, iſt eine Sekunde — man nennt ſie ſiebzig Jahre — ſonnenhaft leuchtend und durchleuchtet, dann taucht der Tropfen wieder unter.

Der einzelne Menſch als ſolcher, wie er geboren und gebildet wird, iſt gleichſam ein Gedanke, der auf die Schwelle des Bewußtſeins Gottes tritt; ſtirbt er, ſo taucht er wieder unter die Schwelle des Bewußtſeins. Er geht aber nicht zu Grunde, er bleibt in Ewigkeit, wie jeder Gedanke in ſeiner Nachwirkung bleibt.

Faſſe ich nun eine Verkettung, eine Vielfältigkeit ſolcher Gottesgedanken und nenne ich ſie Volk, ſo tritt der ganze Volksgenius auf die Schwelle des Bewußtſeins, ſobald das Volk auf die Höhe der Geſchichte tritt.

Faßt man aber wieder die Völker in Eins zuſammen, ſo iſt dies eben die Menſchheit, oder die

Geſammtheit der Gedanken, das Bewußtſein Gottes und der Welt.

Oft wollte mich Schwindel faſſen, wenn ich mich da hinan dachte, jetzt ſtehe ich feſt auf der ſchroffen Spitze.

Wenn du kommſt, du Stunde, die man die letzte nennt, dann iſt mein letzter Wunſch, daß dieſe Gedanken mich noch einmal ganz durchglühen, auflöſen und erlöſen. Da giebt es getrennt kein endliches und kein unendliches Leben, ſie fließen in einander und ſind eins.

Das klare Erkennen und das Bewußtſein, daß wir eins ſind mit Gott und dem Ganzen, iſt höchſte Seligkeit. Wer dies Bewußtſein hat, der ſtirbt nicht, er lebt das ewige Leben.

Komm' noch einmal zu mir, du Geiſt der Klarheit, in der Stunde, da ich untertauche . . . .

Es hängt Staub an meinen Flügeln, wie an den Flügeln der Lerche, die ich dort ſich aufſchwingen ſehe aus der Ackerfurche in den Aether. Die Ackerfurche iſt ſo rein wie der Aether, der Wurm wie die Lerche — im Verlorenen und ſcheinbar Verſunkenen iſt doch noch Gott. Und bricht mein Auge — ich habe das Ewige geſehen — mein Blick iſt ewig. Frei über alle Verzerrung und Selbſtverwüſtung hinüber rauſcht der ewige Geiſt." — —

Gunther hatte geleſen, Eberhard legte ihm jetzt die Hand auf den Mund, dann ſchaute er ihm tief in die Augen.

„Du haſt ehrlich mit Dir und den höchſten Ideen gerungen," ſagte Gunther, aber in ſeiner Stimme

zitterte noch ein anderer Schmerz als der über den Tod.

Eberhard schloß die Augen. Als Gunther sah, daß der Kranke fest schlief, erhob er sich.

Jetzt sah er, daß Irma hinter dem Bettschirm gesessen. Er winkte ihr, sie verließ mit ihm das Gemach.

„Sie haben Alles gehört?“ fragte Gunther.

„Ich kam erst vor wenigen Minuten.“

Irma verlangte volle Wahrheit über den Zustand ihres Vaters. Gunther gestand, daß keine Hoffnung auf Wiedergenesung vorhanden, nur die Stunde des Todes lasse sich nicht bestimmen. Irma bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, dann kehrte sie wieder ins Krankenzimmer zurück. Dort saß sie hinter dem Bettschirm.

Im großen Saale saß Bruno, dem Landarzt gegenüber. Bei Gunthers Eintritt stand Bruno rasch auf, kam ihm entgegen und sagte hastig: „Unser Freund hier hat mir bereits Beruhigung gegeben; die Sache hat, gottlob“ — die Zunge stolperte ihm bei dem Worte gottlob — „keine nahe Gefahr; beruhigen Sie nur auch meine Schwester.“

Gunther antwortete nichts. Er erkannte, wie Bruno sich den Anschein geben wollte, daß er von keiner nahen Gefahr wisse, und Gunther war Hofmann genug, um dem die Wahrheit nicht aufzudrängen, der sie nicht hören wollte. Er kehrte zu Irma zurück, Bruno folgte ihm und redete der Schwester Muth zu. Sie schüttelte den Kopf, er achtete nicht darauf und sagte, er wolle für die schwere Zeit, die bevorstehe, sich

Kraft und Ausdauer holen; in der That aber wollte er ausreiten, um das Entsetzliche zu versäumen. Wozu sich Erschütterungen aussetzen, bei denen man nichts helfen kann?

Der Morgen begann zu dämmern. Der Kranke lag noch immer still.

„Er athmet leichter," sagte Irma, die Worte kaum hinhauchend.

Der Arzt nickte beruhigend.

Fünftes Capitel.

Mit festem Schritt ging Bruno die Treppe hinab. Er hatte das Pferd eine Strecke vom Schlosse wegführen lassen.

Wenn nur das dumme Sterben nicht wäre, sprach es in ihm, während er mit einem Fuß in den Steigbügel stieg. Da zerrte etwas hinter ihm an seinem Rock. Ist's die Hand des Vaters? Eine Geisterhand, die ihn zu Boden reißt? Er strauchelte zurück. Sein Rock hatte sich in eine Schnalle verfangen. Er machte sich los und war eben daran, die Reitpeitsche gegen den unachtsamen Jockey zu schwingen, da fiel ihm ein, wie das jetzt nicht am Orte sei. Der Vater ist krank, schwer krank, ja vielleicht, es kann doch sein, obgleich der Hausarzt solche Beruhigung gegeben — nein, jetzt darf man keinen Untergebenen strafen; es soll nicht heißen, daß Bruno in dieser Stunde einen Reitknecht gezüchtigt. Fitz, der die Schnalle in Ordnung brachte,

duckte nieder, als ob er bereits den Peitſchenſtiel im Nacken ſpüre; erſtaunt ſah er auf, als ſein Herr im mildeſten Tone ſagte:

„Ja, lieber Fitz, Du haſt auch nicht geſchlafen und biſt voll Unruhe, ich ſeh' Dir's an. Leg' Dich jetzt noch eine Stunde zur Ruhe, Du brauchſt nicht mit mir zu reiten. Laß Dein Pferd geſattelt. Wenn etwas hier im Hauſe paſſirt, ſo reiteſt Du oder Anton mir nach und holſt mich, immer den geraden Weg durch die Waldlichtung dort; oben beim Gamsbühel, beim Reitweg, bevor es in die Höhe geht, kehre ich um und reite durch das Thal zurück. Hörſt Du? Merk Dir's! So, jetzt leg' Dich ſchlafen, ſattle aber Dein Pferd nicht ab, merk' Dir's, hörſt Du?"

Fitz ſah ſtaunend zu ſeinem Herrn auf, der nun davon ritt.

In kurzem Trab ritt Bruno dem Walde zu nach einer Lichtung, die zur Weide hergerichtet war; es ritt ſich ſanft hier auf dem Grasweg, und es war ſo erfriſchend in der Morgenkühle.

Der goldene Morgenſchimmer zitterte durch den Wald und glänzte auf den Thautropfen an Gras und Baum. Der Waldbeſtand rechts und links war prächtig, Bruno nickte: Er hat das Forſtweſen trefflich verſtanden. Nein, das thu' ich ihm nicht an, ich laſſe den Wald gut forſten, ich holze ihn nicht ab.

Jetzt ging's über eine ebene Strecke. Bruno gab dem Pferde die Sporen und ſetzte im friſchen Galopp dahin. Plötzlich hielt er an; er war in einer Gegend, die er nicht kannte. Hier war doch vordem ein Sumpf,

und nun weites Ackerland, darauf die gemähten Schwaden dicht beisammen liegen.

Bruno lenkte abseits zu den Knechten, die hier die Garben banden. Der Oberknecht berichtete dem jungen Herrn, daß der Vater den Sumpf trocken gelegt und dies nun zum besten Land des ganzen Gutes gehöre. Er reichte Bruno eine Handvoll Aehren und sagte: „Bringen Sie das Ihrem Herrn Vater. Er denkt auf seinem Krankenbett gewiß zu uns heraus.“

Bruno lehnte das ab und schenkte dem Oberknecht ein gutes Trinkgeld, dann ritt er weiter, rief aber dem Oberknecht nochmals zu, wenn der Reitknecht ihm nachkomme, solle er ihm sagen, sein Herr reite nach dem Gamsbühel.

Es war still und einsam im Walde, nur hinter sich hörte Bruno Peitschenknallen; die Knechte führten die erste Ernte vom neu eroberten Felde ein. Er ließ das Pferd im Schritte gehen, hier sah ihn Niemand, er steckte sich eine Cigarre an. Als er die Hochebene erreicht, ging's wieder im scharfen Trabe vorwärts. Hier weideten die Schafe. Auch auf den Schäfer ritt Bruno zu und gab auch ihm Auftrag wegen des nachfolgenden Reitknechts; es war ihm eine Beruhigung, daß er so viel Sorgfalt anwandte, damit man ihn sicher finde. Hinter ihm drein blökten die Schafe. Er schaute unwillkürlich um, das klang so jämmerlich; aber als ob er sich damit selbst beruhige, klatschte er den Hals des Pferdes, und indem er es dann scharf in die Zügel nahm, richtete er sich selbst wieder stramm auf. Der Weg führte wieder über einen

Durchschlag. Drunten lag das Thal im hellen Sonnenglanz. Der Gedanke durchzuckte ihn: Da sind so viel armselige Menschen, die nichts haben und ihre Tage mit der Sorge verbringen, wie sie nur leben sollen — warum kann man ihnen nicht ihre Lebenskraft abkaufen, ihre Jahre zu den seinen nehmen und immer weiter leben? Das dumme Volk hat Recht, wenn es uns für nichts mehr hält, wie sie, da wir ja auch sterben müssen, an denselben Krankheiten wie sie . . . Hier lebt Alles fort, Baum und Thier und Mensch, und dort oben im Schlosse liegt ein Mann, wie sie meinen, im Sterben, vielleicht stirbt er jetzt in diesem Augenblick. Diese Luft trägt seinen letzten Hauch, wo ist er? Warum fährt nicht ein Todesschauer durch all sein Besitzthum, durch Baum und Mensch und Thier? Alles müßte mit ihm leben, mit ihm sterben! Es ist sein. Diese Armseligkeit . . .

„Ich bin ein armes Weib, schenken Sie mir was!“ sprach den Reiter plötzlich eine Gestalt an, die aus dem Dickicht hervorhuschte. Es war die alte Zenza.

Bruno schrak zusammen, als wäre ihm ein Gespenst erschienen. Er gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon, die Haare sträubten sich ihm empor, er kam lange nicht zur Ruhe.

Wie von selbst setzte sich die abgebrochene Gedankenreihe fort, und der Anruf der Alten verknüpfte sich darein: Schenk' mir was . . . Wenn Alles stürbe mit dem Besitzer, wer würde erben? Was ist dem Menschen mehr zu eigen, als seine Gedanken? Und sie sterben doch mit ihm . . .

„Ich will nicht denken," sagte Bruno plötzlich laut. „Ich will nicht! Morgen, übermorgen, später, nur jetzt nicht; jetzt will ich euch Gedanken nicht!"

Er lüftete den Hut, als müßten dadurch alle Gedanken davonfliegen, dann schlug und spornte er das Pferd, daß es sich hoch aufbäumte und wild davon rannte. Die Sorgfalt, fest im Sattel zu sitzen, erlöste ihn von aller übernächtigen Grübelei, denn als solche erschien ihm das Sinnen und Denken. Er saß fest, preßte dem Pferd die Schenkel in die Rippen und die körperliche Anstrengung that ihm wohl. Dennoch mußte er plötzlich wieder an den Vater denken. Er spürte ein Zucken in der Brust . . . in diesem Augenblick mußte es sein . . . jetzt entfuhr der Brust des Vaters der letzte Athem . . . Die Hand Bruno's zuckte unwillkürlich. Das Pferd hielt an. Wieder gab er ihm die Sporen und jagte davon, er jagte seine Gedanken davon. Da rief eine Stimme:

„Bruno, halt ein!"

Es durchschauerte ihn. Was ist das für eine Stimme? Wer ruft ihn hier bei seinem Namen? Kalter Todesschweiß trat ihm auf die Stirne.

„Wer ruft mich?" fragte er mit blasser, bebender Lippe.

„Du kannst nicht zu mir!"

„Wer bist Du? Wo bist Du?" rief Bruno. Es überschauerte ihn kalt, und das Pferd schnaubte. Ist es denn wahr, daß Hexen im Felsen wohnen? Dort aus dem Felsen kommt die Stimme.

„Wer bist Du?" wiederholte Bruno. „Deine Stimme klingt mir —"

„Kennſt Du ſie noch? Die ſchwarze Eſther? Kehr' um, Du biſt des Todes!"

Es raſchelte etwas den Berghang hinab, Bruno ſaß erſtarrt auf dem Pferde. Endlich ließ er die Hand vom Zügel, betrachtete ſeine Hand, zog den Handſchuh aus, wie um ſich zu vergewiſſern, daß er noch lebe, daß noch Tag iſt, nicht Alles ein Traum, wilde Ausgeburt ruheloſer Phantaſie . . .

Das Pferd ging ruhig weiter. Plötzlich ſprang es mit einem mächtigen Satz ſeitwärts — ein Schuß knallte.

Wer jagt jetzt hier?

Bruno war bereits aus dem Bereich ſeines Beſitzthums. Wer jagt im königlichen Forſt, wo erſt im nächſten Monat die Jagd aufgeht?

Mit einem gewiſſen Behagen faßte Bruno ſeinen Schnurrbart. Er hatte wieder ein klares Selbſtgefühl, er kannte die Dinge der Welt. Er griff nach dem Revolver in der Satteltaſche und ſah ruhig nach, ob Alles ſchußbereit. Das Pferd ging weiter. Da ſah er an einem Baume einen Flintenlauf auf ſich gerichtet und hinter dem Baume hervor rief eine Stimme:

„Kehr' um, oder ich ſchieß' Dich nieder! Eins! Zwei! Drei —"

Bruno wandte ſein Pferd, aber vom Wirbel bis zur Zehe erzitterte er, hinter ihm war ein geladener Flintenlauf, jede Minute konnte ihn die Kugel durchbohren — der kalte Schweiß rannte ihm vom Geſicht, die Augen brannten ihm, er wagte nicht die Hand zu bewegen; der Wilderer hinter ihm kann dieſe Bewegung mißverſtehen und ihn rücklings niederſchießen.

Erſt als er an der Felſenecke ankam, wo die ſchwarze Eſther ihn vorhin angerufen und ſo geheimnißvoll verſchwunden war — ſie hat ihn gewarnt, ſie hat ſeiner Liebe nicht vergeſſen und er will fortan für ſie ſorgen — erſt dort wagte er, wieder aufzuathmen. Er gab dem Pferde die Sporen und jagte dahin, er wußte nicht mehr wohin, und erſt als er bebautes Feld vor ſich ſah, darauf Landleute arbeiteten, ſtieg er ab und ſetzte ſich auf den Boden.

Im erſten Gefühl der Rettung ſtieg ein guter Vorſatz in ihm auf. Er wollte zurückkehren, ſich reuevoll vor dem Vater niederwerfen und ſeine letzte Vergebung erbitten; er wollte ihm ſagen, daß er nun für die ſchwarze Eſther, die die erſte Urſache des Zerfalls zwiſchen ihnen beiden geweſen, ſorgen wolle. Aber er fühlte ſich ſo matt, daß er ſich nicht erheben konnte, und in ihm ſprach's: Du kannſt nicht! Zwei ſolche Erſchütterungen an Einem Tag kannſt Du nicht ertragen, und gewiß nicht heute, erſt morgen, vielleicht ſpäter, wird das Unvermeidliche eintreten.

Wie zerſchlagen in allen Gliedern richtete er ſich endlich auf und fragte die Leute auf dem Feld, wo er denn ſei; er erfuhr, daß er weit ab vom Weg.

Wenn jetzt der Jockey ihm nachreitet und ihn nicht findet?

Bruno fühlte ſich in ſeinem Gewiſſen beruhigt, er hat das ja nicht gewollt — ein böſes Schickſal, eine unbegreifliche Verkettung aller Schrecken hatte ihn vom Wege abgeleitet.

Niemand hier kannte ihn. Da hörte er plötzlich

Musik. Viele Wagen, mit grünen Zweigen bekränzt, fuhren die Straße dahin.

„Was ist das? Ist das eine Hochzeit?“ fragte er den Bauer, der ihm Bescheid um den Weg gegeben hatte.

„Ich weiß nicht, ich glaube, es sind die Leute aus der Stadt, die können in der Ernte spazieren fahren; es sind vielleicht die von der Abgeordnetenwahl.“

Bruno stieg wieder auf. Der Bauer sah ihn seltsam an, da er um den nächsten Weg nach Wildenort fragte; er bezeichnete ihm einen Reitweg, der sich nicht fehlen ließ. Aber Bruno wollte heute lieber auf der Landstraße bleiben, er hatte keine Freude mehr am Wald, er ritt die Straße entlang; er kam an einer großen Wagenreihe vorbei, der eine Musikbande mit schwarz-roth-goldener Fahne voraufzog. Er ritt rasch vorbei, abseits. Er wollte keine Musik hören.

Sechstes Capitel.

Schon bevor der Leibarzt angekommen, hatte man dem Kranken zur Ader gelassen; Gunther, der eine kleine Apotheke mitgebracht, hatte rasch einige Mittel bereitet, die Eberhard Beruhigung gaben. Er schlief jetzt. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Gunther ging ab und zu. Irma saß verborgen, sie sah den Vater und konnte von ihm nicht gesehen werden. Jetzt athmete er lang auf, er war erwacht und schaute um sich.

Irma eilte zu ihm. Er ſah ſie ſtarr an, dann winkte er, daß ſie ein Fenſter öffne.

Der Tag war ſonnenhell, ein Luftſtrom voll Waldesduft und Waſſerkühle drang ins Zimmer; Eberhard nickte. Man vernahm Peitſchenknallen. In die Mienen des Kranken trat eine frohe Spannung, er wußte, daß man jetzt die erſten Garben heimbringe von dem Sumpfgrunde, den er trocken gelegt.

Man hörte Schritte im Vorzimmer. Gunther kam in Begleitung des Oberknechts.

„Tritt nur ein," ſagte er unter der Thüre, „es wird Deinen Herrn freuen." Mit ſchwerem Schritt trat der Oberknecht an das Bett des Kranken und ſagte, in der Rechten eine Handvoll Aehren haltend, mit der Linken auf der Bruſt klopfend als müßte er die Worte heraus hämmern:

„Hier, Herr, bringe ich Ihnen die erſten Aehren von unſerm neuen Ackergrund und wünſche, daß Sie noch viele Jahre in Geſundheit Brod davon eſſen."

Eberhard ergriff die Aehren und drückte mit der andern Hand die des Knechtes, der nun davon ging und drunten in der Scheune ſich auf eine Garbe ſetzte und weinte.

„Soll ich bei Dir bleiben oder Dein Kind allein?" fragte Gunther.

Eberhard ließ die Aehren los, ſie lagen auf ſeiner Bettdecke. Er faßte nach Irmas Hand. Gunther ging hinaus.

Jetzt ließ Eberhard auch die Hand der Tochter los, deutete auf ihr Herz und dann auf die Aehren.

Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Vater, ich verstehe Dich nicht.“

Schmerz zog durch das ganze Angesicht Eberhards, und er legte die Finger an den Mund, wie klagend, daß er nicht sprechen könne; wer weiß, ob er nicht sagen wollte: auch aus dem Sumpfe sprießt die gute Saat, wenn wir ihn richtig bebauen — so auch aus Deinem Herzen, mein Kind, aus dem verlorenen, verwüsteten...

„Ich will Gunther rufen,“ sagte Irma, „vielleicht versteht er, was Du meinst.“

Eberhard winkte abwehrend; in seinen Mienen war etwas wie Zorn, daß Irma ihn nicht versteht.

Er biß auf die des Wortes beraubten Lippen und wollte sich aufrichten. Irma half ihm, und nun saß er an die Kissen gelehnt.

Sein Antlitz war verändert. Es war plötzlich eine fremde Farbe, ein fremder Ausdruck darin.

Irma sah schaudernd, was vorging. Sie kniete am Bett nieder und legte ihre Wange auf des Vaters Hand. Er zog die Hand zurück.

Sie schaute ihn an. Mit aller Anstrengung erhebt er die Hand — sie ist von Todesschweiß übergossen — mit ausgestrecktem Finger schreibt er ihr ein Wort auf die Stirn, ein kurzes — sie sieht, sie hört, sie liest es, es steht in der Luft, auf ihrer Stirn, in ihrem Hirn, in ihrer Seele, überall — sie schreit laut auf und stürzt zu Boden.

Gunther kommt rasch herein. Er schreitet über Irma weg, hebt die herabgesunkene Hand Eberhards auf, fühlt nach seinem Herzschlag, zuckt zusammen und drückt dem Freunde die Augen zu.

Es war todtenſtill in dem Gemach.

Da plötzlich tönt Muſik vor dem Hauſe, die Melodie des fragenden Vaterlandsliedes — und Hunderte von Stimmen rufen: Hoch lebe unſer Abgeordneter, der edle Graf Eberhard!

Irma am Boden regt ſich, Gunther ſchreitet an ihr vorüber, geht auf den Hof, jäh verſtummt die Muſik und ſchweigen die Stimmen.

Roſſestritte nahen; Bruno reitet in den Hof. Er ſteigt ab, er lieſt in den Mienen Gunthers und der Verſammelten, was geſchehen. Er bedeckt ſich das Geſicht und lehnt ſich auf Gunther, der ihn ins Haus zurückführt . . .

Als Gunther und Bruno in das Zimmer des Todten kamen, lag er allein; Irma war verſchwunden, ſie hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen.

Siebentes Capitel.

Wer ſein Leben zerſtört, zerſtört nicht ſein eigenes Leben allein.

Dem Kinde, das den Vater gekränkt, wächſt die Hand zum Grabe heraus.

Auf deiner Stirn ſteht ein unauslöſchliches Mal, ein Kainszeichen von der Hand des Vaters.

Du kannſt dein Antlitz nicht ſelbſt mehr ſchauen und von keinem fremden Auge mehr ſchauen laſſen.

Kannſt du vor dir fliehen? Ueberall hin folgſt du dir ſelbſt.

Du biſt verworfen, verloren, verſunken in dir . .

So ſprach es eintönig und immer wieder aufs neue in der Seele Irmas.

Sie lag im dunklen Gemach, kein Sonnenſtrahl durfte eindringen, kein Licht durfte gebracht werden; ſie war allein mit ſich und der Nacht. Ihre Gedanken riefen ſie wie Stimmen, zur Rechten, zur Linken, von oben, von unten, überall — und oft war's ihr, als ſchwebte die Hand des Vaters mit ausgeſtrecktem Finger glühend durch die Dunkelheit.

Sie hörte draußen die Stimme Brunos, die Stimme des Leibarztes; Bruno wollte ſie mancherlei fragen, Gunther wollte nach der Stadt zurückkehren. Irma antwortete, daß ſie Niemand ſehen könne; ſie trug Gunther tauſend Grüße auf für Alle, die ſie liebten.

Gunther gab dem Hausarzt und der Kammerjungfer den Auftrag, ſorgfältig über Irma zu wachen; er ſchickte einen Boten an Emmy in das Kloſter.

Irma blieb in Dunkelheit und Einſamkeit.

Der Verſucher trat zu ihr und ſprach:

Was härmſt du dein junges Leben ab? Die ganze Welt liegt vor dir mit ihrem Glanz und ihrer Schönheit. Wo iſt eine Spur auf deiner Stirn? Die Hand iſt ſtarr und vermodert. Raff' dich auf! Die Welt iſt dein! Warum verſchmachten? Warum kaſteien? Jedes lebt für ſich, Jedes lebt ſich aus. Dein Vater hat ſein Leben vollbracht, vollbringe du das deine! Was iſt Sünde? — — — Der Tod hat kein Recht an das Leben, das Leben allein hat Recht...

Hin und her zerrte es an ihr und plötzlich ſah ſie in der Dunkelheit jenes Geſicht aus dem Evangelium, da Satan und der Engel ſich ſtreiten um die Leiche Moſis.

Ich bin keine Leiche! rief ſie plötzlich. Und Engel giebt's nicht und Teufel giebt's nicht! Alles iſt Lüge! Von Geſchlecht zu Geſchlecht ſingen und ſagen ſie uns wie Kindern in der Dunkelheit allerlei Märchen vor.

Der Tag iſt da. Ich reiße den Vorhang auf und die ganze lichte Welt iſt mein. Haben nicht Tauſende gefehlt gleich mir und leben glücklich?

Sie ſtürzte nach dem Fenſter. Es war ihr, als läge ſie lebendig begraben in der Erde, ihre Phantaſie wühlte ſie hinein dort in jenes Grab...

Licht, Licht muß ich haben!

Sie hob den Vorhang. Ein breiter Strahl drang herein. Sie prallte zurück. Der Vorhang fiel nieder. Sie lag wieder im Dunkeln.

Da hörte ſie eine Stimme, die ihr tief zu Herzen ging. Oberſt Bronnen war aus der Reſidenz gekommen, um Eberhard die letzte Ehre zu erweiſen; er bat Irma — ſeine kräftige Stimme war halb verſchleiert — ihm die Gunſt zu gewähren, mit ihr um den Todten zu klagen.

Alles Blut preßte ſich im Herzen Irmas zuſammen; ſie öffnete die Thür, ſie reichte dem Freund im Dunkel die Hand; er preßte ſie und ſie hörte ihn, den ſtarken Mann, laut weinen. Wie im Sturm zogen ihr die Gedanken durch die Seele: Da ſteht ein Mann, der dich erlöſen könnte, und du könnteſt ihm dienen und unterthan ſein wie eine Magd — aber wie dürfteſt du? . . .

„Ich danke Ihnen“ — ſprach ſie endlich. „Mögen Sie ewig das Glück empfinden, daß Sie dem Erlöſten und mir Gutes geweſen ſind. . .“

Die Stimme ſtockte, ſie konnte nicht weiterſprechen. Bronnen ging. Im Dunkel verließ er ſie.

Irma war wieder allein.

Die letzte Handhabe, die ſie noch im Leben hätte faſſen können, war gebrochen. Hätte ſie geahnt, welche Zeilen von einem zerriſſenen und auf der Straße gefundenen Briefe Bronnen in der Taſche trug, ſie hätte laut aufgeſchrien.

Ein einziger Gedanke war wach in ihr. Was ſoll mir's, noch ſo viel tauſendmal die Sonne aufgehen ſehen und jeder Sonnenſtrahl, jedes Auge macht die Schrift leuchten, und Worte ſind mir ewige Schrecken. Vater — Tochter — wer nimmt mir dieſe Worte heraus aus der Sprache, daß ich ſie nie wieder höre, nie wieder leſe?

Wie eine unergründliche Leere war's in ihrem Denken. Da iſt der eine und einzige Gedanke immer wieder, nie auszudenken und doch ſchon von allen Seiten ausgedacht, und Sinnen und Brüten dreht ſich mit zermalmender Gewalt, unermüdlich und abgemattet zugleich, im tauſendmal abgemeſſenen Kreiſe um und um.

Es trat jene Dumpfheit der Seele ein, die völlige Gedankenloſigkeit iſt. Nichts denken, nichts wollen, nichts thun. Das Chaos iſt über den Einzelmenſchen gekommen, und drüber ſchwebt Unfaßbares. Laß es herankommen, halte ſtill wie ein Opferthier, gegen deſſen Stirn das Beil des Opferprieſters geſchwungen iſt. Das Schickſal muß vollenden; du kannſt nichts thun, nur ſtillhalten, nicht zucken.

Stunden um Stunden lag Irma.

Draußen ging der Pendelſchlag der großen Standuhr, und der Ton ſprach immer: Vater — Tochter, Tochter — Vater! Stundenlang hörte ſie nichts als den Pendelſchlag, und immer die Worte: Vater — Tochter, Tochter — Vater! Sie wollte rufen, daß man die Uhr zur Ruhe ſtelle, aber ſie unterließ es. Sie wollte ſich zwingen, im Pendelſchlag nicht dieſe Worte zu vernehmen. Es gelang ihr nicht. Vater — Tochter, Tochter — Vater! klang der Pendelſchlag fort und fort.

Was einſt freies Spiel ihrer Laune geweſen, das ſpielte nun mit ihr. Was haſt du von der Welt geſehen? Einen kleinen Ausſchnitt. Du mußt eine Reiſe um die ganze Erde machen, das ſoll deine Wallfahrt ſein, da wirſt du dich verlieren. Du mußt den ganzen Planeten kennen lernen, auf dem dieſe Geſchöpfe herumkriechen, die ſich Menſchen nennen und ſich mit Graben und Pflanzen, mit Predigen und Singen, mit Meißeln und Malen den Jammer betäuben, daß ſie ſterben müſſen. Betäubung iſt Alles...

Vor ihrem Geiſte bauten ſich Bilder auf, wie ſie in ungemeſſene Fernen zieht, der treue Diener ſchlägt das Zelt in der Wüſte auf, und wenn ein wilder Stamm kommt...

Im Halbſchlaf hörte ſie den Tamtam und ſah ſich hinweggetragen, mit Pfauenfedern geſchmückt, und um ſie her tanzten dunkle wilde Geſtalten.

Was ihre Phantaſie einſt keck ſich vorgeſpiegelt und was jetzt von ſelbſt aus ihr auftauchte, das umtollte ſie und ſchlang den ſinnverwirrenden Reigen....

Achtes Capitel.

Es war tief in der Nacht. Alles ſchlief.

Irma öffnete leiſe und ſchlich hinaus.

Sie ging nach der Todtenkammer. Ein einſames Licht brannte zu Häupten des Todten; er lag im offenen Sarg, ein Büſchel Aehren zwiſchen den Händen. Der Diener, der bei der Leiche wachte, ſah Irma groß an; er nickte nur und ſprach kein Wort.

Irma faßte die Hand des Vaters. Wenn dieſe Hand ſegnend auf ihrem Haupte geruht hätte, ſtatt daß ſie ...

Sie kniete nieder und küßte mit heißer Lippe die eiſig kalte Hand. Ein Gedanke, ein Blitz, ein ſinnverwirrender, zuckte durch ihre Seele: Das iſt der Kuß der Ewigkeit! Flammende Lohe und Eiſesſtarren drängten ſich zuſammen. Das iſt der Kuß der Ewigkeit...

Als ſie in ihrem Zimmer erwachte, wußte ſie nicht mehr, hatte ſie geträumt oder war es in Wirklichkeit geſchehen — ſie hatte die todte Hand des Vaters geküßt; aber das ſpürte ſie: tief in ihrem Innerſten ruht etwas wie ein eiſiger Tropfen, unbeweglich, unvertilgbar.

Der Kuß der Ewigkeit — Du wirſt keine warmen Lippen mehr küſſen — Du biſt dem Tode vermählt.

Sie hörte die Glocken läuten, man trug ihren Vater zu Grabe; ſie verließ das Gemach nicht, kein Ton kam von ihren Lippen, keine Thräne aus ihrem Auge; Alles in ihr war ſtumm, dumpf und zerbrochen.

Sie lag im Dunkel. Wenn die Tauben auf dem Fenſterſims draußen girrten und davonflogen, dann wußte ſie, daß es Tag war.

Bruno war im höchſten Grade ärgerlich über das excentriſche Weſen ſeiner Schweſter. Er wollte abreiſen, ſie ſollte ihn begleiten oder doch ſagen, was ſie vorhabe. Sie gab keine Antwort. Endlich trat er zur Reiſe gerüſtet in das Vorzimmer Irmas; hier ſaß das Kammermädchen und las in einem Buche.

Bruno hatte die Hand ausgeſtreckt, um ihr unter das Kinn zu faſſen, aber ſchnell erinnerte er ſich, daß er ja in Trauer war; er zog auf halbem Wege die Hand wieder zurück.

Er übergab dem Kammermädchen ſeinen Hut, daß ſie einen Trauerflor darum nähe, und ſtreichelte dabei zufällig ihre Hand. Dann ging er nochmals an die Thür ſeiner Schweſter.

„Irma," bat er, „Irma, ſei doch vernünftig, gieb doch endlich eine Antwort!"

„Was ſoll ich?" fragte es drinnen.

„So öffne doch!"

„Ich höre," antwortete ſie und öffnete nicht.

„So laß Dir ſagen: Es hat ſich kein Teſtament des ſeligen Papa vorgefunden. Ich werde Alles mit Dir brüderlich ordnen. Willſt Du nicht mit zu meiner Familie reiſen?"

„Nein."

„So reiſe ich allein. Adieu!"

Er erhielt keine Antwort; er hörte, wie ſich Schritte von der Thür entfernten, und wendete ſich um. Das Kammermädchen hatte den Flor um den Hut genäht, Bruno küßte ihr die Hand und gab ihr ein reichliches Geſchenk.

Dann reiſte er ab.

Es war ihm ganz recht, daß er ohne Irma reiſen

konnte; er kann sich eher gehen lassen und ist von Niemand genirt, und seine Philosophie befiehlt: nur keine unnöthige Trauer! Das hilft zu nichts und man verdirbt sich nur damit die Tage.

Er war unterwegs sehr zufrieden mit sich. Das Gut Wildenort behält er des Namens wegen für sich; es ist nur klein und man könnte ohne eine Stellung im Staat nicht standesgemäß davon leben. Er will Irma, wenn sie sich, was hoffentlich bald geschieht, verheirathet, den ganzen Schätzungswerth des Stammgutes als Mitgift geben.

Bruno reiste nach der Residenz, und sein erster Ausgang, nachdem er seine Familie besucht, war in den Jokeyclub, der jetzt in Permanenz versammelt war. Mit einem mäßigen Reuegelde wollte er seine Pferde vom Wettrennen zurückziehen, das in den nächsten Tagen stattfinden sollte; er ist in Trauer, man wird Rücksicht darauf nehmen. — Auf dem Wege begegnete ihm der Leibarzt, Bruno kehrte um. Der Leibarzt ging nach dem Schlosse.

Noch nie hatte man den Mann, der als der Unerschütterliche bei Hofe galt, so bewegt gesehen, als da er die Nachricht vom Tode des alten Grafen Wildenort brachte.

Er erzählte der Königin von den Erweckungen aus besten Tagen, die sich Eberhard in der letzten Stunde wieder wach gerufen, aber er konnte doch nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß der dahingegangene Freund den Hochpunkt nicht erreicht, nach dem er so redlich gestrebt; denn er hatte noch in der letzten Stunde nach äußeren Handhaben getastet und mußte sich das Errungene neu einprägen. Die Königin sah verwundert

auf den Mann, der in seiner tiefsten Ergriffenheit noch so streng urtheilen konnte.

„Wie trägt es unsere Irma?“ fragte sie.

„Schwer und still, Majestät,“ erwiderte der Leibarzt.

„Ich meine,“ sagte der König zur Königin, „wir sollten unserer Freundin schreiben und ihr einen Boten schicken.“

Die Königin stimmte bei, und der König sagte laut zum Schloßhauptmann:

„Die Königin will sofort einen Courier an die Gräfin Irma schicken, wollen Sie das Nöthige veranlassen. Schicken Sie den Lakaien Baum.“

Die Königin stutzte. Warum sagt der König, daß sie einen Boten schicken wolle, während er doch dazu angeregt hatte und sie nur beistimmte? Ein Schreck durchzuckte sie, aber sie bezwang ihn schnell und machte sich Vorwürfe, daß der böse Blutstropfen, der sich einst in ihr geregt, noch nicht ganz verschwunden sei. Sie ging in ihr Cabinet und schrieb an Irma. Auch der König schrieb.

Baum machte ein sehr bescheidenes, sehr untergebenes Gesicht, als ihm der Schloßhauptmann den Befehl gab, sich sofort bereit zu machen, um als Courier zur Gräfin von Wildenort zu reisen; er solle bei der Gräfin bleiben, sie nie verlassen, und wenn sie auf Reisen gehen wolle, so werde er sie begleiten bis zu ihrer Rückkehr an den Hof.

Als Baum mit den Briefen abreiste, hatte er ein ganz anderes Gesicht, es war triumphirend; jetzt ist er auf dem Punkt, das große Loos zu gewinnen, man hat ihm den delicaten Auftrag gegeben, er weiß, woran er ist, man versteht ihn und er versteht die Anderen.

Er wendete ſich zum Schloſſe zurück und ſeine Mienen waren jetzt gar nicht mehr unterthänig; unter der vorgehaltenen linken Hand ſagte er faſt laut zu ſich, indem er mit der Rechten die Bruſt ſtreichelte: „Als gemachter Mann kehre ich zurück, und mindeſtens Oberkämmerer muß ich ſein.“

Baum kam auf dem Herrenhauſe an. Die Kammerjungfer ſagte, daß Irma Niemand ſpreche und Niemand ſehe.

„Wenn ſie nur aufſchreien möchte, der ſtille Schmerz tödtet ſie,“ klagte die Kammerjungfer.

Es wurde an die verſchloſſene Thüre Irmas geklopft; man mußte lange auf Antwort warten. Endlich fragte Irma, was es gebe? Sie mußte ſich an der Thürklinke feſthalten, da ſie die Stimme Baums erkannte. Iſt vielleicht der König ſelbſt gekommen?

Baum ſagte, daß er als Courier Ihrer Majeſtäten geſchickt ſei, um einen Brief abzugeben. Irma öffnete nur ſo weit, daß ſie ihre Hand herausreichte, nahm den großen Brief herein, legte ihn auf den Tiſch; — ſie hatte nichts von der Welt draußen zu erfahren, die Welt draußen kann ihr keinen Troſt geben, Niemand.

Endlich gegen Abend ſchlug ſie die Vorhänge zurück und entſiegelte das große Couvert. Es lagen zwei Briefe darin; der eine trug die Ueberſchrift von der Hand der Königin, der andere von der des Königs. Sie entfaltete den Brief der Königin zuerſt und las:

„Du liebe, gute Irma!

(Die Königin nannte ſie zum Erſtenmal „Du.“ Irma wiſchte ſich mit einem Tuche über das Geſicht und las weiter.)

Du haſt den ſchwerſten Schmerz des Lebens erfahren. Ich möchte bei Dir ſein, Dein ſchwerpochendes Herz an das meine drücken und die Thränen Dir von den Augen küſſen. Ich will Dich nicht tröſten, nur Dir ſagen, daß ich mit Dir fühle, ſoweit man fühlen kann, was man nicht ſelbſt erfahren. Du biſt ſtark, edel und harmoniſch, ich muß Dir's zurufen,

(Die Hand Irmas zitterte, als ſie dies las.)

„damit Du Dich Deiner ſelbſt erinnerſt und Deinen Schmerz ſchön und rein trägſt. Du biſt verwaiſt, aber die Welt darf Dir nicht öde und leer ſein. Dir leben befreundete Herzen. Ich freue mich, oder vielmehr ich danke dem Schickſal, daß ich im Leid Dir etwas ſein kann. Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß ich Deine Freundin bin, aber es thut in ſolchen Stunden gut, wenn man ſich das ſagt. Ich möchte keine Stunde vergnügt leben, während Du in Trauer biſt. Alles iſt uns gemeinſam.

(Irma bedeckte ſich das Geſicht mit der Hand. Sie faßte ſich und las weiter.)

„— Laß mich bald wiſſen, was ich Dir ſein kann. Komme zu mir oder bleibe in Einſamkeit, wie es Deine Natur erheiſcht. Könnte ich nur Dir den Genuß Deiner ſelbſt geben, wie wir ihn empfinden! Du weißt gar nicht, wie Großes Du geleiſtet. Du haſt das Reich unſerer Empfindungen vermehrt. Das iſt die ſchönſte Eroberung. Sei ſtark in Dir und wiſſe, daß Du einen Halt haſt

an Deiner Dich innig liebenden

Mathilde."

Irma legte den Brief auf den Tiſch, aber ſie ſchob ihn unwillkürlich weit weg von dem des Königs, der noch unentfaltet hier lag. Jahre mußten vergehen, Meere dazwiſchen liegen, bevor man nach dieſen Worten die des Königs vernehme. Und doch — wie oft hat ſie mit Einem Athem und Einem Blick ihn und ſie gehört und geſehen.

Mit einer heftigen Bewegung wie im Zorn erbrach ſie den Brief des Königs und las:

„Es iſt mir tief ſchmerzlich, daß auch Sie, meine holde Freundin, erfahren müſſen, daß Sie das Kind eines Sterblichen ſind. Ich bejammere, daß Ihre ſchönen Augen weinen. Wenn auch das Erhabenſte noch der Läuterung fähig — und welches ſterbliche Weſen wäre deſſen nicht? — ſo wird dieſer Schmerz Ihren Hochſinn noch erhöhen. Aber bitte, ſteigen Sie nicht zu hoch, um uns ſo nieder und tief zu finden. Nehmen Sie uns mit auf Ihre Höhe.“

Die Mienen Irmas nahmen einen bitteren, verſteinerten Ausdruck an. Sie las weiter:

„Wenn Sie länger als ſieben Tage Ihr ſchönes Auge mit Thränen und Ihr hohes Herz mit Seufzern quälen und allein leben wollen, ſo laſſen Sie mich das durch ein Wort wiſſen. Wollen Sie Ihre Trauer verlängern, auf einer Reiſe ſich ſelbſt und ein anderes Selbſt wiederfinden, ſo beſtimmen Sie, wohin Sie zu reiſen gedenken; nur nicht zu weit weg, nicht zu weit in das Land der Schmerzen, in ein Ihnen fremdes Land. Sie ſollen froh ſein, heiter und ſchnell überwinden.

Ihr wohlgeneigter K.“

In dem Brief lag noch ein Zettel mit der Ueberschrift: „Sofort zu verbrennen.“

„Ich kann nicht leben ohne Dich, ich verliere mich selbst, wenn ich Dich verliere. Gegenwart allein ist Leben. Ich kann nur im Lichte Deiner Augen athmen, ich will keine Wolken, ich verlange Sonne. Erinnere Dich, welch eine Welt von Gedanken Du unter Deinem geflügelten Hut beherbergst. Laß diese Welt herrschen! Du darfst nicht traurig sein, Du darfst nicht! Um meinetwillen. Du mußt des Schmerzes Herrin werden, wie Du Herrin bist über mich! Sei stark, schwinge Dich hinweg über Alles! Komm zu

Deinem Kurt.

Der Kuß der Ewigkeit! Ich allein kann die Wolken, alles Trübe von Deiner Stirn wegküssen, ich kann und ich will.“

Irma schrie laut auf, ein krampfhaftes Lachen bewältigte sie.

Kann ein Mund diese Stirne küssen? Wie schmeckt der Todesschweiß, der sich hier eingeätzt? Wie schmeckt das entsetzliche Wort auf den Lippen? Küsse es weg! Küsse es weg! Es brennt, es friert. —

Diese letzten Worte allein hörte die Kammerjungfer; sie wollte zu Irma eilen; die Thür war verschlossen.

Nach geraumer Zeit erhob Irma das Haupt und war verwundert, sich am Boden zu finden; sie stand auf und ließ sich Schreibzeug und Licht bringen. Sie verbrannte beide Briefe des Königs, hielt eine Weile das schwere Haupt in beiden Händen, dann faßte sie die Feder und schrieb:

„Königin!

Ich büße meine Schuld mit dem Tode. Vergieb und vergiß.

Irma.“

Sie ſchrieb auf den Umſchlag: „Durch die Hand Gunthers. An die Königin ſelbſt.“

Dann nahm ſie ein neues Blatt und ſchrieb:

„Dem Freunde!

Zum letztenmal ſpreche ich zu Dir. Wir ſind auf dem Irrwege, auf dem entſetzlichen. Ich büße. Du gehörſt nicht Dir. Du gehörſt ihr und der Geſammtheit. Du mußt im Leben büßen, ich mit dem Tode. Faſſe Dich, ſei Eins mit dem Geſetz, das Dich an ſie und an die Geſammtheit bindet. Du haſt beide verleugnet, und ich, ich habe dazu verholfen. Unſer Leben, unſere Liebe hat das Entſetzlichſte über Dich gebracht. Du konnteſt nicht mehr wahr ſein vor Dir ſelbſt. Du ſollſt es wieder und ganz werden. Das rufe ich Dir ſterbend zu und ich ſterbe gern, wenn Du mich und Dich erhörſt. Die ewige Natur weiß, daß wir nicht ſündigen wollten, aber es iſt geſchehen. Mir iſt mein Urtheil auf die Stirn geſchrieben, faſſe Du das Deine im Herzen und lebe neu. Dein iſt noch Alles. Ich empfange den Kuß der Ewigkeit vom Tode. Höre dieſe Stimme und vergiß ſie nicht! Vergiß aber die, die ſie Dir zuruft. Ich will kein Gedenken.“

Sie verſiegelte die Briefe und verſteckte ſie ſchnell in der Mappe, denn ſie wurde unterbrochen. Man meldete Emmy, oder vielmehr Schweſter Euphroſine.

Neuntes Capitel.

Der Leibarzt hatte an Emmy einen Boten geſchickt mit der Nachricht vom Tode Graf Eberhards und der Verzweiflung Irmas. Die Priorin hatte Emmy ermahnt, zu der jungen Freundin zu eilen, der man ſo viel Dank ſchuldig war; da keine Nonne allein reiſen durfte, gab ſie ihr als Begleiterin eine Schweſter mit, die eine bewährte Krankenpflegerin war.

Als die Kammerjungfer die Ankömmlinge meldete, ſprang Irma unwillkürlich auf. „Das iſt die Erlöſung! Im Kloſter, abgeſchieden von der Welt, lebendtodt — dort warteſt du, bis man dich ins Grab legt.“

Ein Leben, in dem nichts vorgeht . . . ſprach es plötzlich, als ſtände der alte Schiffer hinter ihr, der die Worte geſprochen.

Ein trotziger Gedanke ſchwellte ihre Lippen: Ich warte nicht, bis mein Leben zu Ende, ich zwinge das Ende — —

Es dauerte lange, bis ſie der Kammerjungfer die Antwort gab:

„Ich danke von ganzem Herzen, aber ich will Niemand ſehen, Niemand hören.“

Irma fühlte ſich ſtark, als ſie dieſe Worte geſprochen. Nun iſt auch das vorbei, muß vorbei ſein.

Und wieder war es ſtill und dunkel, und wieder ſprach draußen der Pendelſchlag: Vater — Tochter, Tochter — Vater.

Es läutete vom Thal herauf, das iſt die Abendglocke.

Es muß ſein! ſprach Irma zu ſich. Sie ſchlug

die Vorhänge zurück und schaute hinab ins Thal, dort gingen die Nonnen in den langen schwarzen Gewändern durch die Wiesen. Sie eilte in Gedanken ihnen nach und sprach in die leere Luft hinaus: Leb' wohl, Emmy! Dann rief sie der Kammerjungfer, sie solle Befehl geben, daß man ein Pferd sattle, sie wolle ausreiten. Sie zeigte der Kammerjungfer ihr Antlitz nicht. Niemand soll diese Stirn je sehen. Die Kammerjungfer zog ihr das Reitkleid an, setzte ihr den Reithut auf, der noch mit dem Stück des Adlerflügels geschmückt war; Irma schauderte, als sie, auf den Hut greifend, den Flügel berührte; den Vogel hatte der König geschossen und ihr den Flügel gegeben damals . . . es ist wie eine letzte geisterhafte Berührung.

Sie befahl, über dem Schleier am Hut noch einen zweiten Schleier zu heften, und erst als sie ganz verhüllt war, ging sie hinaus. Sie sah nicht auf, sie nahm von nichts Abschied, sie heftete den Blick auf den Boden.

Im Hofe stand das Reitpferd Irmas; es scharrte lebhaft und blies die Nüstern auf, als es Irma sah. Sie fragte nicht, wer ihr Reitpferd aus der Residenz hergebracht; sie streichelte ihm den Hals und nannte es mit seinem Namen: Pluto. Sie war in Gedanken schon so aus der Welt, daß sie das Thier wie ein Wunder, wie etwas noch nie Gesehenes betrachtete. Sie stieg auf.

Auch der große Lieblingshund ihres Vaters war da und bellte ihr zu. Sie befahl, daß man den Hund ins Haus zurücktreibe.

Im ruhigen Schritt ritt sie davon. Sie schaute nicht auf, nicht rechts, nicht links. Die Sonne stand gerade hinter den Wipfeln der Bäume und das Licht brach in zersplitterten Strahlen durch das Gezweige wie dünne Sonnenfäden, zwischen den Stämmen hindurch glänzte der Himmel im Goldgrund.

Irma hielt an und winkte dem hinter ihr reitenden Baum; er ritt an ihre Seite.

„Wie viel Geld haben Sie bei sich?“

„Nur wenige Gulden.“

„Ich muß hundert Gulden haben. Reiten Sie zurück und holen Sie.“

Baum zögerte; er wollte sagen, daß ihm nicht gestattet sei, die Gräfin zu verlassen, aber er wußte das nicht vorzubringen.

„Warum zögern Sie? Haben Sie nicht verstanden?“ sprach Irma, es lag ein herber Ton in ihrer Stimme. „Reiten Sie augenblicklich zurück.“

Baum wendete sein Pferd.

Kaum war er aus ihrem Gesichtskreis, als Irma ihrem Pferd die Peitsche gab, über den Graben zur Seite sprengte, eine Bergwiese hinan und hinein in den Wald. Im gestreckten Galopp folgte sie demselben Wege, den Bruno vor wenig Tagen geritten. Das Pferd war muthig und lebhaft, es freute sich seiner schönen Reiterin, sie kannten einander; lustig, als ginge es zur hellen Jagd, rannte es dahin. Und es geht zur Jagd, dort knallt ein Schuß; aber Pluto ist schußfest, er schrickt nicht zusammen. Immer lustiger geht's im Galopp dahin. Das Abendroth blinkt durch

die Waldbäume und ſpielt in funkelnden Lichtern auf Stämmen und Moos. Und weiter geht der flüchtige Ritt, weiter, immer weiter!

Jetzt iſt ſie oben auf dem Bergkamm, der breite See drunten glänzt wie Purpur.

„Dort!“ ruft Irma, „dort biſt du, kühler Tod!“

Pluto hält an, er glaubt, ſeine Herrin habe es befohlen.

„Du haſt Recht,“ ſagte ſie, ihm den Hals ſtreichelnd, „es iſt weit genug.“

Sie ſteigt ab und wendet das Pferd; es ſieht ſie noch einmal an mit ſeinen großen treuen Augen, ſie hat den Schleier zurückgeſchlagen.

„Zieh' heim, du ſollſt leben. Zieh' heim!“

Das Pferd ſteht ſtill. Da hebt ſie die Peitſche und giebt dem Pferde einen Schlag, daß es davonrennt; Mähnen und Schweif im Abendwind flatternd, rennt es dahin über den Bergkamm.

Irma ſteht und ſieht ihm nach. Dann ſetzt ſie ſich an den Rand eines vorſpringenden Felſens und ſchaut hinein in die weite Landſchaft und in die untergehende Sonne.

„Zum letztenmal, du ſchönes Licht, ihr Farben am Himmel, zum letztenmal, bevor ich in die Nacht des Todes ſinke . . .“

Einen Augenblick faß ſie ganz hingenommen von dem Anblick, der ſich ihr aufthat; ſie wußte nicht mehr, von wannen ſie kam, wohin ſie wollte. Da ſtanden in weiter Reihe die hochaufragenden Berge, vielgezackt, Gipfel an Gipfel, und immer tiefer hinein ragte ein

Berghaupt empor. Die bewaldeten Berge umschwebte ein violetter Duft, an den scharfkantigen nackten Schrofen zitterte der Abendstrahl, und hoch auf die schneebedeckten Firnen breitete sich still der Hauch des Abendroths, immer höher sich färbend, während es drunten immer mehr nachtete. Wie durchglüht stand die eine große Schneekuppe, und jetzt zog mälig eine Wolke drüber hin und nahm den rothen Schimmer vom Berge mit sich fort, als wär's ein Schleier, den sie hob; die Wolke verschwebte erglühend, und todtenfahl starrten die Schneehöhen. Es war der Anblick eines Gestorbenen.

Der große Tod zog über die Höhen.

Wer so mit ihm verschwinden könnte im Aether!

Irma schauerte, ein fröstelnder Luftstrom strich über die Höhe. Sie fuhr sich mit der Hand über das Antlitz. Sie fühlte, wie auch sie erblaßt war. Sie stand auf, stieg höher, um noch einmal den Feuerball zu schauen. Sie kam zu spät, und laut sprach sie:

„Was nützt es, die Sonne zu schauen, ob tausend-, ob abertausendmal, wenn sie uns doch einmal untergeht? Und sie ist auf ewig untergegangen dem dort unter dem Boden, an dessen Hand nun die Verwesung ..."

Ihr schwindelte — sie sank nieder ins Moos.

Als sie sich wieder aufrichtete, war es Nacht.

Sie erhob sich und schritt mit hoch aufgeschürztem Gewand hinab in den nächtigen Waldesgrund.